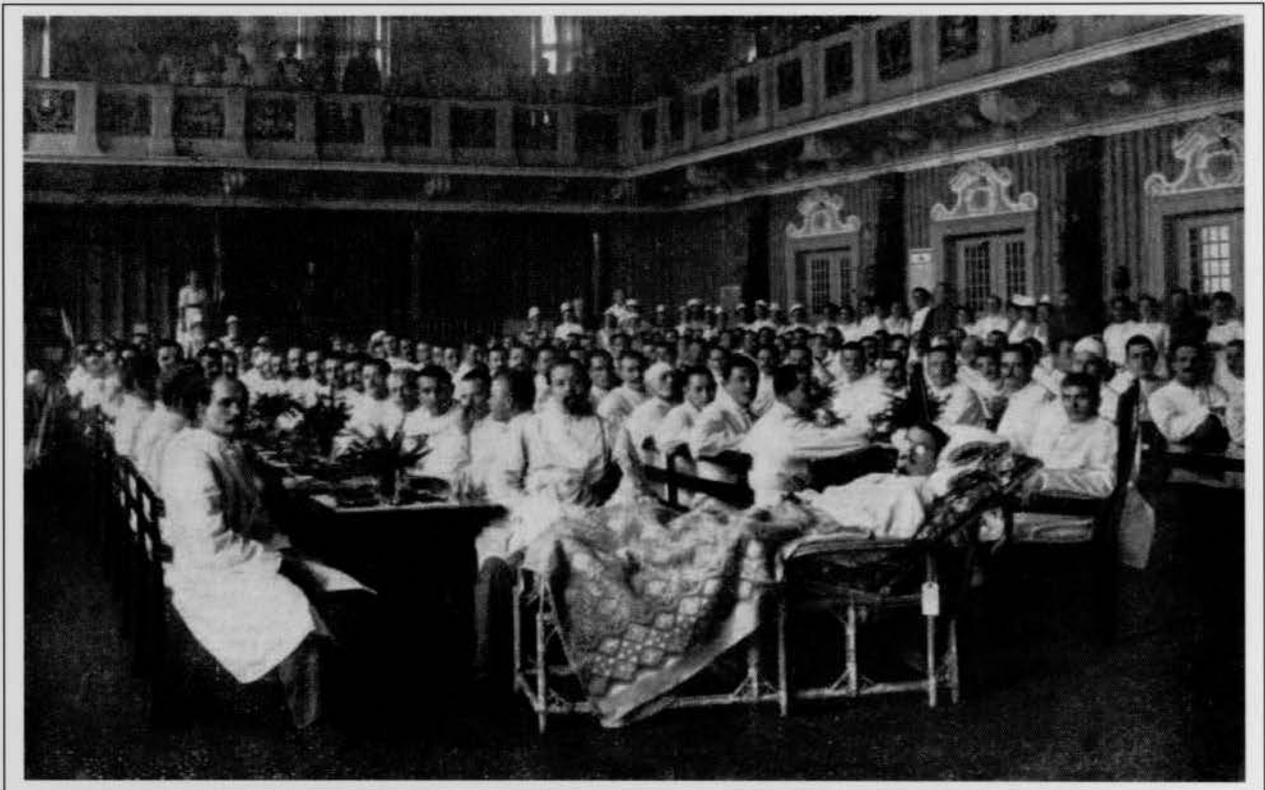


**Zeitschrift des  
Breisgau-Geschichtsvereins  
„Schau-ins-Land“**



**132. Jahrbuch 2013**

#### Außenbild:

Die zum „Tagraum für Verwundete“ umfunktionierte Aula des Realgymnasiums (aus: Die Freiburger Lazarette im Völkerkrieg 1914/15, hg. von LORENZ WERTHMANN, Freiburg 1915, S. 41). Siehe hierzu den Beitrag von Sarah Öhler: Die Kriegserinnerungen der Anni Aschoff aus Freiburg.

**Zeitschrift des  
Breisgau-Geschichtsvereins  
„Schau-ins-Land“**

**132. Jahrbuch 2013**

*Herausgegeben mit Unterstützung*

des Regierungspräsidiums Freiburg, des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald,  
des Kulturamts der Stadt Freiburg und der Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau

*Autoren des 132. Bandes:*

BAUMEISTER, HERMANN, M.A., Kirchzarten  
BIGOTT, BORIS, Dr., Schallstadt/Stuttgart  
BUSZELLO, HORST, Prof. Dr. Dr. h.c., Denzlingen  
DEISENROTH, KARLHEINZ, Freiburg  
HAUMANN, HEIKO, Prof. Dr., Elzach  
HILLENBRAND, EUGEN, Dr., Merzhausen  
HOCKENJOS, KLAUS, Dr., Freiburg  
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg  
JAHNKE, DARGLEFF, M.A., Kirchzarten  
JENISCH, BERTRAM, Dr., Freiburg  
JOOS, CLEMENS, M.A., Archivassessor, Marburg  
KALCHTHALER, PETER, M.A., Freiburg  
KÜNZEL, PETER, Freiburg  
LEONARDI, MARCO, Dr., Catania (I)  
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg  
MANGEL, JOHANNES, Dr., Freiburg/Weimar  
NIEMANN, ULRICH, Emmendingen  
ÖHLER, SARAH, Realschullehrerin, Heitersheim  
ÖHLER, NORBERT, Dr., Horben  
SCHÖPFLIN, FRIEDRICH, Müllheim  
SCHULZE, WILLY, Rümplingen  
SPECK, DIETER, Prof. Dr., Bad Krozingen  
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal  
WEHRENS, HANS GEORG, Dr., Freiburg

*Redaktionsausschuss:* Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr.  
HEIKO HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. HANS SCHADEK,  
Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

*Schriftleitung:* Dr. HANS-PETER WIDMANN

*Selbstverlag* des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ e.V.

Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstrasse 15, 79098 Freiburg i.Br.  
(Telefon: 0761/201-2701; E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de)

ISSN 1434-2766

*Satz und Druck:* Buchdruckerei Franz Weis GmbH, 79106 Freiburg i.Br.

# Inhaltsverzeichnis 132. Band

## Beiträge

	Seite
HERMANN BAUMEISTER: Der Kosmograf Martin Waldseemüller, seine Weltkarte und der Erdglobus von 1507 .....	7
ULRICH NIEMANN: Hans Niesenberger von Graz, Münsterbaumeister in Freiburg. Zwischen Gefängnis und Tod in Emmendingen? .....	33
HORST BUSZELLO: Joß Fritz und der Bundschuh zu Lehen 1513. Obrigkeitliche Inszenierung und geschichtswissenschaftliche Rekonstruktion .....	41
HANS GEORG WEHRENS: Nachtrag zu „Der Totentanz im alemannischen Sprachraum“ .....	81
CLEMENS JOOS: <i>Stadt und Land noch herzösterreichisch</i> . Jacob Grimm über die Stadt Freiburg .....	87
SARAH ÖHLER: Die Kriegserinnerungen der Anni Aschoff aus Freiburg .....	95
KLAUS HOCKENJOS: Maxim Gorki im Schwarzwald .....	107
PETER KÜNZEL: <i>Auf behördliche Weisung eröffnen wir Ihnen ...</i> Die Deportation der jüdischen Bürger Freiburgs nach Theresienstadt am 21. August 1942 – Ein Beitrag zum 70. Jahrestag .....	125
HEIKO HAUMANN: Stadt- und Regionalgeschichte heute. Die „Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau“ im Vergleich mit Schweizer Kantonsgeschichten. ....	151

## Buchbesprechungen

### *Landes- und regionalgeschichtliche Literatur*

ANNETTE BORCHARDT-WENZEL: <i>Kleine Geschichte Badens</i> , Regensburg 2011. (FRIEDRICH SCHÖPFLIN) .....	161
---	-----

Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich, hg. von ERICK BECK u.a. (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 18), Ostfildern 2012. (DIETER SPECK) . . . . .	162
Feldpost eines Badischen Leib-Grenadiers 1914-1917, hg. von SUSANNE ASORONYE, Königsbach-Stein 2012. (DARGLEFF JAHNKE) . . . . .	162
BARBARA HAMMES: Ritterlicher Fürst und Ritterschaft. Konkurrierende Vergegenwärtigung ritterlich-höfischer Tradition im Umkreis südwestdeutscher Fürstenhöfe 1350-1450 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 185), Stuttgart 2011. (MARCO LEONARDI) . . . . .	163
HEIKO HAUMANN: Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung, Wien u.a. 2012. (URSULA HUGGLE) . . . . .	164
HEIKO HAUMANN: Schicksale. Menschen in der Geschichte. Ein Lesebuch, Wien u.a. 2012. (URSULA HUGGLE) . . . . .	164
KURT LUDWIG JOOS: Schwieriger Aufbau. Gymnasium und Schulorganisation des deutschen Südwestens in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 55), Stuttgart 2012. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) . . . . .	166
Kloster und Stadt am südlichen Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, hg. vom Geschichtsverein Markgräflerland (Das Markgräflerland 2/2011), Schopfheim 2011. (BORIS BIGOTT) . . . . .	168
Neue Forschungen zur elsässischen Geschichte im Mittelalter, hg. von LAURENCE BUCHHOLZER-REMY u.a. (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 56), Freiburg/München 2012. (DETLEF VOGEL) . . . . .	169
Nicht nur Sieg und Niederlage. Sport im deutschen Südwesten im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von MARTIN FURTWÄNGLER, CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL und MARTIN EHLERS (Oberrheinische Studien 28), Ostfildern 2011. (DARGLEFF JAHNKE) . . . . .	170
HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Klöster, Stifter, Dynastien. Studien zur Sozialgeschichte des Adels im Hochmittelalter, hg. zum 80. Geburtstag von Hansmartin Schwarzmaier im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg von KONRAD KRIMM und PETER RÜCKERT (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 190), Stuttgart 2012. (MARCO LEONARDI) . . . . .	171

Stadtgedächtnis – Stadtgewissen – Stadtgeschichte! Angebote, Aufgaben und Leistungen der Stadtarchive in Baden-Württemberg, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Archive im Städtetag Baden-Württemberg, Ubstadt-Weiher u.a. 2013. (NORBERT OHLER) .....	172
BERND WUNDER: Kleine Geschichte der Kriege und Festungen am Oberrhein 1630-1945 (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt), Karlsruhe 2013. (KARLHEINZ DEISENROTH) .....	173
<i>Orts- und personengeschichtliche Literatur</i>	
YVONNE FALLER/HEIKE MITTMANN/STEPHANIE ZUMBRINK: Freiburger Münster. Die Münsterbauhütte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Schriftenreihe Münsterbauverein 2), Freiburg 2012. (PETER KALCHTHALER) .....	174
WERNER HEILAND-JUSTI: Das Graduale des Klosters Wonnental bei Kenzingen, Lindenberg 2012. (NORBERT OHLER) .....	175
RENATE HEYBERGER: Aufgewachsen in Freiburg in den 40er und 50er Jahren, Gudensberg-Gleichen 2012. (NORBERT OHLER) .....	176
Von Hirtenbuben und Waldarbeitern in Yach, hg. von der Ortschaftsverwaltung Yach und dem Heimat- und Landschaftspflegeverein Yach, Redaktion: HEIKO HAUMANN (Lebendige Geschichte in Yach 2), 2., erweiterte Auflage, Ubstadt-Weiher u.a. 2012. (CLEMENS JOOS) .....	176
Lebensspuren. Kleindenkmale im Landkreis Lörrach, hg. vom Kreisarchiv Lörrach, Redaktion: YVONNE SACHS, JOHANNES STEFFAN und OLIVER UTHE (Schriftenreihe des Landkreises Lörrach 2), Ubstadt-Weiher 2011. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) .....	177
GUIDO LINKE: Freiburger Münster – Gotische Skulpturen der Turmvorhalle, hg. vom Freiburger Münsterbauverein (Rombach-Schriftenreihe Münsterbauverein 1), Freiburg 2011. (NORBERT OHLER) .....	178
HANS MERKLE: Carl Wilhelm – Markgraf von Baden-Durlach und Gründer der Stadt Karlsruhe (1679-1738). Eine Biografie, Ubstadt-Weiher u.a. 2012. (JOHANNES MANGEI) .....	178
THORSTEN MIETZNER: Vom Leben auf kleinem Fuß. Zur Geschichte von Mietersheim in Baden, Ubstadt-Weiher u.a. 2012. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) .....	179

ROBERT NEISEN: Zwischen Fanatismus und Distanz – Lörrach und der Nationalsozialismus, hg. von der Stadt Lörrach, Bötzingen 2013. (WILLY SCHULZE) .....	181
WINFRIED STUDER: Historisches Schaufenster Neuenburg am Rhein, Erfurt 2013. (BERTRAM JENISCH) .....	183
Weihrauch & Pulverdampf. 850 Jahre Freiburger Stadtgeschichte im Quartier Untertinden, hg. von BERTRAM JENISCH und PETER KALCHTHALER (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 64), Esslingen 2011. (MARCO LEONARDI) .....	183
ULRICH ZASIUS: „Geschichtsbuch“ der Stadt Freiburg im Breisgau. Eine Sammlung exemplarischer Einzelfälle zur städtischen Politik, Rechts- und Verwaltungspraxis im Spätmittelalter, Bd. 1: Text, hg. von HANS SCHADEK (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 40/1), Freiburg 2012. (EUGEN HILLENBRAND) .....	184

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

### Vereinschronik 2013

Vorstand, Ausschuss, Veranstaltungen 2013 .....	187
Kassenbericht 2012 .....	189
Mitgliederwesen .....	190

### Corrigenda

Im „Schau-ins-Land“ 131 (2012) wurden die Fotografien auf den Seiten 177 und 185 irrtümlich mit der Oberbürgermeisterwahl 1982 in Zusammenhang gebracht. Die Aufnahmen entstanden jedoch im September 1980 anlässlich eines Besuchs von Bundeskanzler Helmut Schmidt im Freiburger Rathaus.

# Der Kosmograf Martin Waldseemüller, seine Weltkarte und der Erdglobus von 1507\*

Von  
HERMANN BAUMEISTER †

## Die Jugend des Martin Waldseemüller

Martin Waldseemüller bezeichnete sich zeitlebens, zuletzt noch in seiner „Carta Itineraria“ von 1520, als *Friburgense* (Freiburger), also nach der Stadt, wo er seine Jugend verbracht und sein Studium absolviert hatte. Geboren wurde er aber wahrscheinlich in Wolfenweiler, 10 km südlich der Breisgaumetropole, wo sein Vater Konrad Waltze(n)müller mehrere Liegenschaften, u.a. fünf Fischweiher, besaß. Radolfzell am Bodensee, das von Peter P. Albert als Geburtsort Waldseemüllers genannt und noch in mehreren Enzyklopädien aufgeführt wurde,<sup>1</sup> kommt nach den Untersuchungen von Franz Götz als Geburtsort nicht infrage. Konrad Waltzemüller hatte dort lediglich im Auftrag seiner Frau Margarethe deren Erbschaft aus dem Nachlass des Radolfzeller Kirchherrn Jörg Stock eingezogen.<sup>2</sup> Konrad Waltzemüller betrieb in Freiburg im Haus „zum Hechtkopf“ in der Löwengasse (Abb. 1) eine Metzgerei mit Viehhandel und war zum Spitalpfleger am Heiliggeistspital bestellt. Konrad Waltzemüller erwarb erst 1490 das volle Bürgerrecht der Stadt Freiburg, das an eine zehnjährige Ortsansässigkeit gebunden war. Er galt, wohl durch seinen freundschaftlichen Umgang mit den jüdischen Viehhändlern, als *Judenküing* und kam als Führer einer Opposition aus den Reihen der Zünfte gegen die etablierte Oligarchie des Freiburger Rats aus Adel und reichen Kaufleuten vor dem 3. Juli 1492 unter ungeklärten Umständen ums Leben: *Ein person seyt, wie sie selbstdritt uff zinstag ze nacht vor sant ulrichs tag uff sannt Martins brucken gestanden sig, do nob Jacob Megrich gereth, der Juden küing sig tod.*<sup>3</sup> Als *Martinus Walzemüller de Friburgo Constant. Dioc.* schrieb sich Martin Waldseemüller am 7. Dezember 1490 in der Artistenfakultät seiner Heimatstadt ein. Entsprechend dem üblichen Eintrittsalter war er demnach zwischen 15 und 18 Jahre alt. In diesem Grundstudium der Universität, vergleichbar mit der Oberstufe des heuti-

\* Hermann Baumeister, der im Schau-ins-Land mehrfach über den frühen Buchdruck in Freiburg publiziert hat, verstarb am 8. Mai 2013. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, den ursprünglich angekündigten Beitrag über die Straßburger Ptolemäus-Ausgabe von 1513 zu schreiben. Stattdessen bot er dem Schriftleiter wenige Monate vor seinem Tod den nachfolgenden Aufsatz an, den wir gerne als Vermächtnis des Autors abdrucken.

<sup>1</sup> PETER P. ALBERT: Aus der Geschichte der Stadt Radolfzell. Einzelne Personen und Sachen, Allensbach 1954, S. 71-82.

<sup>2</sup> FRANZ GÖTZ: Wurde der Kartograph Martin Waldseemüller in Radolfzell geboren?, in: Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebiets zwischen Rhein, Donau und Bodensee 17 (1964), S. 59.

<sup>3</sup> Stadtarchiv Freiburg, A1 Va 1492 (Waldseemüller).



Abb. 1 Enthüllung der neuen Gedenktafel für Martin Waldseemüller mit originalgetreuer Reproduktion seiner Weltkarte von 1507 in der Löwenstraße in Freiburg am 6. November 2013 in Gegenwart von Prof. Dr. Hans-Jochen Schiewer (Rektor der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Ulrich von Kirchbach (Kulturbürgermeister der Stadt Freiburg) und Jörg Czybulka (Bürgermeister von Schallstadt-Wolfenweiler) (Pressestelle der Universität Freiburg, Foto: Sandra Meyndt).

gen Gymnasiums, wurden die Studenten im *Trivium* in die sprachlichen Fächer Grammatik, Rhetorik und Logik eingeführt, im *Quadrivium* in die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer Arithmetik, Musik, Geometrie (mit Geografie) und Astronomie.

Sein Mentor war der gelehrte Gregor Reisch (ca. 1470-1525) aus Bahlingen. Am 25. Oktober 1487 immatrikuliert, wurde dieser im folgenden Jahr *Baccalaureus* und 1488 *Magister Artium* und damit Lehrer der *Artes Liberales*. Aus dieser Zeit stammt Gregor Reischs erster Entwurf einer „Margarita Philosophica“, einer Enzyklopädie der *Artes Liberales*. Durch Gregor Reisch hat Martin Waldseemüller wohl auch seine Grundkenntnisse in Kosmografie, der Beschreibung der Erde und des Himmels, erworben. In Freiburg hat Martin Waldseemüller wahrscheinlich die niederen Weihen als Kleriker der Diözese Konstanz erhalten, die Absolventen der *Artes Liberales* erteilt wurden, um diesen den Erwerb einer kirchlichen Pfründe zu ermöglichen. Dies geht aus seiner späteren Bewerbung um ein Kanonikat in Saint-Dié als *clerc du diocèse de Constance* hervor.<sup>4</sup> Wie und wo Martin Waldseemüller nach seinem Studium seine Fertigkeiten der Druckkunst und vor allem seine ausgezeichneten Kenntnisse der Kartografie erworben hat, ist ungeklärt. Es ist aber denkbar, dass er durch seinen Onkel Jakob Waltzemüller, der als Drucker in Basel arbeitete, dort in die Lehre ging. Als er 1505 etwa 30-jährig in Saint-Dié in den Dienst des Lothringer Kanonikus und Druckers Gauthier Lud trat,

<sup>4</sup> LUCIEN GALLOIS: Waldseemüller Chanoine de Saint-Dié, in: Bulletin trimestrial de la Société del Est N.S. 21 (1900), S. 221-229, hier S. 222.

bezeichnete ihn dieser als in diesen Dingen, d.h. der Kartografie, kundigsten Fachmann (*talium rerum scientissimus*).<sup>5</sup>

## Gauthier Lud und das *Gymnasium Vosagense* in Saint-Dié

Die Stadt Saint-Dié liegt in einer Talmulde am Ufer der Meurthe am Westrand der Vogesen, etwa 80 km von Straßburg entfernt, der Hochburg des elsässischen Humanismus und neben Basel eine der bedeutendsten Metropolen der Buchdruckkunst. Saint-Dié war aus einem ehemaligen Benediktinerkloster hervorgegangen und Sitz eines Stiftskapitels. Das Stift war exempt, also von den örtlichen kirchlichen Behörden unabhängig, und unterstand direkt dem Heiligen Stuhl. Es wurde verwaltet von einem Stiftskapitel unter einem *Grand Prévôt* und stand unter dem Patronat des Herzogs von Lothringen, der für die Verteidigung zuständig war. Nur 10 km entfernt lagen die ergiebigen Silberminen von La Croix. Das Herzogtum gehörte dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation an. Es wurde seit 1473 von Herzog René II., Titularkönig von Jerusalem, regiert. In der Schlacht von Nancy am 5. Januar 1477 besiegte René II. mit Hilfe der Eidgenossen Herzog Karl den Kühnen von Burgund, der dort den Tod fand. Nach seinem Sieg belohnte Herzog René II. seine Getreuen mit gut dotierten Stellen. Gauthier (Voudrin, Walter) Lud (1448-1527) stammte aus dem elsässischen, also deutschsprachigen Pfaffenhofen und wurde nach dem Studium der Theologie zum Priester geweiht. René II. erlangte für ihn 1484 eine Präbende, also kirchliche Pfründe, im Kapitel von Saint-Dié. 1490 wurde er Hofkaplan und Sekretär des Herzogs, 1504 Nachfolger seines Bruders Johannes als Generaldirektor des Bergwerks von St. Croix-aux-Mines und 1505 Verwaltungschef des Stifts. Im Dienst der Kirche errichtete er am nördlichen Stadtrand von Saint-Dié auf seine Kosten ein Haus für Pestkranke, verbunden mit einer Rochuskapelle. Als Förderer der Künste stiftete er zwei kostbar illuminierte Seiten eines Graduale, eines liturgischen Buches für den Chorgesang. 1490 gründete Lud mit einer Gruppe gleichgesinnter Humanisten und mit Unterstützung des Herzogs das *Gymnasium Vosagense*. Diese wissenschaftliche Vereinigung widmete sich neben philologischen Studien vor allem der Kosmografie, also der Beschreibung des Kosmos in Erd- und Himmelskunde. Mitglieder dieser Vereinigung waren u.a. Jean Basin, Magister der Philosophie und der Schönen Künste, Pfarrer von Wisembach, Hofnotar und Kanonikus am Stift von Saint-Dié; weiterhin Pierre de Blarru, angeblich ein Kommilitone des Vagantendichters François Villon (1437-1508), Magister der Philosophie und Autor des „Liber Nanceidos“, eines Lobgedichts auf René II. als Sieger über Karl den Kühnen; schließlich Jean Pèlerin Viator (um 1445-1524) aus Anjou, ebenfalls Kanonikus in Saint-Dié, später in Toul, Kirchendiplomat im Dienste des Hauses Anjou und des Herzogs von Lothringen. Dieser betrieb astronomische und geografische Studien und verfasste die Abhandlung „De artificiali perspectiva“. In diesem Kreis entstand der ehrgeizige Plan einer Kosmografie nach Ptolemäus und unter Einbeziehung der neuesten Entdeckungen. Zur Verwirklichung dieses Projektes richtete Gauthier Lud mit Hilfe von Pierre Jacobi, einem Priester und Drucker aus St. Nicolas de Port, um das Jahr 1506 in seinem Haus eine *Officina Libraria*, eine Druckerwerkstatt, ein.

<sup>5</sup> GUALTERUS LUDD: *Speculi Orbis succintis sed neque poenitenda neque inelegans Declaratio et Canon*, Johannes Grüninger, Straßburg 1507 (VD L 3128). Zitiert nach: M.A.P. D'AVEZAC: *Martin Hylacomylus Waltzemüller, ses ouvrages et ses collaborateurs*, Paris 1867, S. 66.

Er besorgte sich einen Satz Antiqua-Schriften, wie sie besonders für wissenschaftliche Werke gebraucht wurden. Als Leiter der Druckerei setzte er seinen Neffen Nicolas Lud ein.<sup>6</sup>

Im April 1507 veröffentlichte Gauthier Lud selbst bei dem Straßburger Drucker Johann Grüninger die Schrift „Speculi Orbis declaratio“,<sup>7</sup> die Erklärung eines Astrolabiums, eines astronomischen Instruments zur Bestimmung von Länge und Breite der Gestirne. In einer Widmung an René II. kündigte er sein Verlagsprogramm an: *Wir können nicht nur ausführlich und genau die Topographie Europas darstellen, sondern auch die unbekannt Landstriche oberflächlich anzeigen, die durch den portugiesischen König schon früher, vor der Erfindung des Weltspiegels, entdeckt worden waren. Eine genaue und exakte Beschreibung dieser Küsten ist aus dem Ptolemäus zu sehen, den wir bald, mit Gottes Hilfe und auf unsere Kosten, vollkommen revidiert und großartig erweitert mit Martin Hylacomylus [Waldseemüller], den in dieser Materie erfahrensten Fachmann, herausgeben werden. Die Beschreibung dieser Region, die dir, erlauchtester König René, aus Portugal zugesandt wurde, wurde auf meine Bitte aus der französischen Sprache von dem ausgezeichneten Dichter Jean Basin aus Sandaucourt in elegantes Latein übersetzt [Vespucchi „Quatuor Navigationes“]. Bei den Buchhändlern sind auch einige Epigramme von unserem Philesius Vosigena [Matthias Ringmann] in der Schrift von Vespucchi in Umlauf, die der Venezianische Architekt Giovanni Giacondo aus Verona ins Latein übersetzte [Vespucchi „De ora antarctica“].*

## Der Humanist Matthias Ringmann

Neben Martin Waldseemüller, den Lud mit seinem humanistischen Namen „Hylacomylus“ (griechisch *hyle* [Wald], lateinisch *lacus* [See], griechisch *mylos* [Mühle]) nannte, nahm Gauthier Lud den Humanisten Matthias Ringmann unter Vertrag, den er in seiner Einleitung als *unseren Philesius* vorstellte. 1482 im elsässischen Eichhoffen geboren, besuchte Ringmann wahrscheinlich das nahe gelegene berühmte Gymnasium in Schlettstadt, unter den Pädagogen Dringenberg und später Kraton Hofmann eine Hochburg des elsässischen Humanismus. In Heidelberg studierte er 1498 bis 1501 bei Jakob Wimpfeling, dem Autor der „Germania“, der ersten deutschen Nationalgeschichte. Zu seinen Lehrern gehörte auch Gregor Reisch, dem er in der „Margarita philosophica“ ein Epigramm widmete. Bei einem Studienaufenthalt in Paris in den Jahren 1501 bis 1503 verbesserte er seinen lateinischen Stil bei dem italienischen Humanisten Faustus Adrelinus, erwarb bei einem Byzantiner Emigranten Kenntnisse des Griechischen und vertiefte seine mathematischen und kosmografischen Kenntnisse bei Faber Stapulensis (Jacques Lefèvre d'Étaples). Dieser bedeutende Pariser Humanist war Autor und Herausgeber zahlreicher Werke über Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie. 1503 kehrte Ringmann in seine Heimat zurück. Über seinen Lehrer Jakob Wimpfeling kam er mit dem Straßburger Humanistenkreis von Thomas Wolf in Verbindung. Nach einem Versuch als Lateinlehrer in Colmar und Straßburg arbeitete er als *Castigator*, also Korrektor für die Straßburger Druckereien von Johann Prüss, Johann Grüninger und Johann Knobloch. Unter dem Titel „Julius, Der erst Römische Keiser mit seinen kriegem“, gab er eine Übersetzung von Caesars „Bellum Gallicum“, „Bellum Civile“ und Plutarchs „Caesaren Vita“ heraus. Als gelehrter

<sup>6</sup> LILIANE BRION-GUERRY: Jean Pélerin Viator. Sa place dans l'histoire de la perspective, Paris 1962, S. 380-385; ALBERT RONSIN: L'Imprimerie humaniste à Saint-Dié au XVI<sup>e</sup> siècle, in: Refugium animae Bibliotheca. Festschrift für Albert Kolb, hg. von EMILE VAN DER VEKENE, Wiesbaden 1969, S. 382-425.

<sup>7</sup> D'AVEZAC (wie Anm. 5), S. 66.

Humanist fügte Matthias Ringmann den von ihm herausgegebenen Werken „Distycha“, also lateinische Sinngedichte, mit Inhaltsangaben und Lobgesängen über die Autoren bei.<sup>8</sup>

1505 edierte Ringmann bei Matthias Hupfuff in Straßburg die lateinische Version des sogenannten „Mundus Novus Briefes“ von Amerigo Vespucci an Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici über seine dritte Entdeckungsreise an die Küste Südamerikas unter dem Titel „De ora antarctica“.<sup>9</sup> In der Widmung an seinen Freund Jakob Braun schrieb Matthias Ringmann: *Vergil hat in seiner Aeneis ein Land besungen, das jenseits der Sterne, jenseits des Laufs des Jahres und der Sonne liegt, wo Atlas auf seinen Schultern das sternensäte Himmelsgewölbe dreht. Sollte sich jemand darüber wundern, so wird er gleich damit innehalten, wenn er aufmerksam liest, was Amerigo Vespucci, ein großer Mann mit nicht wenig Erfahrung, zum ersten Mal über ein Volk im Süden gegen den Südpol hin ohne Übertreibung berichtet. Er schreibt, wie du selbst erfahren wirst, dass die Menschen dort vollkommen nackt sind und nicht nur die Köpfe ihrer Feinde (wie die Carmani in Indien) ihren Königen darbieten, sondern ihre getöteten Feinde mit Gier verspeisen. Die Schrift des Amerigo ist uns durch Zufall in die Hände gekommen. Wir haben sie mit Eifer durchgelesen und die einzelnen Teile mit dem Ptolemäus verglichen, dessen Karten, wie du weißt, wir mit Sorgfalt studieren. Über diesen neu entdeckten Teil des Globus haben wir ein kleines kosmographisches und poetisches Gedicht verfasst. Das senden wir Dir, mein lieber Jakob zusammen mit dem Büchlein zur Lektüre, dass Du nicht vergessen bist. Leb wohl. In Eile. Straßburg, aus unserer Schule am 1. August 1505.*<sup>10</sup> Ringmann gab diese Schrift noch als Lateinlehrer in Straßburg heraus. „De ora antarctica“ wurde Anlass seiner Bekanntschaft mit Gauthier Lud und dem Gelehrtenkreis *Gymnasium Vosagense* in Saint-Dié.

Im Jahre 1506 bereiteten Gauthier Lud und seine Mitarbeiter Matthias Ringmann und Martin Waldseemüller eine moderne, kritische Ausgabe der „Geographike“ des Ptolemäus vor. Am 5. April 1507 schrieb Martin Waldseemüller an den Basler Drucker Johannes Amerbach: *Ich glaube nicht, dass es Dir verborgen geblieben ist, dass wir im Begriff sind, in der Stadt des Heiligen Deodatus [Saint-Dié] eine überarbeitete und mit einigen neuen Karten versehene Kosmographie des Ptolemäus zu drucken. Da die vorliegenden Exemplare nicht übereinstimmen, bitte ich Dich, mir nicht nur um meinetwegen, sondern auch meinen Meistern Gauthier und Nicolas Lud zulieb einen Gefallen zu erweisen. Ich glaube, dass Du dies umso lieber machst, da dies dem gemeinsamen literarischen Anliegen nützt, für das du mit aller Kraft ohne Unterlass arbeitest. In der Bibliothek der Dominikaner befindet sich eine griechische Handschrift, die ich für ein fehlerfreies Original halte. Daher bitte ich Dich, dass Du, auf welchem Weg auch immer, dafür sorgst, sei es in Deinem oder in unserem Namen, dass wir für einige Monate in Besitz dieses Buches kommen. Wenn eine Bürgschaft oder Sicherheit nötig ist, werde ich alles tun, diese zu besorgen. Ich würde auch andere beauftragen, wenn ich nicht überzeugt wäre, dass Du dies gerne auf Dich nimmst und auch erreichen wirst. Der Globus, den wir neben der Weltkarte des Ptolemäus vorbereiten, ist noch nicht gedruckt, er wird aber innerhalb eines Monats fertig sein. Wenn wir jenes Exemplar des Ptolemäus erhalten, werde ich dafür sorgen, dass Dir dieser Globus mit anderen Dingen, die Deinen Kindern nützlich sind,*

<sup>8</sup> FRANZ JOSEF WORSTBROCK: Matthias Ringmann (Philesius Vogesigena), in: Die deutsche Literatur des Mittelalters - Verfasserlexikon, Bd. 11: Nachträge und Korrekturen, begr. von WOLFGANG STAMMLER, Berlin 2004, Sp. 1310-1326; RICHARD NEWALD: Elsässische Charakterköpfe aus dem Zeitalter des Humanismus, Colmar o.J. (1944), S. 187-206; CHARLES SCHMIDT: Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XV<sup>e</sup> et au commencement du XVI<sup>e</sup> siècle, Bd. II, Paris 1879, S. 87-132.

<sup>9</sup> AMERIGO VESPUCCI: De ora antarctica per regem Portugallie pridem inuenta, Matthias Hupfuff, Straßburg 1505 (VD 16 V 937).

<sup>10</sup> Ebd.

bei der Rückgabe des Ptolemäus zukommt. Herzliche Grüße und Sorge dafür, dass wir Dich nicht vergeblich um Deine Hilfe gebeten haben. Martin.<sup>11</sup>

## Der Geograf Claudius Ptolemäus

Der Mathematiker, Astronom und Geograf Claudius Ptolemäus (ca. 100-nach 160 n.Chr.) stammte wahrscheinlich aus dem mittelägyptischen Ptolemais Hermeiu und lebte zur Blütezeit des Imperium Romanum in Alexandrien. Diese Stadt war Sitz der römischen Zentralverwaltung und besaß eine weltberühmte Bibliothek. In seinen beiden Hauptwerken, der „Synthaxis mathematicae“, einer Stern- und Himmelskunde, und der „Geographike Hyphegesis“, dem Handbuch der Geografie, beschreibt er das gesamte astronomische und geografische Wissen seiner Zeit.<sup>12</sup>

Die „Synthaxis mathematicae“ enthält einen Katalog mit über tausend Fixsternen in einem Koordinatensystem. Ptolemäus geht von einem geozentrischen Weltbild aus und beschreibt die Erde als eine Kugel: *Zu der Erkenntnis, dass auch die Erde als Ganzes betrachtet, für die sinnliche Wahrnehmung kugelförmig sei, dürfte man am besten auf folgendem Wege gelangen. Nicht für alle Bewohner der Erde ist Aufgang und Untergang der Sonne, des Mondes und anderer Gestirne gleichzeitig zu sehen, sondern früher stets nach Osten zu, später die weiter westlich wohnenden. Da nun auch der Zeitunterschied in entsprechendem Verhältnis zu der räumlichen Entfernung der Orte gefunden wird, so dürfte man mit gutem Grunde annehmen, dass die Erdoberfläche kugelförmig sei, weil eben die hinsichtlich der Krümmung der Oberfläche im großen und ganzen als gleichzeitig zu betrachtende Beschaffenheit der Erde die Bedeckungsbeschaffenheit zu der Aufeinanderfolge der Beobachtungsorte stets in ein entsprechendes [Zeit-]Verhältnis setzt.*<sup>13</sup>

Die „Synthaxis mathematicae“, später unter dem arabischen Titel „Almagest“ bekannt, fand im 12. Jahrhundert über die kastilische Stadt Toledo den Weg nach Europa. Diese Stadt entwickelte sich nach der *Reconquista*, der Rückeroberung der Iberischen Halbinsel von den Arabern im Jahre 1085, zu einem Zentrum jüdischer, arabischer und christlicher Gelehrter. Gerhard von Cremona (1114-1187) übersetzte hier rund 70 philosophische, naturwissenschaftliche und astronomische Werke aus dem Arabischen ins Lateinische, darunter auch den Almagest. Diese wurde zusammen mit dem arabischen Kommentar des Alfraganus (Al-Farghani) und Albategnius die Grundlage eines der bekanntesten mittelalterlichen astronomischen Lehrbücher, des „Liber de Sphaera“ des Mathematikers und Astronomen Johannes de Sacrobosco (ca. 1195-1256).

Die „Geographike Hyphegesis“ befasst sich mit der Beschreibung der Erde. Das System des Ptolemäus beruht auf der Ermittlung der Orte nach ihren Koordinaten von Längen- und Breitengraden. Diese werden vor Ort mit einem *Gnomon*, einem Schattenmesser, oder nach *Itinerarien*, Reisebeschreibungen von Kaufleuten oder militärischen Wegbeschreibungen, ermittelt. Ptolemäus errechnet die Längen- und Breitengrade von über 8.000 *Toponomoi*, also von Städten, Dörfern, Flussmündungen, Bergen und Seen und legt damit die Grundlage für eine Kartografie der *Ökumene*, der bewohnten Welt. Diese reicht im Westen von den *Insulae Fortunatae* (Kanarische Inseln) mit dem Nullmeridian, der von dem heutigen System von Greenwich um 18° abweicht, bis nach *Sera* (Xián) im Osten (180°), der Hauptstadt der Serer in China. Im

<sup>11</sup> Die Amerbachkorespondenz, Bd. I, hg. von ALFRED HARTMANN, Basel 1942, S. 312.

<sup>12</sup> KLAUDIUS PTOLEMAIOS: Handbuch der Geographie, Bd. I, hg. von ALFRED STÜCKELBERGER und GERD GRASSHOFF, Basel 2006, S. 9-30.

<sup>13</sup> KARL MANITIUS: Des Claudius Ptolemäus Handbuch der Astronomie, Bd. I, Leipzig 1912, S. 10.

Norden wird die *Ökumene* von der Insel *Thule* (63° N), im Süden von *Kap Prason*, dem Kap Delgado (16° 15' S), begrenzt. Die Nord-Südausdehnung der *Ökumene* beträgt bei Ptolemäus 80°. Bei einer Größe von 500 Stadien (à 185 m) für ein Grad ergeben sich 40.000 Stadien. Die West-Ostausdehnung wird mit 180°, also 90.000 Stadien angegeben. Ptolemäus rechnet mit einem Erdumfang von 180.000 Stadien, also 33.300 km.<sup>14</sup>

In seinem Handbuch der Geografie gibt Ptolemäus auch praktische Hinweise für die Darstellung der *Ökumene* auf einem Globus: *Nach der genauen Bestimmung der beiden Pole soll ein halbkreisförmiger Ring angebracht werden, der nur wenig von der Oberfläche absteht. Die eine Kante soll genau durch den Punkt der Pole gehen, damit in ihr die Meridiane gezeichnet werden können. Die Kantenseiten werden in 180 Teile geteilt, und auf ihr die Zahl der Breitengrade von 1-90 eingesetzt, in der Mitte beginnend, wobei der Äquator der Schnittpunkt ist. Nachdem der Äquator eingetragen ist, wird die Kugel in 180 gleiche Teile eingeteilt und die Zahl der Längengrade 1-180 eingesetzt.*<sup>15</sup> Nach den Angaben von Ptolemäus fertigte der Ingenieur Agathodaimon aus Alexandria einen Atlas von 26 Länderkarten an.

Im Westen verschollen, wurde die „Geographike“ erst Anfang des 15. Jahrhunderts von Byzanz nach Italien tradiert. Der griechische Gelehrte Manuel Chrysoloras (1353-1415) brachte eine griechische Handschrift nach Florenz, die Jacopo di Angelo da Scarperia 1406 ins Lateinische übersetzte. Sie wurde maßgeblich für alle späteren Ausgaben. Mit der Erfindung der Buchdruckkunst erschienen seit den 1470er-Jahren zunächst in Italien Druckausgaben der „Geographike“: 1475 in Vicenza bei Hermann Liechtenstein, noch ohne Karten; 1477 in Bologna bei Domenico de Lapi mit 27 Kupferstichkarten von Conrad Sweynheim; 1482 in Florenz bei Nicolo Todesci mit 31 Kupferstichkarten von Francesco Berlinghieri.

Wegweisend vor allem für den deutschen Sprachraum wurde die 1482 bei Lienhard Holl in Ulm<sup>16</sup> und nach seinem Konkurs 1486 von Johannes Reger gedruckte Ptolemäusausgabe. Neben den 27 historischen Grundkarten des Ptolemäus enthielt diese Ulmer Ausgabe fünf *Tabulae novae*, mit neuen Karten von Spanien, den nordischen Ländern, Italien, Frankreich und Palästina, in denen die modernen Orts- und Ländernamen nachgetragen wurden. Als Urheber wurde im einleitenden Widmungstext an Papst Paul II. Donnus Nicolaus Germanus genannt, ein Geistlicher, der für den kunstliebenden Fürsten Borso d'Este und den Renaissancepapst Paul II. arbeitete und in Anlehnung an Ptolemäus gegenüber der herkömmlichen walzenförmigen Kartendarstellung eine trapezförmige Projektion entwarf.<sup>17</sup> Lienhard Holl ließ 1482 nach der handgezeichneten Vorlage des „Codex Wolfeggianus“ in der sogenannten „dritten Redaktion des Nicolaus Germanus“ zum ersten Mal die Karten in Holzschnittechnik ausführen.<sup>18</sup> Bei diesem Verfahren wird der vom Kartografen gezeichnete Entwurf von einem Reißer spiegelverkehrt auf einen Holzstock übertragen. Von einem Formschneider werden die Linien und Texte mit einem Schneidmesser herausgearbeitet und eingeschwärzt. Mit einer Presse wird die Karte mit ihrem Text in einem Arbeitsgang gedruckt. Als Formschneider des Ulmer Ptolemäus wird Johannes Schnitzer aus Armsheim (Wöhrstadt/Rheinland-Pfalz) erwähnt. Korrekturen der fertig geschnittenen Karten und ihrer Texte sind technisch nicht möglich. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurden deshalb für die Texte Bleilettern verwendet, die in den Holzstock eingelassen wurden und wie beim Handsatz korrigiert werden konnten. Schließlich erschien

<sup>14</sup> PTOLEMAIOS (wie Anm. 12), S. 25.

<sup>15</sup> Ebd., S. 113.

<sup>16</sup> KARL-HEINZ MEINE: Die Ulmer Geographia des Ptolemäus von 1482, Weissenhorn 1982, S. 12ff.

<sup>17</sup> JÓSEF BABICZ: Donnus Nicolaus Germanus – Probleme seiner Biographie und sein Platz in der Rezeption der ptolemäischen Geographie, in: Land- und Seekarten im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, hg. von CORNELIS KOEMAN, München 1980, S. 9-42.

<sup>18</sup> Codex Wolfeggianus latinus, Pergament, 443 x 238 mm, 166 Blätter, 32 Karten, Schloss Wolfegg.

1490 in Rom bei Petrus de Turre eine Ausgabe mit 27 Holzschnittkarten von Nicolaus Germanus, 1507 und 1508 zwei weitere bei Bernardus Venetus de Vitalibus mit 33 Kupferstichkarten von Marco Beneventanus und einer Weltkarte von Ruysch sowie eine 1511 in Venedig bei Giacomo Penzio mit 28 Holzschnittkarten von Bernardus Sylvanus Ebolensis.

## Die kosmografische Trilogie aus Saint-Dié: Die „Cosmographiae introductio“ Ringmanns, die große Weltkarte und der Erdglobus Waldseemüllers

### Die „Cosmographiae introductio“

Am 25. April 1507 erschien aus der Presse Gauthier Lud's in Saint-Dié eine „Cosmographiae introductio“, eine Einführung in die Kosmographie mit einigen für dieses Vorhaben notwendigen Grundlagen der Geometrie und Astronomie. Außerdem die vier Entdeckungsreisen des Amerigo Vespucci. Die allgemeine Beschreibung der Kosmographie sowohl auf einem Globus als auch auf einer Karte unter Berücksichtigung auch derjenigen Weltgegenden, die dem Ptolemäus noch unbekannt waren und erst jüngst entdeckt wurden.<sup>19</sup> Das Impressum der Druckerei besteht aus einem Globus mit einem doppelten Kreuz und den Initialen SD (Saint-Dié) GL (Gauthier Lud), NL (Nicolas Lud) und MI (Martin Ilacomylus), ein Zeichen, welche tragende Rolle Martin Waldseemüller in dem Unternehmen spielte. Die Kosmografie war Bestandteil einer Trilogie mit einer Beschreibung des Kosmos, einem Erdglobus und einer Weltkarte. In der *Editio princeps* der „Cosmographiae introductio“ vom 25. April 1507 (VII Kal. Maii) widmet Matthias Ringmann, dem Kaiser Maximilian I. in *Ergebenheit dieses Gesamtwerk*. In einer weiteren Dedikation an den Kaiser schreibt Martin Waldseemüller: *Deshalb habe ich für den gemeinsamen Nutzen all derjenigen, die sich für diese Dinge interessieren, eine Darstellung des ganzen Erdkreises in Form eines Globus sowie in einer Karte (wie in einer grundlegenden Einführung) hergestellt und ergänzt*. Wie Franz Laubenberger nachweist, geht aus diesen Widmungen hervor, dass Matthias Ringmann der Autor der Begleitschrift ist und Martin Waldseemüller die Weltkarte und den Globus zeichnete.<sup>20</sup> Alexander von Humboldt hatte aus einer Variante der zweiten Auflage aus dem Jahr 1509 Martin Waldseemüller als Autor des Werkes ermittelt. Dort wird in der Widmung an Kaiser Maximilian statt *Philesius Vosigena* das *Gymnasium Vosagense* genannt und *Hilacomylus* durch *Libreria officina* ersetzt. Daraus schloss Humboldt, dass Martin Waldseemüller der Herausgeber der „Cosmographiae introductio“ sei. Die Verwendung des „Liber de Spera“ des Johannes de Sacrobosco als Quelle bestätigt aber, dass Ringmann der Autor ist: Sein Pariser Lehrer Faber Stapulensis hatte diese Schrift zweimal ediert. Auch die vielfältigen Zitate antiker Autoren wie Vergil, Horaz, Pomponius Mela, Dionysos Perigetes verweisen auf den Humanisten Ringmann. Ebenso trägt das

<sup>19</sup> MARTIN WALDSEEMÜLLER: *Cosmographiae introductio cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis*, Gauthier Lud, Saint-Dié 1507, Humanistenbibliothek Schlettstadt. Deutsche Übersetzung in: MARTIN LEHMANN: *Die Cosmographiae Introductio Matthias Ringmanns und die Weltkarte Martin Waldseemüllers aus dem Jahre 1507*. Ein Meilenstein frühneuzeitlicher Kartographie, München 2010, S. 262-323.

<sup>20</sup> FRANZ LAUBENBERGER: *Ringmann oder Waldseemüller? Eine kritische Untersuchung über den Urheber des Namens Amerika*. In: *Erdkunde. Archiv für wissenschaftliche Geographie*, Band XIII/H. 3 (1959), S. 163-179.

beigefügte lateinische Distychon die Handschrift seiner Person: *Weil Gott die Sterne lenkt und Caesar die Gefilde der Erde, besitzen weder die Sterne noch die Erde etwas Bedeutenderes als diese.* Es besteht deshalb kein Zweifel, dass Matthias Ringmann der Autor des Textes der „Cosmographia“ ist und nicht Martin Waldseemüller, wie heute noch vielfach zu lesen ist. Waldseemüller kommt dagegen das Verdienst zu, die Kartografie des Gesamtwerkes entworfen zu haben.

Ringmann beschreibt in seinem Werk die Grundlagen der Geometrie, die Himmelskugel, die Himmelsachse und die Himmelspole. Die Himmelskugel hat eine feste und körperartige Gestalt, die durch eine gewölbte Oberfläche zusammengehalten wird. Er geht von acht himmlischen Sphären aus, die durch Kreise kunstvoll miteinander verbunden sind. Pole sind Punkte, die die Himmelsachse begrenzen und sind festgefügt. Es stellt die fünf Großkreise dar: Den Äquator, den Zodiak, die Koluren, die Meridiane und den Horizontkreis; außerdem die vier Kleinkreise, den nördlichen Polarkreis, den nördlichen Wendekreis, den südlichen Wendekreis und den südlichen Polarkreis. Ringmann schildert die fünf Himmelszonen und ihre Übertragung auf die Erde, einschließlich der dazu gehörenden Grade. Als „Clima“ bezeichnet Ringmann den Raum zwischen zwei parallelen Linien, in dem vom Anfang eines „Climas“ bis zu seinem Ende bezogen auf den längsten Tag des Jahres ein Unterschied von einer halben Stunde besteht. Es gibt sieben „Climata“, die nach einer berühmten Stadt, einem bekannten Fluss oder einem bekannten Berg benannt werden. Die Winde: Ein Wind ist nach Meinung der Philosophen eine warme und trockene Ausdehnung, die seitlich um die Erde herum bewegt wird. Ringmann stellt aufgrund der astronomischen Darlegungen fest, dass unsere Erde in ihrem ganzen Umfang im Vergleich zur Ausdehnung des Himmelsraumes nur die Größe eines Punktes besitzt. Von diesem winzigen Teil des Kosmos aber ist nur ungefähr ein Viertel dem Ptolemäus bekannt und von uns Menschen bewohnt. Und bisher war dieses bekannte Viertel der Welt in drei Teile geteilt: Europa, Afrika und Asien. Es folgt eine Beschreibung dieser drei Erdteile. Ringmann fährt fort: *Nun aber sind diese eben besprochenen Teile weithin erkundet und auch der andere, vierte Teil, ist vor kurzem von Amerigo Vespucci entdeckt worden (wie im Folgenden zu hören sein wird). Ich sehe nicht, warum jemand mit Recht verbieten sollte, diesen vierten Kontinent nach seinem Entdecker Americus, einem überaus klugen Mann, Amerige, also Land des Americus oder einfach America zu nennen, weil auch Europa und Asien nach Frauen benannt wurden. Dessen Lage und die Sitten wird man anhand der vier Reisen des Americus, die im Anschluss an die Kosmographie folgen, genau verstehen können.*<sup>21</sup>

Hier wird zum ersten Mal der Name „Amerika“ von Amerigo Vespucci hergeleitet. Aufgrund der oben belegten Urheberschaft Matthias Ringmanns an der „Cosmographiae introductio“ besteht kein Zweifel daran, dass Ringmann der Namensgeber und somit Taufpate Amerikas ist. Martin Waldseemüller übernahm auf seiner großen Weltkarte von 1507 den Begriff „Amerika“ im Gebiet des heutigen Brasiliens. Nach dem Tode Ringmanns (1511) unterließ er die Bezeichnung „Amerika“ und sprach von *Terra Incognita* (unbekanntes Land), offenbar weil er die Entdeckung Amerikas durch Vespucci selbst wieder infrage stellte.

Die heute noch vertretene und auf die „Cosmographiae“ und Waldseemüllers große Weltkarte von 1507 zurückgehende Meinung, Vespucci habe auf seiner dritten Reise als erster Europäer das amerikanische Festland als eine von Asien getrennte, vollständig vom Meer umgebene Landmasse entdeckt, ist eine Fehlinterpretation, wie Martin Lehmann anhand der von Vespucci verwendeten geografischen Begriffe nachweist. Tatsächlich hat Vespucci „in Abgrenzung zu den vom Meer umgebenen Inseln nichts anderes als einen südlich des asiatischen Kontinents liegenden, mit diesem in Verbindung stehenden Erdteil verstanden“.

<sup>21</sup> LEHMANN (wie Anm. 19), S. 311.

Vespucci bezeichnet mit dem Begriff „terra ferma“ eine nach Süden streichende Landmasse, die in Verbindung mit dem asiatischen Kontinent steht.<sup>22</sup>

### Amerigo Vespuccis „Quatuor Navigationes“

Als Anhang der „Cosmographiae Introductio“ und als Dokument über die Entdeckung des neuen Erdteils durch Amerigo Vespucci fügte Ringmann dessen Bericht über seine „Quatuor Navigationes“ („Vier Seefahrten“) bei.<sup>23</sup> Dieser war eine lateinische Übersetzung der „Lettera di Amerigo Vespucci delle isole nuovamente trovate“ an Piero Soderini, dem *Gonfaliere*, also Stadthauptmann von Florenz. Der Brief war von Basin de Sandoucourt, einem Mitglied des *Gymnasiums Vosagense*, aus einer französischen Fassung ins Lateinische übersetzt worden.

Amerigo Vespucci (1454-1512) war der Sohn eines Florentiner Notars (Abb. 2).<sup>24</sup> Er wurde von seinem Onkel, dem Dominikaner Fra Giorgio Antonio Vespucci unterrichtet. Neben Grammatik, den klassischen Autoren Aristoteles und Virgil und den Zeitgenossen Dante und Petrarca wurden auch Kenntnisse über Astronomie, Kosmografie und Geografie nach Ptolemäus vermittelt. 1478-1480 begleitete Amerigo seinen Onkel Guido Antonio Vespucci als Sekretär nach Paris. Diesen hatte Lorenzo der Prachtige als Gesandten an den Hof König Ludwigs XI. von Frankreich abgeordnet, um eine Allianz gegen Papst Sixtus IV. zu schmieden. 1482 trat Vespucci in den Dienst des Bankhauses des Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici, der ihn 1491 an die Niederlassung in Sevilla entsandte. Mit dem dortigen Agenten Giannotto Berardi bildete er eine Gesellschaft zur Finanzierung der ersten Flotte des Kolumbus. Nach dem Tod Berardis 1495 übernahm Vespucci die Leitung des Bankhauses in Sevilla. In den Jahren 1497/98 und 1499/1500 unternahm Vespucci zwei Seereisen im Auftrag König Ferdinands II. von Aragon, 1501/02 und 1503/04 unter der Flagge König Manuels von Portugal. Zurückgekehrt nach Spanien, wurde Vespucci in Kastilien eingebürgert und zum *Piloto Major*, also zum Chef-Lotsen in der *Casa de Contratación*, der Überseebehörde in Sevilla, ernannt.<sup>25</sup> Seine Aufgabe war die Ausbildung und Prüfung der Lotsen in Navigation, besonders die Handhabung von Quadrant und Astrolabium. Außerdem war er verantwortlich für die Kartografie und die Erstellung des „Padron Real“, einer zentralen Karte mit den neu entdeckten Gebieten. Er starb am 22. Februar 1512 in Sevilla.

Seine vier Entdeckungsreisen schilderte Vespucci in dem Brief an Piero Soderini vom 4. September 1504 aus Lissabon. Der lateinischen Fassung der „Quatuor Navigationes“ stellen die Herausgeber eine Widmung von Vespucci an René II., König von Jerusalem und Sizilien und Herzog von Lothringen voran, eine Huldigung an ihren Mäzen. In Wirklichkeit aber ist die Schrift Piero Soderini gewidmet, den Vespucci in seinem Vorwort auf seine Staatsgeschäfte und an die gemeinsame Schulzeit bei Giorgio Antonio Vespucci anspricht.

In Ermangelung von Zeitungen dienten öffentliche Briefe von Augenzeugen im Zeitalter des Humanismus dem Informationsbedürfnis der gebildeten Welt über aktuelle Ereignisse. Der Brief Vespuccis an Soderini befriedigte die Neugier der Zeitgenossen über die Entdeckung der neuen Welt. Die „Lettera di Amerigo Vespucci delle isole nuovamente trovate“ in ihrer latei-

<sup>22</sup> MARTIN LEHMANN: Amerigo Vespucci and His Alleged Awareness of America as a Separate Land Mass, in: *Imago Mundi – The International Journal of the History of Cartography* 65/1 (2013), S. 15-24.

<sup>23</sup> *Quatuor Americi Vesputii Navigationes. Eius qui subsequentem terrarum descriptionem de vulgari gallico in Latinam transtulit*, in: WALDSEEMÜLLER (wie Anm. 19).

<sup>24</sup> *Lexikon zur Geschichte der Kartographie*, Bd. I, bearb. von INGRID KRETSCHMER, Wien 1986, Sp. 396ff.

<sup>25</sup> MARTÍN FERNÁNDEZ DE NAVARRETE: *Obras*, Bd. II, Madrid 1955, Cedula vom 22.3. und vom 6.8.1508, S. 178 und 181.



Abb. 2 Amerigo Vespucci, Ausschnitt aus der Weltkarte Martin Waldseemüllers von 1507 (Library of Congress, Washington D.C.).

nischen Version „Quatuor Navigationes“ vermitteln ein anschauliches Bild der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen von Südamerika. Dabei fehlt auch nicht der Hinweis auf die Promiskuität und den Kannibalismus der dortigen Völker. Schließlich werden die vier Entdeckungsreisen Vespuccis mit nautischen Angaben der zurückgelegten Entfernungen dokumentiert.<sup>26</sup>

Die erste Seereise führte Vespucci über die Karibik nach Mittelamerika. Wie er schreibt, war das Motiv seiner Reise *zu helfen und zu entdecken*, er hatte also keine leitende Stellung

<sup>26</sup> El nuevo mundo. Cartas relativas a sus Viajes y Descubrimientos, hg. von ROBERTO LEVILLIER, Buenos Aires 1951; ROBERTO LEVILLIER: Americo Vespuccio, Madrid 1966, S. 129-145.

inne. Vespucci erreichte nach 37 Tagen Land, das er für Festland hielt, ungefähr 1.000 Léguas von den Kanarischen Inseln und der bewohnten Welt, 16° vom Nordpol und 75° westlich der Kanarischen Inseln (15°), wie seine Instrumente anzeigten, in der Trockenzone gelegen. Dies entspricht dem mittelamerikanischen Festland in Honduras, allerdings im Landesinneren. Korrigiert man die Positionen nach vermutlichen Übertragungs- oder Druckfehlern, so ist Vespucci bei 10° N und 83° W an der Küste von Costa Rica auf das Festland gestoßen. Von dort nahm er Kurs Nordwest und kam auf der Höhe des Wendekreises des Krebses (23° N) zum Land *Lariab*, in der Sprache der Azteken *Tamajalab* (Tamaulipas in Mexiko).<sup>27</sup> Nach den Angaben der „Quatuor Navigationes“ segelte er 870 Léguas der Küste entlang, in Wirklichkeit wohl 370 Léguas bis 36° N oder 38° N in Carolina. Von dort sind es rund 100 Léguas bis zur Insel *Iti*, nach Varnhagen die Bermudas. Die Reise hatte 17 Monate gedauert. Am 15. Oktober 1498 kehrte Vespucci nach Spanien zurück.

Seine zweite Entdeckungsreise unternahm Vespucci zusammen mit dem ehemaligen Lotsen des Columbus, Juan de la Cosa, unter dem Kommando Alonso de Hojedas im Auftrag König Ferdinands am 16. Mai 1499 von Cadix aus. Nach 44 Tagen, 500 Léguas von Kap Verde, landete er an der Westküste Brasiliens in San Roque (5° S) und segelte 40 Léguas bis nach San Agustin (8° S). Dort kehrte er um und fuhr nordwestwärts der südamerikanischen Küste bei Guyana entlang. Er beschreibt die Begegnung mit den Eingeborenen auf den *Islas de los Gigantes* (Rieseninsel, Curaçao). Vespucci entdeckte die Insel Marañon an der Mündung des Amazonas und segelte zum Golf von Parias und zur Halbinsel Guarija am Golf von Venezuela 12° 30' N (nicht 15°). Nach zweieinhalb Monaten kehrte er am 8. September 1500 nach Cadix zurück.

Die dritte Entdeckungsfahrt, die von Vespucci auch in seinem Brief „Mundus Novus“ an Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici geschildert und auch von Ringmann in „De ora antarctica“ publiziert worden war, führte den Seefahrer im Auftrag des Königs Manuel von Portugal unter dem Kommando von Gonçalo Coelho am 14. Mai 1501 von Lissabon über die Kap Verden, nach *Bezeguiche* (Dakar) und von dort in 67 Tagen an das südamerikanische Festland. Am 16. August landeten sie bei San Roque 5° S. Am 28. August erreichten sie das *Cap de Santo Agostinho* 8° S, heute Recife in Brasilien. Von dort fuhren Sie bei zahlreichen Landgängen in südwestlicher Richtung 600 Léguas der brasilianischen Küste entlang. Der südlichste Landungsort lag beim *Rio Jordan* (Rio de la Plata) 32° S. Über das offene Meer erreichte die Flotte am 3. April 1502 bei 52° den südlichsten Punkt der Expedition. Vier Tage später sahen sie die Falkland-Inseln. Die Rückreise nach Portugal erfolgte über Sierra Leone und endete am 7. September 1502 in Lissabon.

Eine vierte Reise vom 10. Mai 1503 bis 18. Juni 1504 führte Vespucci über die Inselgruppe Fernando de Noronha an die Bahia de Todos os Santos 13° und die brasilianischen Küste bis zum Kap de San Vicente 18° S.

In der modernen Forschung werden die Verdienste Vespuccis, die Echtheit der gedruckten Briefe an Pierfrancesco de' Medici und an Piero Soderini angezweifelt. Als echt werden nur vier erhaltene Privatbriefe angesehen. Urs Bitterli schreibt: „Morrison, gestützt auf die sachkundigen Nachforschungen des portugiesischen Historikers Duarte Leite, schließt sich dessen Urteil an, wonach des Florentiners Bild als eines renommierten Astronomen, scharfsinnigen Kosmografen, geschickten Navigators und kühnen Entdeckers völlig imaginärer Art sei.“<sup>28</sup> Der italienische Historiker Alberto Magnaghi hält die „Lettera“ für eine Fälschung gewinn-

<sup>27</sup> FRANCISCO ADOLFO DE VARNHAGEN: *Historia General do Brasil*, Madrid 1854. Zitiert nach: *El nuevo mundo* (wie Anm. 26), S. 18.

<sup>28</sup> URS BITTERLI: *Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt*, München <sup>2</sup>2006, S. 117.

süchtiger Verleger.<sup>29</sup> Beanstandet werden zahlreiche Unstimmigkeiten in der Angabe von Abfahrts- und Reisedaten und nautischen Entfernungen, fehlende fremde Belege über Vespuccis erste und vierte Reise. Scharf verurteilt wird auch Vespuccis Anmaßung als überragender Navigator. Bezweifelt wird auch die südlichste Position von 52° S auf seiner dritten Entdeckungsfahrt. Robert Wallisch hat dagegen in seinem Kommentar zum „Mundus Novus“ darauf hingewiesen, dass die unterschiedlichen Angaben zwischen den Daten der Einschiffung und der Abfahrt, zwischen „Land in Sicht“ und tatsächlichem Landgang, Verwechslung von italienischen Seemeilen und portugiesischen Léguas aber auch in gravierenden Druckfehlern liegen.<sup>30</sup> Wie Vespucci berichtet, verblieb sein Bordbuch der dritten Reise beim portugiesischen König, sodass Vespucci sich nicht auf seine Originalaufzeichnungen stützen konnte. Aus Gründen der Geheimhaltung der beiden Entdeckernationen Portugal und Spanien und aus Konkurrenzgründen ist es denkbar, dass es keine weiteren Dokumente über die erste und vierte Reise gibt. Die angebliche Überheblichkeit Vespuccis als Navigator hält Robert Wallisch für gerechtfertigt. Vespucci war zweifellos mühelos in der Lage, mit Quadrant und Astrolabium den Kurs zu bestimmen, während sich der einfache Lotse allein auf den Kompass verließ. Dies bestätigt auch die Ernennungsurkunde Vespuccis als *Piloto Mayor* durch die spanische Königin. Dort wird ausdrücklich das Unvermögen der Lotsen erwähnt, mit Astrolabium und Quadrant umzugehen. Die Position von 52° S erklärt sich dadurch, dass Vespucci nur bis 32° S dem Land entlang segelte und den südlichsten Punkt erst auf See erreichte. Wallisch hält den „Mundus Novus“-Brief und mit ihm auch die „Lettera“ für echt und sieht sich auch darin bestärkt, dass ein handschriftliches Brieffragment Vespuccis an Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici, das Roberto Ridolfi 1937 publizierte, sich ausdrücklich auf den Inhalt des „Mundus Novus“ bezieht.

#### Die Weltkarte „Universalis Cosmologia“ Martin Waldseemüllers

Die Weltkarte Waldseemüllers war bisher nur durch eine verkleinerte Federskizze des Freiburger Humanisten und Kosmograpfen Heinrich Loriti Glarean (1488-1563) aus dem Jahr 1510 bekannt. Diese kleine Karte im Format 19 x 26 cm war das einzige Dokument, das das Meisterwerk Waldseemüllers über fast 400 Jahre tradierte. Glarean schrieb dazu: *Der Urheber zeichnete diese [die Weltkarte] in großem Maßstab, weil er in dieser Schrift keinen Platz dafür fand. Ich zog diesen Mann [Waldseemüller] deswegen zu Rat und damit dir [dem Leser] der Zweck dieser Einführung nicht entgeht, haben wir, was dieser in großem Maßstab zeichnete, hier im entsprechenden Verhältnis in kleinerem Maßstab gezeichnet. Die drei Erdteile und den neulich entdeckten vierten [Erdteil] Amerika.*<sup>31</sup> Erst 1900 entdeckte der Jesuitenpater Joseph Fischer in der Bibliothek des Fürsten von Waldburg-Wolfegg eine gebundene Ausgabe der Weltkarte von 1507 in einem Abzug von 1516, zusammen mit der „Carta marina“, einer Seekarte Waldseemüllers aus dem gleichen Jahr, aus dem Besitz des Nürnberger Mathematikers und Kosmograpfen Johann Schöner (1477-1547). Die beiden Karten wurden 2007 an die Kongressbibliothek in Washington veräußert; dort ist heute die Weltkarte in einem gesicherten Glasrahmen ausgestellt.

<sup>29</sup> ALBERTO MAGNAGHI: Amerigo Vespucci, Rom <sup>2</sup>1926.

<sup>30</sup> ROBERT WALLISCH: Der Mundus Novus des Amerigo Vespucci. Text, Übersetzung und Kommentar, Wien 2002, S. 104-113.

<sup>31</sup> HENRICUS LORITI GLAREAN: Handschriftliche Weltkarte, Universitätsbibliothek München. Die lateinischen Texte sind, falls nicht anders vermerkt, vom Verfasser ins Deutsche übersetzt.

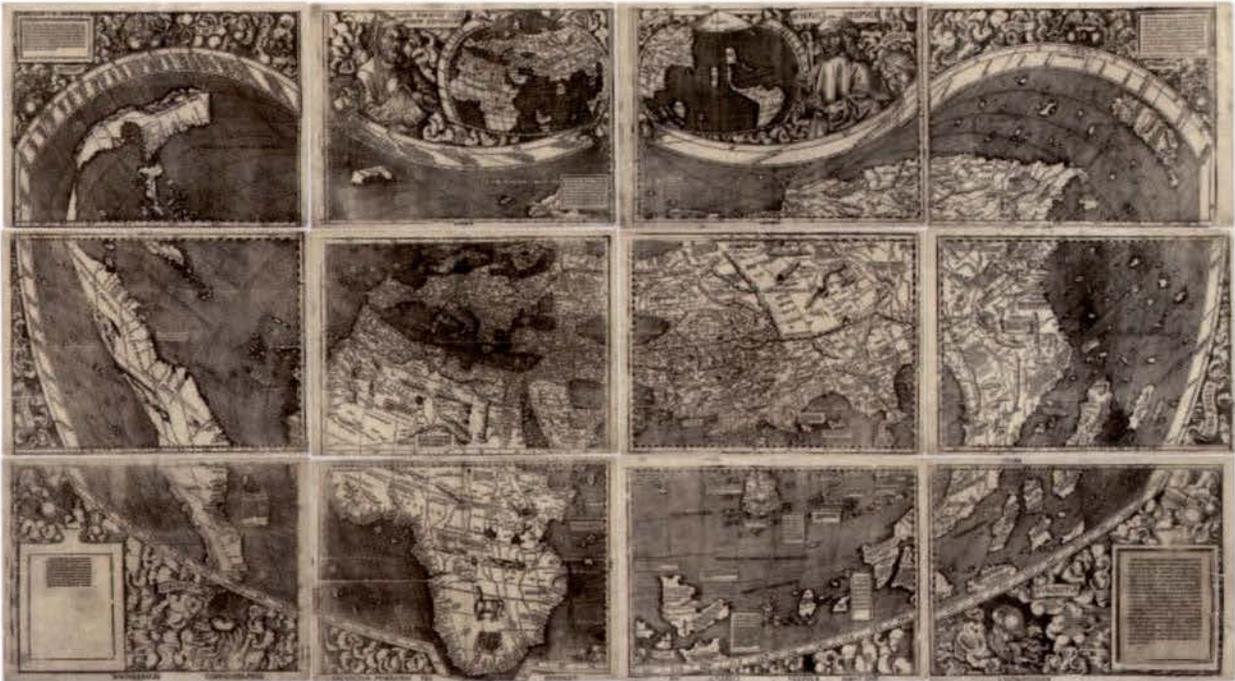


Abb. 3 Die Weltkarte Martin Waldseemüllers von 1507 (Library of Congress, Washington D.C.).

Die monumentale Weltkarte wurde von zwölf Holzstöcken im Format 43 x 59 cm gedruckt. Die Einzelkarten wurden zusammen auf ein Leintuch zu einer großen Wandkarte im Format 232 x 129 cm aufgeklebt (Abb. 3). Nach einem Vermerk auf der Seekarte von 1516 wurden tausend Exemplare angefertigt. Bedingt durch das Riesenformat hat sich jedoch bis auf den Abzug von 1516 kein einziges Exemplar erhalten. Die Karten und die Toponome, also Orts-, Fluss- und Gebirgsnamen, sind in Holz geschnitten, die Legenden in Rahmen im Letternsatz eingefügt.<sup>32</sup> Eingezeichnet sind die Umrisse der Kontinente, Inseln und Meere und Flussläufe. Gebirge sind in Form von Wülsten sichtbar, vereinzelt auch Wälder. Am unteren Rand erscheint als Unterschrift: *Universalis cosmographia secundum Ptolomaei traditionem et Americi Vespucci aliorumque lustrationes* (dt.: *die allumfassende Kosmografie nach der Tradition des Ptolemäus mit den Entdeckungen Amerigo Vespuccis und anderer*). Eine Signatur des Urhebers Waldseemüller fehlt. Waldseemüller hatte demnach die Erweiterung des ptolemäischen Weltbildes aus dem 2. Jahrhundert n.Chr. bis zur Entdeckung Amerikas und den Reisen Vespuccis nachzutragen: Im Norden waren die Entdeckungen Islands (960), Grönlands (986) durch Erik den Roten und die frühe Entdeckung der nordamerikanischen Küste von *Helluland* (Baffinland), *Markland* (Labrador) und *Vinland* durch Leif Erikson (1000) einzuzeichnen. In Asien waren die durch die Reisen Marco Polos (1271-1295) durch Zentralasien bis nach China, seine im Auftrag des Großkhan unternommene Reise in den Süden Chinas und die bei seiner Rückkehr per Schiff über Indochina, den Indischen Ozean und den persischen Golf gewonnenen geografischen Erkenntnisse einzutragen. In Afrika waren die von den Portugiesen gemachten Erfahrungen auf dem Seeweg nach Indien zu kartografieren. Schließlich mussten die Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus (1451-1506) und die Seereisen Vespuccis dokumentiert werden.

Sein Vorhaben erläutert Waldseemüller in den Legenden der vier großen Rahmenartikel am Rand der Weltkarte. Dort heißt es rechts oben: *Bei der Beschreibung des allgemeinen Erscheinungsbildes der Erde hielten wir es für das Beste, die Entdeckungen der Alten darzustellen*

<sup>32</sup> Deutsche Übersetzung der Legenden der Weltkarte nach LEHMANN (wie Anm. 19).

und diese mit denjenigen der Modernen zu verbinden (z.B. Cataia), damit diejenigen, die Interesse an derartigen Dingen haben, unserer Arbeit dankbar sind, wenn sie ihren Wissensdurst gestillt haben, weil sie beinahe alles, was hier und dort entdeckt oder jüngst gerade erforscht wurde, sorgfältig und genau zusammengestellt auf einen Blick betrachten können. In der Legende darunter erläutert Waldseemüller die Erweiterung gegenüber dem Weltbild des Ptolemäus: *Mögen die meisten der alten Autoren auch ein großes Interesse an der Beschreibung des Erdkreises gehabt haben, so blieb doch gerade diesen nicht wenig verborgen, so wie im Westen Amerika, dessen Name von seinem Entdecker stammt und das für den vierten Kontinent gehalten werden muss. Ebenso verhält es sich mit dem südlichen Teil Afrikas, der sich, beginnend bei ungefähr 7 Grad diesseits des südlichen Wendekreises, weithin über die trockene Zone und den südlichen Wendekreis hinaus nach Süden erstreckt. Genauso verhält es sich in östlicher Richtung mit dem Gebiet von Cataia und der India Meridionalis jenseits des 180. Längengrades. Dies alles haben wir den früheren Karten hinzugefügt, damit die Liebhaber derartiger Neuigkeiten, soweit sie uns zum heutigen Zeitpunkt vorliegen, diese mit eigenen Augen betrachten und unsere sorgfältige Arbeit auf die Probe stellen können. Um dieses aber bitten wir, dass die weniger Gebildeten und in der Kosmographie Unerfahrenen diese Dinge nicht sogleich verurteilen, bevor sie ihren wahren Wert zu einem späteren Zeitpunkt erkannt haben werden.* Der Rahmenartikel am oberen linken Rand behandelt die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus und Vespucci: *Viele haben geglaubt, dass es sich um ein Hirngespinnst handelte (weil jetzt erst die Skepsis der Erkenntnis weicht, dass dies den Tatsachen entspricht), wovon der berühmte Dichter gesprochen hat [Vergil, Aeneis Buch IV, VV 791-797], dass nämlich außerhalb des Tierkreises und außerhalb des Laufes der Sonne und des Jahres Land liegt, wo der himmelstragende Atlas die Achse, besetzt mit funkelnden Sternen, auf seiner Schulter dreht. Es gibt nämlich tatsächlich ein Land, entdeckt von Kolumbus, dem Kapitän des Königs von Kastilien, und von Amerigo Vespucci, zwei hochbegabten Männern. Wenn auch dieses Land zum größten Teil beim südlichen Wendekreis und zwischen den Wendekreisen liegt, so erstreckt es sich doch trotz alledem ungefähr 19 Grad jenseits des südlichen Wendekreises [des Steinbocks] zum antarktischen Pol hin jenseits des südlichen Wendekreises. Man hat in Erfahrung gebracht, dass es in diesem Land mehr Gold gibt als irgendein anderes Metall.* Der Rahmen links unten nimmt Bezug auf die vier Reisen Vespuccis nach den „Quatuor Navigationes“: *Eine allgemeine Beschreibung verschiedener Länder und Inseln, auch derjenigen, die die alten Autoren nicht kannten und neulich zwischen 1497 und 1504 von vier Expeditionen, die das Meer in verschiedenen Richtungen befuhren, entdeckt wurden; zum einen von zwei Expeditionen auf Befehl Ferdinands von Kastilien, von zwei Expeditionen in das südliche Meer auf Befehl des Herrschers Manuel I. von Portugal, zwei erlauchten Herrschern. Amerigo Vespucci hatte als einziger der Lotsen und Kapitäne Kenntnis insbesondere auch vieler Orte, die sonst niemand bekannt waren. Dieses Wissen haben wir sorgfältig in diese Karte eingearbeitet, um die wahre Kenntnis über die Lage der Orte darzustellen.*

Die Karte ist mit einem filigranen Rahmen umgeben, auf dem zwölf Winde mit aufgeblasenen Backen erscheinen: *Septentrio* (N), *Aquilo* (NNO), *Cecias* (ONO), *Subsolanus* (O), *Vulturnus* (OSO), *Euronotus* (SSO), *Auster* (S), *Libonotus* (SSW), *Africus* (WSW), *Favonius* (W), *Chorus* (WNW) und *Circius* (NWN). Am oberen Bildrand ist Claudius Ptolemäus mit einem Quadranten in Händen neben einer Halbkugel der bekannten Welt mit den drei Erdteilen Europa, Asien und Afrika sichtbar. Die südliche Spitze Afrikas trägt den Vermerk *dem Ptolemäus unbekanntes Land*. Daneben erscheint Amerigo Vespucci mit einem Zirkel und einer Halbkugel mit der „Neuen Welt“: Die Karibikinseln *Isabella* (Kuba) und *Hispaniola* (Haiti und Dominikanische Republik), Mittel- und Südamerika mit der Bezeichnung *Terra incognita*, *Zipangu* (Japan) und *India superior*. Die Kartusche mit den beiden Porträts ist von hoher

künstlerischer Qualität. Fischer/von Wieser ordnen sie der Dürer-Schule zu; Ronsin verweist auf die Künstler in Saint-Dié, die das Graduale Luds illuminierten.

Waldseemüller wählte für seine Weltkarte eine nach der zweiten Projektion des Ptolemäus modifizierte herzförmige Projektionsform.<sup>33</sup> Sie wird von einer Skala mit 50 Breiten- und 360 Längengraden umrandet. Eingearbeitet sind die sieben Klimazonen und die Angaben über die Stunden des längsten Tages. Außerdem sind der Polarkreis, der Wendekreis des Krebses und des Steinbocks sowie der Äquator eingezeichnet. In der Weltkarte wird die politische Aufteilung der einzelnen Regionen vermerkt. In der „Cosmographiae introductio“ schreibt Ringmann dazu: *So wie die Bauern gewöhnlich ihre Felder kennzeichnen und mit einem Rain begrenzen, so haben wir uns bemüht, die wichtigsten Gegenden der Erde mit den Hoheitszeichen ihrer Herrscher kenntlich zu machen. Und wir haben in das Zentrum Europas (um mit unserem Kontinent zu beginnen) die römischen Adler gesetzt (die die Könige Europas beherrschen) und mit dem berühmten Schlüssel des Papstes (der die römische Kirche bezeichnet) fast ganz Europa umgeben. Beinahe ganz Afrika und einen Teil Asiens haben wir kenntlich gemacht mit dem Halbmond, der das Emblem des erhabenen Sultans von Babylon ist, des Herrschers über fast ganz Ägypten und eines Teils von Asien. Denjenigen Teil Asiens aber, der Asia Minor genannt wird, haben wir mit einem safranfarbenen Kreuz mit Brandeisen umgeben, welches das Symbol des Sultans der Türken ist. Skytien diesseits des Imaus, des höchsten Gebirges Asiens und das asiatische Samatien haben wir mit Ankern kenntlich gemacht, die das Herrschaftszeichen des großen Tartaren sind. Ein rotes Kreuz steht für den Priesterkönig Johannes (der Ost- und Südindien beherrscht und in Biberith residiert): Und zuletzt haben wir im vierten, von den Königen Kastiliens und Portugals entdeckten Teil der Welt, deren Embleme eingezeichnet.*

Die Karten der alten Welt nach Ptolemäus beruhen bei Waldseemüller weitgehend auf der Ulmer Ptolemäusausgabe von 1486 in der dritten Redaktion des Nicolaus Germanus.<sup>34</sup> Für Europa dienten die „Tabulae Novae“ von Spanien, Gallien und Italien dieser Ausgabe als Vorlage, ebenso die Karten von Nordafrika, Vorder- und Mittelasien. Mitteleuropa zeichnete Waldseemüller nach der Romwegkarte des Nürnberger Instrumentenbauers und Kartografen Erhard Etzlaub (1460-1532). Dieser hatte zum Heiligen Jahr 1500 für die deutschen Rompilger eine Straßenkarte Europas „Das ist der Rom Weg“ entworfen.<sup>35</sup>

Der Norden Europas, der bei Ptolemäus bei der sagenhaften Insel *Thule* (63° N) endete, wurde bei Waldseemüller nach dem Ulmer Ptolemäus um Grönland, Island und Skandinavien erweitert. Nicolaus Germanus hatte seinerseits die Nordlandkarte von 1428 des dänischen Kartografen Claudius Clavus (Claussón Swart) übernommen. Allerdings liegt hier fälschlicherweise Island westlich von Grönland, das durch Lappland mit dem europäischen Festland verbunden ist. Darüber hinaus hält Waldseemüller eine Verbindung des Nordmeers mit dem Indischen Ozean für gegeben und beruft sich in einer Legende auf Cornelius Nepos (geb. 59 v. Chr.), einen Zeitgenossen Caesars: *Eine Zeitlang war zweifelhaft, was jenseits des Kaspischen Meeres liegt. Denn weil die Naturphilosophen und Homer selbst gesagt haben, dass der Erdkreis vom Meer umflossen sei, erwähnt Cornelius Nepos, dass Quintus Metellus Celer folgendes berichtet habe: Ihm seien, als er Prokonsul in Gallien war, einige Inder vom König der Sueben geschenkt worden. Auf die Frage, woher sie in diese Gegend gelangt seien, habe er*

<sup>33</sup> PTOLEMAIOS (wie Anm. 12), S. 135.

<sup>34</sup> Ebd., S. 174; JOSEF FISCHER/FRANZ R. VON WIESER: Die älteste Karte mit dem Namen Amerika aus dem Jahre 1507 und die Carta Marina aus dem Jahre 1516, Innsbruck 1903, S. 24ff.

<sup>35</sup> ERHARD ETZLAUB: Das ist der Rom-Weg von meyllen zu meyllen mit puncten verzeynet von eyner stat zu der anderen durch deutsche landt, Maßstab 1:5.600.000, Holzschnitt 29 x 36 cm, Nürnberg ca. 1500 (Nürnberg<sup>2</sup>1501), Harvard University Library.

erfahren, dass sie infolge eines Sturmes aus den indischen Gewässern verschlagen worden, wieder aufgetaucht etc. und schließlich an den Küsten Germaniens an Land gegangen seien. Dadurch steht fest, dass hier das Meer weiter geht. Das Kartenbild Afrikas stammt, ebenso wie die Umrisse von Amerika, von der Weltkarte des Nicolo de Caveri (Canerio),<sup>36</sup> wie Fischer/von Wieser nachgewiesen haben.<sup>37</sup> Die portugiesischen *Patrâos*, die besitzanzeigenden Wappenzeichen der portugiesischen Entdecker, sind an den gleichen Stellen eingetragen; ein mächtiger Elefant zierte die Südspitze Afrikas; die Legenden Amerikas stimmen überein; ebenso die Nomenklatur an der West- und Ostküste Afrikas; die Insel Hispaniola wird von Caveri wie von Waldseemüller fälschlicherweise *Laonizes mil Virgines* – statt *Las onze mil virgines* – benannt; Haiti wird mit *Cary* bzw. *Carij* bezeichnet. Dies alles belegt nach Fischer/von Wieser, dass Waldseemüller nicht nur eine Karte vom Typ Caveri, sondern die Karte selbst vorgelegen haben muss. Der Genueser Kartograf Nicolo de Caveri hatte die Karte, wie die Beschriftung zeigt, in Lissabon oder Genua um 1504/05 nach portugiesischen Seekarten angefertigt. Die portugiesischen Könige hatten mit Beginn ihrer Entdeckungsfahrten nach Indien die Kapitäne angewiesen, ihre nautischen Aufzeichnungen und Karten bei ihnen abzuliefern. Danach wurden die Karten der Entdeckungen angefertigt bzw. ergänzt. Aus Konkurrenzgründen waren diese einer strengen Geheimhaltungspflicht bis hin zur Todesstrafe unterworfen.

Das Kartenbild Asiens bei Waldseemüller geht auf den Erdapfel Martin Behaims und auf die Weltkarte des Heinrich Hammer (Henricus Martellus) zurück. Dieser deutsche Kartograf wirkte zwischen 1480 und 1496 in Florenz und Rom. Neben drei handgezeichneten Manuskriptkarten „*Insularium Illustratum*“, die sich heute in der British Library in London, in der Zentralbibliothek der Universität Leiden und in der Nationalbibliothek Florenz befinden, besitzt die Beinecke Library der Yale University in New Haven (Connecticut) eine gedruckte Version.<sup>38</sup> Die Karten sind um 1489 entstanden und zeigen noch das Weltbild vor den Entdeckungen des Kolumbus. Martellus erweitert die Längengrade bei Ptolemäus von 180° auf 270°.

In seiner Darstellung Asiens stützt sich Martellus und mit ihm Waldseemüller auf die Reisebeschreibungen Marco Polos (1254-1324). Zusammen mit seinem Vater Niccolo und seinem Onkel Matteo, Juwelenhändlern aus Venedig, unternahm der 17-jährige Marco Polo 1271 eine dreieinhalbjährige Reise zum Kublai Khan (1215-1295), einem Enkel des Dschingis Khan, nach *Catai* (China). Der Weg führte sie über *Akko* (Israel), *Laias* (Iskenderum) an der anatolischen Küste, über den heutigen Iran nach *Täbris* (Aserbaidschan), *Spaa* (Isfahan), *Yasdi* (Jesdr), *Kierman* (Kirman) und *Ormus* nach dem Norden Afghanistans nach *Balkh* (Vaziraban), über den Hindukusch nach China, am Rande der Sandwüste von *Takla* (Makan), über *Khotan* (Chotan), *Kaschgar* (Kaxgar), *Sachion* (Satschou) bis nach *Shang-tu*, der Sommerresidenz des Kublai Khan nördlich von Peking. Der junge Marco Polo erwarb das Vertrauen des Großkhans, der ihn zum Präfekten ernannte und ihn zur Revision in alle Himmelsrichtungen seines Reiches aussandte. Nach 17 Jahren wollten die drei Polos 1291, in Begleitung einer chinesischen Prinzessin, die zur Gemahlin eines persischen Khans ausersehen war, wieder in ihre Heimat zurück. Die Rückfahrt begann per Schiff und führte von *Quanzhu* (gegenüber von Taiwan) über *Java Minor* (Sumatra), *Ceilan* (Sri Lanka) bis nach *Ormus* (Iran). Von dort traten sie die Rückreise auf dem Landweg über *Trapezunt* (Trapzon) am Schwarzen Meer und weiter mit dem Schiff über den Peloponnes in ihre Heimat Venedig an, wo sie 1295 eintrafen. Als Kommandant einer Flotte Venedigs im Seekrieg mit Genua wurde Marco Polo in der See-

<sup>36</sup> NICOLO DI CAVERI: Weltkarte, Handzeichnung auf Pergament, 115 x 225 cm, ca. 1505, Bibliothèque Nationale Paris.

<sup>37</sup> FISCHER/VON WIESER (wie Anm. 34), S. 27ff.

<sup>38</sup> HEINRICH HAMMER/HENRICUS MARTELLUS: Weltkarte 1489, Beinecke-Library, Yale University.

schlacht bei Curzola 1298 gefangen genommen. In der Haft wurde er von seinem Mitgefangenen Rustichello da Pisa gedrängt, ihm seine Erlebnisse zu diktieren. Eine lateinische Übersetzung wurde von dem Dominikaner Francesco Pipino da Bologna angefertigt. Diese Angaben verwendete Martellus bei der Nomenklatur der Orte Asiens, Waldseemüller entnahm der Schilderung Marco Polos seine Legenden für das *Mare Indicum*, den Indischen Ozean, und den asiatischen Kontinent.<sup>39</sup> Auf der Weltkarte Waldseemüllers erscheint im Norden des *Mare Indicum*, gegenüber von Äthiopien, die Insel *Scoyra* (Sokrota). Nach alten orientalischen Seefahrerlegenden, wie sie Marco Polo berichtet, schreibt Waldseemüller: *Im Jahre 1285 wohnten auf einer dieser Inseln die Männer allein, auf der anderen die Frauen und ihre Kinder. Sie treffen sich einmal im Jahr und sind Christen, sie haben einen Bischof, der Scoyra unterstellt ist.* Südlich vor der Küste Vorderindiens liegt die Insel *Taprobana* (Sri Lanka), bei der Waldseemüller vermerkt: *Vor Taprobana liegt eine Reihe von Inseln, von denen man annimmt, dass es 1.378 sind.* Im Süden des *Oceanus indicus meridionalis*, erscheint vor der Ostküste Afrikas Madagaskar, südlich davon ist die Insel Sansibar eingezeichnet. Über den Handelsverkehr der beiden Inseln mit dem asiatischen Festland und den Meeresströmungen im Indischen Ozean berichtet Waldseemüller nach Marco Polo: *Aus dem Königreich Moabar kommen Schiffe in zwanzig Tagen nach Madagaskar und sind kaum in der Lage, innerhalb von drei Monaten nach Moabar zurückzukehren. Dieser Umstand ist darauf zurückzuführen, dass die starke Strömung dieses Meeres beständig nach Süden gerichtet ist. Auf Madagaskar verzehrt man das Fleisch von Kamelen, weil sie davon eine große Menge besitzen. Auf dieser Insel gibt es ausgedehnte Sandelholzwälder, mit denen sie ausgedehnte Geschäfte machen. Kaufleute kommen aus allen Teilen Indiens und Arabiens auf diese beiden Inseln [Madagaskar und Sansibar]. Wegen des Handels kommen hier unzählige Schiffe zusammen. Zu den anderen Inseln, die jenseits der beiden genannten, also südlicher liegen, besteht ein sehr viel geringeres Schiffsaufkommen.* Den kartografischen Erkenntnissen der Zeit entsprechend, die auf den nautischen Erfahrungen der Portugiesen beruhten, ist die Lage der Inseln noch ungenau: Sansibar ist südlich statt westlich von Madagaskar eingezeichnet.

Die Südküste des asiatischen Kontinents folgt bei Waldseemüller den Konturen der Martellus-Karte und nicht der wesentlich genaueren Caveri-Karte. *India intra Gangem* (Vorderindien) ist nur als Nase sichtbar. Dort verzeichnet Waldseemüller die indische Handelsstadt *Kalikut* (Kozhikode), die Vasco da Gama im Mai 1498 für Portugal entdeckte. *Die prächtige Provinz Kalikut. In ihr gibt es viele Arten von Mineralien, Pfeffer und andere Arten von Waren, die aus vielen Gegenden kommen: weißen Zimt, Ingwer, Gewürznelken, Sandelholz und alle Arten von Gewürzen. Diese Provinz wurde vom König von Portugal [Manuel I., 1495-1521] entdeckt.*

Nach dem *Sinus gangeticus* (Golf von Bengalen) folgt *India extra Gangem* (Hinterindien). Östlich angesetzt ist eine riesige Halbinsel, die der portugiesische Gelehrte und Gouverneur der Molukken, Antonio Galvao, als „Schwanz des chinesischen Drachens“ bezeichnete.<sup>40</sup> Im Norden wird *Chatay* (China), dann *India superior* (Oberindien) mit der Provinz *Cyamba* (Vietnam) dargestellt. Von ihr schreibt Waldseemüller nach Marco Polo: *Die große Provinz Cyamba hat eine eigene Sprache und einen [eigenen] König. Sie sind Götzendiener und besitzen Elefanten in großer Zahl sowie jegliche Arten von Gewürzen, Aloeholz und Ebenholzwälder.* Südlich der Provinz *Thebet* verortet Waldseemüller das sagenhafte Reich des Priesterkönigs Johannes: *Hier herrscht jener gute König und Herr, der Priester Johannes genannt wird.*

<sup>39</sup> MARCO POLO: Von Venedig nach China. Die größte Reise des 13. Jahrhunderts, hg. von THEODOR A. KNUST, Stuttgart 1983.

<sup>40</sup> PAUL GALLEZ: Das Geheimnis des Drachenschwanzes. Die Kenntnis Amerikas vor Kolumbus, Berlin 1980, S. 31f.

*Er ist der Herrscher über die ganze India Orientalis und Meridionalis und alle Könige sind ihm unterworfen und in allen Bergen Indiens findet man wertvolle Steine aller Art und alle Arten von Gewürzen.* Diese mittelalterliche Legende geht auf den Geschichtsschreiber Otto von Freising zurück, der in seiner Chronik im Jahre 1145 erwähnt: *Vor wenigen Jahren habe ein gewisser Johannes, ein König und Priester, der im äußersten Orient, jenseits von Persien wohne, aber Nestorianer sei, zwei Brüder, die Könige der Perser und Meder, Samiarden genannt, angegriffen und ihre Hauptstadt, das oben erwähnte Ekbatana, erobert [...]. Er [der Priester Johannes] soll dem alten Geschlecht der Magier entsprossen sein, die im Evangelium erwähnt werden und als Herrscher über dieselben Völker wie jene solchen Ruhm und Überfluss genießen, dass er sich nur eines smaragdenen Szepters bediene.*<sup>41</sup>

Auf der Halbinsel im Süden der *India Meridionalis* beschreibt Waldseemüller nach Marco Polo das Königreich *Murfili* (Masipatam, Indien): *In einigen dieser Königreiche findet man wertvolle Diamanten, aber es ist gefährlich wegen der großen Schlangen, von denen es dort eine Unmenge gibt; auch gehen die Menschen nach Regenfällen zu den aus den Bergen strömenden Flüssen und finden, wenn die Flüsse kein Hochwasser mehr führen, im Sand Diamanten.* An der Südspitze wird die Bürgerschaft *Coylu* (Quilon, Indien) verzeichnet: *Hier wohnen Christen, Juden und Götzendiener; sie haben eine eigene Sprache, ihr König ist niemandem tributpflichtig; sie besitzen jegliche Art von Gewürzen.* In einer weiteren Legende wird das Land *Coylu* beschrieben: *In dieser Gegend ist es wegen der allzu großen Hitze mühsam zu leben; in dieser Provinz gibt es viele Tiere, die sich von anderen Tieren unterscheiden. Dort gibt es nämlich gänzlich schwarze Löwen [Panther], schneeweiße Papageien und Papageien der verschiedensten Arten; sie besitzen mit Ausnahme von Reis keinerlei Getreide, aus Zucker fertigen sie ein Getränk; sie laufen nackt umher, sie sind Ärzte und Astrologen und sind sinnlich veranlagt.* *Murfili* und *Coylu*, die in Wirklichkeit zu *India intra Gangem* gehören, werden von Waldseemüller an der südostasiatischen Halbinsel, dem „Drachenschwanz“, angesiedelt.

Zwischen 10° und 30° wird im *Oceanus orientalis Indicus*, dem Pazifischen Ozean, die Insel *Zipanagri* (Japan) dargestellt. *Diese Insel ist vom großen Festland 1.500 Meilen entfernt und sehr groß, ihre Einwohner sind Götzendiener, sie haben einen König, der keinem tributpflichtig ist. Sie besitzen eine riesige Menge Gold, aber erlauben niemand die Ausfuhr, sie besitzen Steine jeder Art, und diese Insel ist über die Maßen reich.*

Östlich der Südspitze der *India meridionalis* erscheint *Seylam* (Ceylon/Sri Lanka). Waldseemüller beschreibt die Insel nach Marco Polo: *Diese Insel ist eine der größten und besten der Welt und hat einen Umfang von 2.040 [nach Marco Polo 2.400] Meilen. Diese Insel hat einen sehr reichen König, der keinem tributpflichtig ist, die Menschen der Insel sind Götzendiener, laufen alle nackt umher, besitzen mit Ausnahme von Reis keinerlei Getreide und sind im Besitz wertvoller Steine.* Sri Lanka wird als *Taprobana* vor *India intra Gangem* und als *Seylam* vor der Küste Südostasiens von Waldseemüller doppelt erwähnt.

Nordöstlich schließt sich eine Inselgruppe aus dem heutigen Bereich von Indonesien an: *Java Minor* (Sumatra), *Angama* (Insel der Andamanen), *Peutam* (Bintam), *Necura* (Insel der Nikobaren), *Java Maior* (Java) und *Candia*. Die Lage dieser Inseln entspricht nicht der Wirklichkeit. Waldseemüller hat diese indonesischen Inseln ebenso wie die südostasiatische Küste, den „chinesischen Drachenschwanz“, der Yale-Karte von Henricus Martellus von 1489 entnommen.

<sup>41</sup> OTTO BISCHOF VON FREISING: Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten, hg. von WALTHER LAMMERS (Ausgewählte Quellen zur Geschichte des deutschen Mittelalters 16), Darmstadt 1961, Buch VII., Kap. 33, S. 557f.

In einer Gegenüberstellung der Londoner Weltkarte des Henricus Martellus mit modernen Südamerika-Karten hat Paul Gallez nachgewiesen, dass die Konturen der südostasiatischen Küste und die von Martellus eingezeichneten Flussläufe und Bergmassive mit den modernen Gegebenheiten übereinstimmen.<sup>42</sup> So entspricht die Zeichnung des Flusslaufes von Ost nach West in den Ozean dem Verlauf des Orinoco und seines größten Nebenflusses Meta sowie des Berglandes von Guyana bei 10° N; südlich des Äquators sind der längste Fluss, der Amazonas, und der Tocatin auszumachen; bei 10° S fließt der Rio Francisco südlich des Kap San Roque in den Atlantik; bei 35° S mündet der Rio de la Plata, gebildet aus seinen Nebenflüssen Paraguay und Paraná, in den Atlantischen Ozean, ebenso der Rio Colorado und der Rio Negro nördlich und südlich des 40° S. In Feuerland, der großen Halbinsel, in der der „Drachenschwanz“ endet, mündet der Rio Grande auf halber Länge der Nordostküste in den Atlantik. Paul Gallez folgert: „Die Identifizierung aller großen Flüsse Südamerikas auf der vorkolumbianischen Ptolemaios-Karte von Hammer, durch einfaches Vergleichen ihrer geografischen Lage, ihrer wichtigsten Charakteristika und der Orientierung ihrer wichtigsten Teile ist die endgültige Bestätigung für die Gleichsetzung des Drachenschwanzes mit Südamerika auf dieser Karte.“<sup>43</sup> Die Bezeichnung „Regnum Coylum“ bei Waldseemüller auf der Halbinsel des „Drachenschwanzes“ leitet Gallez vom Fluss Coyle in Patagonien her. Ebenso deutet Gallez *Lac Regnum* als Land der *A-lak-aluf*, wie sich die Eingeborenen in ihrer Landessprache nennen.<sup>44</sup> Historische, nautische oder kartografische Belege für die Thesen von Gallez fehlen. Er verweist aber auf die Forschungen Richard Delbruecks und Alexander von Humboldts, nach denen schon seit der Antike küstennahe Handelsverbindungen vom Mittelmeerraum über das Rote Meer, Vorder- und Hinterindien bis an die chinesisch-pazifische Küste bestanden. Wenn die europäischen Kaufleute nach Arabien, Indien oder China kamen, so konnten sie von ihren Handelspartnern oder von arabischen oder indischen Gelehrten Kenntnisse erfahren. António Galvão berichtet: *Über das Jahr 1428 schreibt man, dass der älteste Sohn des Königs von Portugal Don Pedro, von England, Frankreich, Deutschland und vom Heiligen Land über andere Gegenden nach Italien ging, sich in Rom und Venedig aufhielt, von wo er eine Weltkarte mitbrachte, die alle Teile der Erde enthielt. Auf dieser Karte wurden die Magellanstrasse Drachenschwanz und das Kap der Guten Hoffnung Stirn Afrikas genannt.*<sup>45</sup> Martin Lehmann bestätigt eine präkolumbische Kenntnis Südamerikas mit einer Rekonstruktion einer Karte des Florentiner Astronomen und Kosmografen Paolo dal Pozzo Toscanelli (1397-1482), der Kolumbus veranlasste, Indien auf dem Seeweg über den Atlantik zu erreichen. Auch Lehmann verweist auf die Existenz kartografischer Vorlagen über Südamerika, deren Urheber bis heute nicht ausgemacht werden können.<sup>46</sup>

In der Darstellung des amerikanischen Kontinents folgt Waldseemüller den Vorlagen der Caveri-Karte, wie auch die Übereinstimmung der Legenden belegen.<sup>47</sup> Auch wenn die Formgebung Südamerikas keine Gemeinsamkeit mit modernen Karten zu besitzen scheint, lassen sich die Unterschiede nach Lehmann auf die von Waldseemüller gewählte Projektionsform zurückführen.<sup>48</sup> Im Norden erscheint als *Litus incognitum*, als unbekannter Strand, Neufundland mit einer portugiesischen Flagge als Zeichen der Entdeckung des Portugiesen Joao Cortez

<sup>42</sup> HENRICUS MARTELLUS: Weltkarte, illuminiertes Manuskript auf Papier, 30,3 x 47 cm, Florenz 1489, British Library London; GALLEZ (wie Anm. 40), S. 69-74.

<sup>43</sup> GALLEZ (wie Anm. 40), S. 71.

<sup>44</sup> Ebd., S. 59f.

<sup>45</sup> ANTÓNIO GALVÃO: *Tratado dos descobrimentos*, zitiert nach LEHMANN (wie Anm. 19), S. 212.

<sup>46</sup> LEHMANN (wie Anm. 19), S. 222f.

<sup>47</sup> FISCHER/VON WIESER (wie Anm. 34), S. 28.

<sup>48</sup> LEHMANN (wie Anm. 19), S. 210f.

im Jahre 1500; in Wirklichkeit war Neufundland bereits durch den Venezianer Giovanni Caboto in englischen Diensten 1498 entdeckt worden. Der Süden Nordamerikas, der als *Terra ultra incognita* bezeichnet wird, ist ab South Carolina und mit Florida sichtbar; der Golf von Mexiko mit der Küste von Louisiana, Neu Mexiko und Mexiko mit Yucatan wird dokumentiert. Damit belegt Waldseemüller, dass diese Regionen lange vor Pineda (1519) entdeckt wurden und infolgedessen auch die erste Reise Vespuccis 1497 in dieses Gebiet denkbar ist. Im Gegensatz zu der kleinen Ptolemäuskarte am oberen Bildrand wird die mittelamerikanische Landbrücke bei 15° N, also auf der Höhe des heutigen Guatemalas, unterbrochen. Eine Legende über die Inseln an der Küste Südamerikas besagt: *Diese Inseln sind von dem genuesischen Admiral Kolumbus im Auftrag des Königs von Kastilien gefunden worden.* Christoph Kolumbus hatte auf seiner dritten Reise (1498-1500) Trinidad entdeckt. Auf der Höhe des Wendekreises des Steinbocks trägt Waldseemüller die von Ringmann für die Neue Welt erfundene Bezeichnung „Amerika“ ein. Über die Entdeckung Brasiliens durch den portugiesischen Admiral Cabral schreibt Waldseemüller: *Dem Kapitän der vierzehn Schiffe, die der König von Portugal nach Kalikut geschickt hat, erschien dieses Land an dieser Stelle zuerst: dieses Land wurde für eine Insel von erstaunlicher, aber durchaus noch nicht erkannter Größe gehalten, weil es auf der zuerst gefundenen Seite umspült ist, obwohl es in Wahrheit Festland ist. In diesem Land sind es Männer und sogar Frauen gewohnt, nicht anders umherzulaufen, als ihre Mutter sie geboren hat. Und sie sind hier freilich etwas hellhäutiger als diejenigen, die sie auf einer früheren Expedition, die auf Befehl des Königs von Kastilien unternommen worden war, gefunden haben.* Waldseemüller bezieht sich auf die Entdeckung Brasiliens durch Pedro Alvaris Cabral (ca. 1467-1526), der auf einer Indienfahrt, um die Passatwinde auszunutzen und den widrigen Strömungen an der westafrikanischen Küste zu entgehen, auf einem Südwestkurs am 22. April bei *Porte Seguro* (Bahia) in Brasilien landete und als *Ilha de Vera Cruz* für den portugiesischen König in Besitz nahm.

Wie Waldseemüller zu der zutreffenden Zeichnung der Westküste Südamerikas kam ist nicht bekannt. Erst Vasco Núñez de Balboa gelangte 1513 bei Panama an die Pazifikküste Südamerikas. Die erste Entdeckung der Westküste fand erst 1525/26 durch Guevara statt. Ob die kartografischen Vorlagen Waldseemüllers dem arabisch-islamischen oder dem chinesischen Kulturkreis entstammen, ist nicht zu klären. Lehmann konstatiert, „dass es graduierte Vorlagen für die portugiesischen Karten gegeben haben muss, die auf diesem Weg auch Eingang in die Darstellung Waldseemüllers gefunden haben“.<sup>49</sup>

### Der Erdglobus Martin Waldseemüllers

In seiner „Geographike“ gab Ptolemäus Richtlinien für die Darstellung der *Ökumene* auf einem Globus: *Für die Größe des Globus wird die Zahl der Objekte maßgebend sein, die der Hersteller einzutragen gedenkt. Der Entscheid hängt von seinen Fähigkeiten und seinem Ehrgeiz ab, denn je grösser der Globus ist, desto mehr Einzelheiten können eingetragen werden und desto deutlicher werden sie herauskommen. Wie groß er aber auch immer sei, werden wir zunächst seine Pole genau bestimmen, dann einen halbkreisförmigen vierkantigen Ring anbringen, der nur ganz wenig von der Oberkante absteht, so dass er lediglich bei der Umdrehung gerade nicht streift. Der Ring sei schmal, damit er nicht zugleich mehrere Orte bedeckt. Die eine Kante soll genau durch die Punkte der Pole gehen, damit wir mit ihr die Meridiane zeichnen können. Wir teilen diese Kantenseiten in 180 Teile ein und setzen auf ihr die Zahlen*

<sup>49</sup> Ebd., S. 215.

der Breitengrade je  $1-90^\circ$  ein, in der Mitte beginnend, wo der Schnittpunkt mit dem Äquator sein wird. Ebenso tragen wir den Äquator ein und teilen die eine Hälfte in 180 gleiche Teile ein und setzen auch hier die Zahl der Längengrade  $1-180$  dazu, wobei wir bei jenem Endpunkt anfangen, durch welchen wir den westlichen Meridian ziehen wollen.<sup>50</sup>

Im Zeitalter des Humanismus erwarb 1444 in Nürnberg der Theologe, Philosoph und Fürstbischof von Brixen, Nikolaus von Kues (1401-1464), je einen hölzernen und kupfernen Himmelsglobus, die heute in der Cusanus Bibliothek in Kusel zu finden sind. 1477 hatte Nicolaus Germanus (1420-1490) im Auftrag des Papstes Sixtus IV. einen Himmels- und einen Erdglobus hergestellt, wie aus den Rechnungsbüchern des Vatikans hervorgeht. Sie wurden wahrscheinlich 1527 beim *Sacco di Roma*, der Erstürmung Roms durch die Landsknechte Georg von Frundsbergs, zerstört.

Der älteste erhaltene Erdglobus wurde 1491/92 im Auftrag des Nürnberger Kaufmanns Martin Behaim (1459-1507) angefertigt.<sup>51</sup> Als Spross einer Nürnberger Patrizierfamilie war er nach einer Lehrzeit in Nürnberg über Antwerpen nach Portugal und den Azoren gekommen, wo er die Tochter des Flamen Jobst Hurter, des Statthalters der Azoreninseln Fayal und Pico, heiratete. 1485/86 nahm er als Kosmograf an der zweiten Entdeckungsfahrt des Diego Cão teil, die ihn bis ans Cap Cross an der Westküste Südafrikas führte. Als er wegen Erbschaftsangelegenheiten 1491 nach Nürnberg zurückkehrte, ließ er einen Erdglobus herstellen. Dieser Nürnberger Erdapfel bestand aus einer Kugel von 51 cm Durchmesser, die aus Pappmaché geformt und mit einer Gipsschicht überzogen war. Sie wurde mit 12 Segmenten und Polkappen aus Pergament beklebt. Die künstlerische Ausgestaltung übernahm der Nürnberger Illuminator, Briefmaler und Formschneider Jörg Glockendohn d.Ä. Als Vorlage diente u.a. eine Weltkarte des Florentiner Astronomen und Kosmografen Paolo dal Pozzo Toscanelli (1397-1482). Diese, heute verloren gegangene Karte, war noch nach dem ptolemäischen Weltbild gezeichnet: Westafrika lag unmittelbar gegenüber China und Indien. Sie diente auch Kolumbus als Hinweis auf einen Seeweg nach Westindien. Nach seiner Überzeugung lag Gibraltar nur 1.200 Meilen von der Insel *Zipangu* (Japan) entfernt, nicht wie in Wirklichkeit 5.000. Dieser Erdapfel sollte den Nürnberger Kaufleuten, die weitausgedehnte internationale Handelsbeziehungen unterhielten, die Situation des globalen Welthandels veranschaulichen.<sup>52</sup>

Waren alle bisherigen Globen handgefertigte Unikate, so nutzte Martin Waldseemüller als Erster den Buchdruck zu einer Serienanfertigung eines Erdglobus. In der „*Cosmographiae introductio*“ hatte Ringmann angekündigt: *Zweck dieses Büchleins ist es, eine Art Einführung in die Kosmographie zu schreiben; diese haben wir in Gestalt eines Globus sowie in Form einer Karte zeichnerisch umgesetzt. Die Darstellung auf dem Globus ist dabei kleiner als auf der Karte.*<sup>53</sup> Waldseemüller zeichnete zwölf Globussegmente von je 3 x 18 cm in einer Gesamtbreite von 34 cm, ließ sie in Holz schneiden und drucken (Abb. 4). Der Benutzer konnte diese Streifen ausschneiden, auf eine Holzkugel von ca. 11 cm Durchmesser aufkleben und erhielt so einen kleinen Handglobus. Der Globus enthält je eine Skala von 360 Längen- und 90 Breitengraden. Der Null-Meridian liegt auf der Höhe der *Islas Fortunatas*, den Kanarischen Inseln. Hervorgehoben ist der *Aequinoctialis*, der Äquator, der *Tropicus Cancrici* und *Capricor-*

<sup>50</sup> PTOLEMAIOS (wie Anm. 12), S. 113.

<sup>51</sup> Martin Behaim und die Nürnberger Kosmographen, Ausstellung anlässlich des 450. Todestages von Martin Behaim im Germanischen National-Museum Nürnberg, Nürnberg 1957; EDVARD LUTHER STEVENSON: *Terrestres and celestial Globes*, New Haven 1921, S. 46-51; ALOIS FAUSER: *Kulturgeschichte des Globus*, München 1973, S. 44-47.

<sup>52</sup> Heute ist der Erdapfel Behaims im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg zu sehen; eine Replik befindet sich im Deutschen Museum in München.

<sup>53</sup> WALDSEEMÜLLER (wie Anm. 19), Kap. 8.

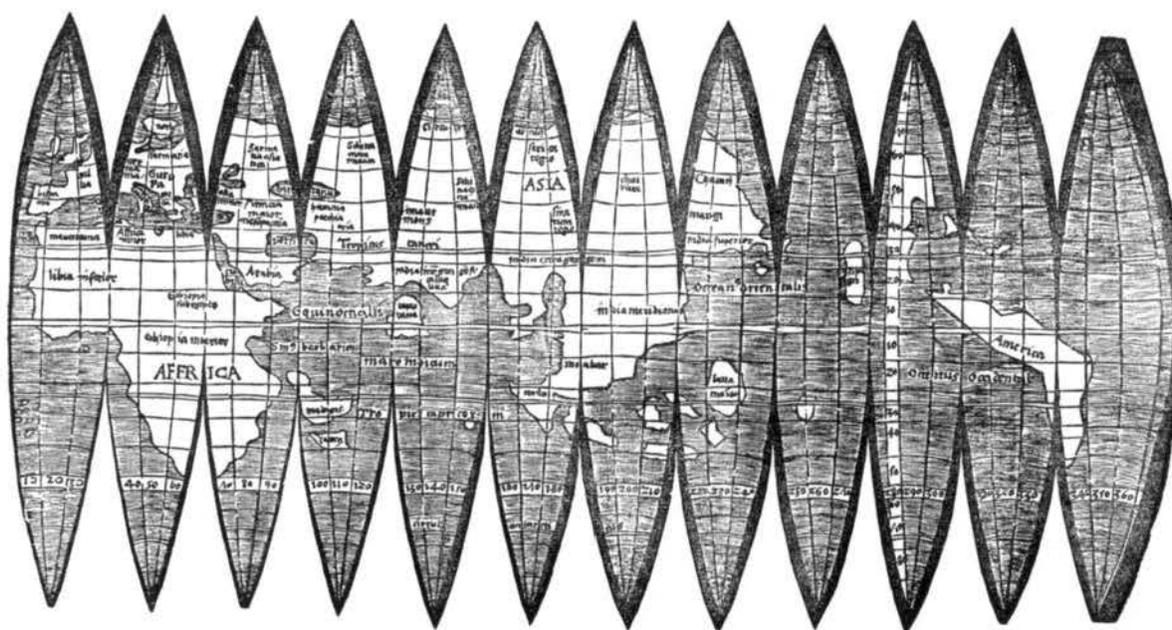


Abb. 4 Die Globussegmentkarte Martin Waldseemüllers von 1507  
(James Ford Bell Library, University of Minnesota).

ni, die Wendekreise des Krebses und des Steinbocks, sowie der *Circulus arctis* und *antarctis*, der Nord- und Südpolarkreis. Die Meere werden mit dem *Mare Indicum* (Indischer Ozean), *Oceanus Orientalis* (Pazifik) und *Oceanus Occidentalis* (Atlantik), letzteres aber westlich von Amerika, ausgewiesen. Von den Inseln sind Madagaskar, Sansibar, *Taprobana* (Sri Lanka), *Java maior* (Java) und *Zipangu* (Japan) eingezeichnet. Die Erdteile werden mit Europa, Afrika und Asien benannt und der südamerikanische Kontinent mit dem Namen „America“ aufgeführt. Das südliche Nordamerika ist von Südamerika durch das Meer getrennt. Nur die wichtigsten Länder werden benannt: In Europa *Hispania* (Spanien), *Gallia* (Frankreich), *Italia* (Italien), *Grecia* (Griechenland) und *Germania* (Deutschland); in Afrika *Mauretania*, *Libia*, *Aetiopia sub egipto* und *interior*; in Asien werden u.a. *Asia minor* (Kleinasien), *Arabia*, *India intra* und *extra Gangem* (Vorder- und Hinterindien), *Catatay* (China), *India superior* (Oberindien) und *India meridionalis* (Südindien) aufgeführt. Kartenbild und Nomenklatur entsprechen den beiden kleinen Karten auf der Weltkarte von 1507 mit den Kartuschen von Ptolemäus und Vespucci. Der Globus Waldseemüllers ist der erste gedruckte Globus und bietet in seiner Kugelform ein kompaktes, durch keine Kartenprojektion verzerrtes Bild der gesamten Erde nach den Entdeckungen des Kolumbus und Vespuccis und seiner Zeitgenossen.<sup>54</sup>

Lange Zeit war nur eine Globussegmentkarte aus der Hauslab-Liechtenstein-Bibliothek in Wien bekannt, die sich seit 1954 in der James Ford Bell Library der University of Minnesota, Minneapolis, befindet. Im Jahre 1990 konnte die Bayerische Staatsbibliothek in München eine Globussegmentkarte erwerben. Ein weiteres Exemplar wurde 1993 bei Restaurierungsarbeiten in der Historischen Bibliothek der Stadt Offenburg entdeckt. Eine vierte Karte fand ein Privatmann aufgrund eines Artikels in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und versteigerte sie

<sup>54</sup> Ein Originalglobus ist nicht erhalten; eine Kopie steht im Deutschen Museum in München neben der Nachbildung des Behaim-Globus.

2005 bei Christie's in London für mehr als eine Million Dollar.<sup>55</sup> Überraschend war die Entdeckung einer fünften Karte 2012 in der Bibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Im Jahr 1509 erschien in Straßburg bei Johannes Grüninger eine deutsche Schrift zur Erklärung des Erdglobus unter dem Titel „Der Welt Kugel“.<sup>56</sup> In dieser populären Kosmografie stellt der Autor die Sphären des Himmels und die Strukturen der Erde dar: *So mercke daz am ersten die erde ist gleich einem püntlin inn ein zirckel /gegen die grösse des umbkreiß aller hymel.*<sup>57</sup> Der Autor weist am Schluss auf den Gebrauch des Erdglobus und der Weltkarte hin: *Wie weit aber also sei von einem ort zu dem andern daz ist mißlich in diser kleinen kuglen ze wüssen der grad halb so alhie niet mögen beschriben noch bezeichnet werdenn / sondern so du das begerest ze wüssen, Mußtú unser grosse mappa [die Weltkarte von 1507] anschauwen und speculum orbis [von Gauthier Lud]<sup>58</sup> / da findestu es eigentlicher ußgeteilt der weyte nach/dann gemeinlich.<sup>59</sup>*

Der Verfasser dieser Kosmografie wird nicht genannt. Sie basiert auf dem mittelalterlichen scholastischen Weltbild mit zehn Sphären des Himmels, neben den acht astronomischen Sphären ein neunter Kristallhimmel und eine zehnte, das *Primum Mobile*. Die Abbildung des Globus auf dem Titel gleicht dem Erdglobus, aber mit einem deutschen Text; Amerika wird als *Nüwe Welt* bezeichnet. Da Matthias Ringmann in seiner „Cosmographiae introductio“ ein achtstufiges, rein astronomisches Modell der himmlischen Sphären verwendet, kommt er als Verfasser nicht infrage. Martin Lehmann weist deshalb Martin Waldseemüller selbst als Schüler Gregor Reischs und Verfechter des scholastischen Modells als Autor der Schrift nach.<sup>60</sup> Im gleichen Jahr 1509 erschien bei Johann Grüninger in Straßburg eine lateinische Übersetzung unter dem Titel „Globus mundi“.<sup>61</sup>

## Das weitere Wirken Waldseemüllers

Waldseemüller schuf 1511 in Saint-Dié eine „Carta Itineraria Europae“, eine europäische Straßenkarte, ebenfalls nach dem Vorbild der Romwegkarte von Etzlaub. Sie ist in einem Nachdruck von 1520 im Ferdinandeum in Innsbruck zu sehen. Nach dem Tode von Matthias Ringmann 1511 und wirtschaftlichen Schwierigkeiten Gauthier Luds wurde die Druckerei an den Straßburger Drucker Johannes Schott veräußert. Dieser gab 1513 die von Lud mit Hilfe von Matthias Ringmann und Martin Waldseemüller vorbereitete „Geographike“ von Ptolemäus heraus. Als Herausgeber zeichneten die beiden Straßburger Kirchenjuristen Äschler und Übelin. 1513 genehmigte Herzog Anton von Lothringen das Gesuch Waldseemüllers um eine

<sup>55</sup> FRANZ GEORG KALTWASSER: Taufschein in ausgesprochen drolliger Form. Wie Amerika zu seiner Bezeichnung kam, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15. Februar 2003, S. 36.

<sup>56</sup> Der Welt Kugel. Beschrybüg der Welt und deß gántze Ertreichs angezoegt und vergleicht einer rotunden kuglen, die dan sunderlich gemacht hie zu gehoerende darin der kaufman und ein ietlicher sehen und mercken mag, wie die Menschen unden gegen uns wonen und wie die Son umgang herin beschriben mit vil seltsamen dingen, Johann Grüninger, Straßburg 1509 (VD 16 W 1161), Universitätsbibliothek Freiburg, Rara J 4672,m.

<sup>57</sup> Ebd., Bl. 3d.

<sup>58</sup> Vgl. Anm. 5.

<sup>59</sup> Der Welt Kugel (wie Anm. 56), Bl. 15d und 16.

<sup>60</sup> MARTIN LEHMANN: Der Welt Kugel – Der Nachweis der Autorschaft Martin Waldseemüllers, in: Wolfenbüttler Renaissance-Mitteilungen 32, H. 2 (2008-2010), S. 153-162.

<sup>61</sup> Globus mundi. Declaratio sive descriptio mundi et totius orbis terrarum. Globulo rotundo comparati et spera solida, Johannes Grüninger, Straßburg 1509 (VD 16 W 1509).

Pfründe als Kanoniker an der Stiftskirche von Saint-Dié. Dort vollendete dieser 1516 eine „Carta Marina“, eine Seekarte in zwölf Holzstöcken im Format 232 x 129 cm, wo er 1520 auch starb.



# Hans Niesenberger von Graz, Münsterbaumeister in Freiburg. Zwischen Gefängnis und Tod in Emmendingen?

Von  
ULRICH NIEMANN

Die Liste bedeutender, überregional bekannter Baumeister, Architekten und Ingenieure, die in Emmendingen heute noch Spuren hinterlassen haben, ist kurz. Mitte der 1980er-Jahre kam vielleicht ein weiterer hinzu: Hans Niesenberger von Graz, der Werkmeister, der von 1471 bis 1491 mit Freiburg vertraglich verbunden war und in dieser Zeit die Arbeiten am Hochchor des Münsters geleitet hat. Er soll auch der Baumeister des Chores, wenn nicht gar der ganzen heutigen evangelischen Stadtkirche Emmendingens sein (Abb. 1). So behauptete jedenfalls Wilhelm Schneebeli es in der Festschrift zum Abschluss ihrer Renovierung von 1988: „Es erstaunt nicht wenig, dass ein so berühmter Architekt wie Hans Niesenberger [...] 1492 mit der Planung und Oberleitung des Kirchbaus in Emmendingen betraut wurde und dass er diese Aufgabe im hohen Alter von über 80 Jahren angenommen und ausgeführt hat.“<sup>1</sup>

Nicht zuletzt aufgrund dieser Aussage beging die Gemeinde 1993 eine Woche lang das 500-jährige Chorjubiläum. Aber ebenfalls Anfang der 1990er-Jahre erklärte die Kunsthistorikerin Karin Groll in einem nicht veröffentlichten Text, die Annahme der „Entstehung [des Chores 1492/93 sei] eine unhaltbare These“.<sup>2</sup>

Bis ca. 1986 war die veröffentlichte Meinung einhellig: Der Chor ist spätgotisch und er sei irgendwann um 1430 begonnen, gebaut und/oder beendet worden.<sup>3</sup> Dem lag die Annahme zugrunde, dass das damalige Dorf Emmendingen im sogenannten „Mühlburger Krieg“ am 12. Juni 1424 nicht nur „eingenommen, verbrannt und die Stadtmauern [!] geschleift“<sup>4</sup>, sondern „vollständig zerstört“ wurde.<sup>5</sup> Viel Zeit für das Zerstörungswerk kann den u. a. aus Freiburg

<sup>1</sup> WILHELM SCHNEEBELI: Der spätgotische Chor von Hans Niesenberger, in: Evangelische Stadtkirche Emmendingen – Renovierung 1987/88, hg. von der Christus- und Luthergemeinde Emmendingen, Emmendingen 1988, ca. S. 36. Zuletzt YVONNE FALLER/STEPHANIE ZUMBRINK: 5. Dezember 1513 – Der neue Münsterchor wird geweiht, in: Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte im Mittelalter, hg. von JÜRGEN DENDORFER, R. JOHANNA REGNATH und HANS-PETER WIDMANN (Schlaglichter regionaler Geschichte 1), Freiburg 2013, S. 187-208, hier S. 199.

<sup>2</sup> Stadtarchiv Emmendingen, Ordner „Stadtkirche“, darin KARIN GROLL: Kirchenführer, Manuskript, Freiburg o. J. (ca. 1990), S. 5.

<sup>3</sup> ERNST HETZEL/WILHELM JACOB: Emmendingen. Bilder aus einer alten Stadt, Freiburg 1976, S. 56 und 70; WILHELM JACOB: Emmendingen. Ein Gang durch die Altstadt, Emmendingen o.J., S. 16f.

<sup>4</sup> HEINRICH MAURER: Emmendingen vor und nach seiner Erhebung zur Stadt, Emmendingen 1912, S. 42.

<sup>5</sup> <http://www.emmendingen.de/de/geschichte-ueberblick/> (September 2010); Schrifttafel an der Stadtkirche; Kirchenführer u.a.m.



Abb. 1 Blick in den Chor der evangelischen Stadtkirche Emmendingen nach Abschluss der Renovierung 1988 (aus: Ev. Stadtkirche Emmendingen – Renovierung 1987/88, o.S. [1. Seite]).

und Basel kommenden Angreifern nicht geblieben sein, denn bald „ging es weiter landabwärts. [Bereits] am 15. Juni vereinigte man sich mit den Straßburgern“. <sup>6</sup> Ohne Nachweis wird unterstellt, dass dabei auch die Kirche – wohl ein kleiner Bau aus Holz mit Schindeln oder Stroh gedeckt – vollständig zerstört worden sei. Etwa 10 Jahre später soll der Wiederaufbau bereits weit fortgeschritten gewesen sein. Als Anhaltspunkt dafür gilt eine Notiz von 1720: *Auf einem gehauenen Stein beim Schalloch [also am Turm] an der Mittagsseite steht die Jahreszahl 1434 [an anderer Stelle 1443].* <sup>7</sup> Auch für Fachleute u.a. des Landesdenkmalamtes gab es keinen Zweifel, dass der heutige Chor zwischen 1430 und 1434 errichtet wurde. <sup>8</sup> Die Daten der Weihen der Kirche oder des Chores sind freilich unbekannt.

<sup>6</sup> MAURER (wie Anm. 4), S. 42.

<sup>7</sup> ERNST HETZEL: Die Stätte Deines Hauses, in: Evangelische Stadtkirche Emmendingen (wie Anm. 1), ca. S. 22.

<sup>8</sup> WOLFGANG E. STOPFEL: Topographie der kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten, in: Der Kreis Emmendingen, hg. von LOTHAR MAYER (Heimat und Arbeit), Stuttgart 1981, S. 143-176, hier S. 148.

Mitte der 1980er-Jahre kam die Auffassung ins Wanken: Jetzt ging man davon aus, dass der spätgotische Chor um 1490 von dem Freiburger Münsterbaumeister Hans Niesenberger erbaut worden sei.<sup>9</sup> 2001 wurde diese Variante ‚amtlich‘, wobei anzumerken ist, dass an anderer Stelle beide Möglichkeiten nebeneinander dargestellt werden, ohne das Rätsel aufzulösen.<sup>10</sup> Vermutlich war man bei den Vorarbeiten zur Renovierung der Stadtkirche auf eine Verbindung zu Niesenberger gestoßen. Das einzig greifbare und ausführliche Resultat dieser Entdeckung ist der eingangs zitierte Artikel von Wilhelm Schneeбели.<sup>11</sup> Aber stimmen die dort gemachten Aussagen?

Wilhelm Schneeбели (1921-1997) war Grafiker, der als Autodidakt kunsthistorisch forschte. Er lebte von 1981 bis 1992 in Sasbach am Kaiserstuhl, dann bis zu seinem Tod in Eichstetten.<sup>12</sup> Sein Artikel „Der spätgotische Chor von Hans Niesenberger“ besteht zu einem Teil aus theologischen und historischen Interpretationen, ja Schwärmereien. Hinterfragt man den sachlich-historischen Kern, so stößt man auf zahlreiche Widersprüche zu anderen Texten über Niesenberger, auch in Arbeiten von solchen Autoren, die Schneeбели im Literaturverzeichnis angibt.

Den bisher umfassendsten und mit Quellen gut belegten Artikel mit dem Titel „Hans Niesenberger von Graz, Werkmeister des Freiburger Münsterchores 1471-1491“ hat bereits 1912 Hermann Flamm veröffentlicht.<sup>13</sup> Einige Urkunden sind dort im Wortlaut angefügt, auch Bezüge zu Emmendingen. Auf diesen Aufsatz bezogen sich viele nachfolgende Autoren, die sich mit dem Grazer beschäftigten. Auch Schneeбели tat das, wobei er zu anderen Ergebnissen kommt als Flamm, leider ohne nachvollziehbare Begründungen.

Während Flamm und andere Autoren das nicht bekannte Geburtsjahr gut begründet in der Zeit zwischen 1420 und 1430 ansetzen, ist Schneeбели der Meinung, Niesenberger sei 1492 schon „im hohen Alter von über 80 Jahren“ gewesen, also um 1410 geboren. Für Schneeбели hatte Niesenberger „bereits 1450 die Leitung der Bauhütte des Grazer Domes“ inne und „Kaiser Friedrich III. ließ [sogar] seine Burg [in Graz] von [ihm] planen und erbauen“.<sup>14</sup> Lediglich in einem Buch des Dompfarrers Dr. Rochus Kohlbach wird jedoch Niesenberger – ohne Quellennachweis – als Baumeister des Grazer Domes genannt. Gleichzeitig wird darin allerdings die Klosterkirche Weißenau bei Ravensburg wegen der ersten, in Verbindung mit diesem Bau bezeugten Erwähnung 1459 als sein „Erstlingswerk“ bezeichnet.<sup>15</sup> Schneeбели erwähnt die in diesem Zusammenhang spannenden letzten drei Lebensjahre Niesenbergers leider nur knapp. Nachdem dieser bereits 1486 nach fast dreijähriger Arbeit am Dom in Mailand offenbar wegen Unzufriedenheit der Auftraggeber entlassen worden war, kam es fünf Jahre später in Freiburg zum Eklat. Auch hier wurde er angeblich wegen fehlerhafter Arbeit (*unwerklichkeit und ungestalt*) zusammen mit seinem Sohn und seinem Parlier (Polier) im Sommer 1491 angeklagt und

<sup>9</sup> ERNST HETZEL/OTTO KEHRER: Emmendingen einst und jetzt, Freiburg 1986, S. 62.

<sup>10</sup> WOLFGANG STOPFEL: Kunstgeschichtlicher Überblick, in: Der Landkreis Emmendingen, Bd. I, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Emmendingen, Stuttgart 1999, S. 211-229, hier S. 214; DERS.: Emmendingen, in: ebd., Bd. II,1, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Emmendingen Stuttgart 2001, S. 2-122, hier S. 28.

<sup>11</sup> Siehe Anm. 1.

<sup>12</sup> Zu Schneeбели siehe zuletzt HELMUT REINER: Die Historie und das Schöne. Erinnerungen an Wilhelm Schneeбели, in: Die Pforte 32/33 (2012/2013), S. 307-314.

<sup>13</sup> HERMANN FLAMM: Hans Niesenberger von Graz, Werkmeister des Freiburger Münsterchors 1471-1491, in: Freiburger Münsterblätter 8 (1912), S. 66-84.

<sup>14</sup> Laut Aussage von Werner Strahalm, Leiter der Stadtarchivs Graz, ist das „Stadtarchiv in den Wirren der Napoleonischen Kriege (bes. 1809) fast vollständig verloren gegangen“, Brief vom 19. November 2007 an den Autor.

<sup>15</sup> ROCHUS KOHLBACH: Der Dom zu Graz. Die 5 Rechnungsbücher der Jesuiten, Graz 1948, S. 13 und 233.

ins Gefängnis gesteckt. Erst am 24. November 1491 wurde er wieder entlassen, nachdem er sogenannte „Urfehde“ geschworen – d.h. dem Urteil zugestimmt hatte – und sich seine beiden Schwiegersöhne sowie sein Parlier für ihn verbürgt hatten.<sup>16</sup> Neuerdings werden auch andere Gründe für seine Schwierigkeiten genannt wie etwa die Anschuldigungen des Basler Münsterbaumeisters Hans von Nussdorf gegenüber Niesenberger, die häufige Abwesenheit desselben, seine Planänderungen und der langsame Baufortschritt. Niesenberger verließ die Stadt und arbeitete in Basel noch an der St. Leonhardskirche. Er starb im Frühjahr 1493 vermutlich in Basel.<sup>17</sup> 1492 hätte er also im Alter von ca. 70 Jahren den Chor in Emmendingen in einem Jahr zwischen Monaten im Gefängnis und Tod geschaffen!

Schneebeli ist der Auffassung, man könne in der Spätgotik von der Gestaltung eines Baude tails auf den oder die Gestalter schließen. Er beginnt mit dem Schlussstein des Gewölbes und vergleicht ihn mit dem Wappen Niesenbergers in dessen Siegelring. Beide zeigen das gotische Motiv des sogenannten „Dreipasses“. Dieser ist allerdings ein in der Gotik (und selbst in der Neugotik) häufiges Element. Aber während das Siegel einen klaren, u-förmigen Wappenschild zeigt, ist das badische Wappen in der unter dem eigentlichen Schlussstein hängenden runden Steinplatte eine „manieristisch“ gekrümmte sogenannte „Tartsche“.

Schneebeli sieht vor allem in der Bauweise des Emmendinger Kirchengewölbes einen deutlichen Hinweis auf die vermeintliche Urheberschaft Niesenbergers. Er schreibt: „Der Chor wurde breiter und weniger himmelsstürmend angelegt, ebenso dessen Fenster, die in den fünf Chorwänden reichlich Licht auf dem Altar einfließen lassen.“<sup>18</sup> Der Altar für das „einfache Volk“ stand wohl nicht im Chor, der den „Herrschaften“ vorbehalten war. K. F. Meerwein sieht bei dem ihm zugeschriebenen Aufmaß von 1784 (Abb. 2) einen Altar vor dem Chorbogen stehen und zeichnet – erstaunlicherweise – nur in drei Chorwänden (Fenster-)Öffnungen, wobei er die östliche im Gegensatz zu den beiden südlichen anders darstellt (Türöffnung?).<sup>19</sup> Hat er die Schnitthöhe seiner Grundrisszeichnung von der Süd- zur Nordseite geändert? Wurden zwei ursprünglich vorhandene Fenster irgendwann zugemauert? Oder gab es anfangs tatsächlich nur drei Öffnungen? Die Frage ist bislang offenbar nicht geklärt. Schneebeli wendet sich dann dem „Triumphbogen“ zu, also dem Bogen zwischen Langhaus und Chor, den er blumig beschreibt. Wie sowohl das Aufmaß von 1784 als auch das Foto des Bauzustandes zwischen 1815 und 1903 zeigen, ist der heutige Triumphbogen so erst beim Umbau von 1903 bis 1905 geschaffen (oder wieder geschaffen?) worden. Er ist höher und ca. 1,7-mal breiter als sein Vorgänger. Nach Karin Groll und Gustav Körber wurde er bereits zwischen 1813 und 1815 „vergrößert“, also „insgesamt mehrfach verändert“.<sup>20</sup> Anders als Schneebeli es wünscht und schreibt, waren der Bogen und damit der Blick in den Chor vor 1905 bzw. vor 1815 eben doch und gerade durch Wände und massive Pfeiler eingeengt. Schneebeli vermutet auch, dass „das Kirchenschiff [früher] nicht breiter war als es heute ist“. Wenn es andere Maße gehabt hätte, dann wäre es selbstverständlich schmaler gewesen. „Niesenbergers Parallelfiktionen der Gewölberippen sind bekannt. Auch sie waren ein bedeutender Fortschritt im Kirchenbau.“

<sup>16</sup> FLAMM (wie Anm. 13), S. 77ff.

<sup>17</sup> ANNE-CHRISTINE BREHM: Der Fall des Hans Niesenberger von Graz, in: Freiburger Münsterblatt 18 (2011), S. 35-40, hier S. 37-39. Siehe auch DIES.: Hans Niesenberger von Graz. Ein spätgotischer Architekt am Oberrhein, Basel 2013.

<sup>18</sup> SCHNEEBELI (wie Anm. 1), ca. S. 38.

<sup>19</sup> Ebd., ca. S. 20.

<sup>20</sup> GROLL (wie Anm. 2), S. 7 und 10; GUSTAV KÖRBER: Festschrift zur Vollendung des Kirchen-Umbaus im Jahre 1905, Emmendingen 1905.

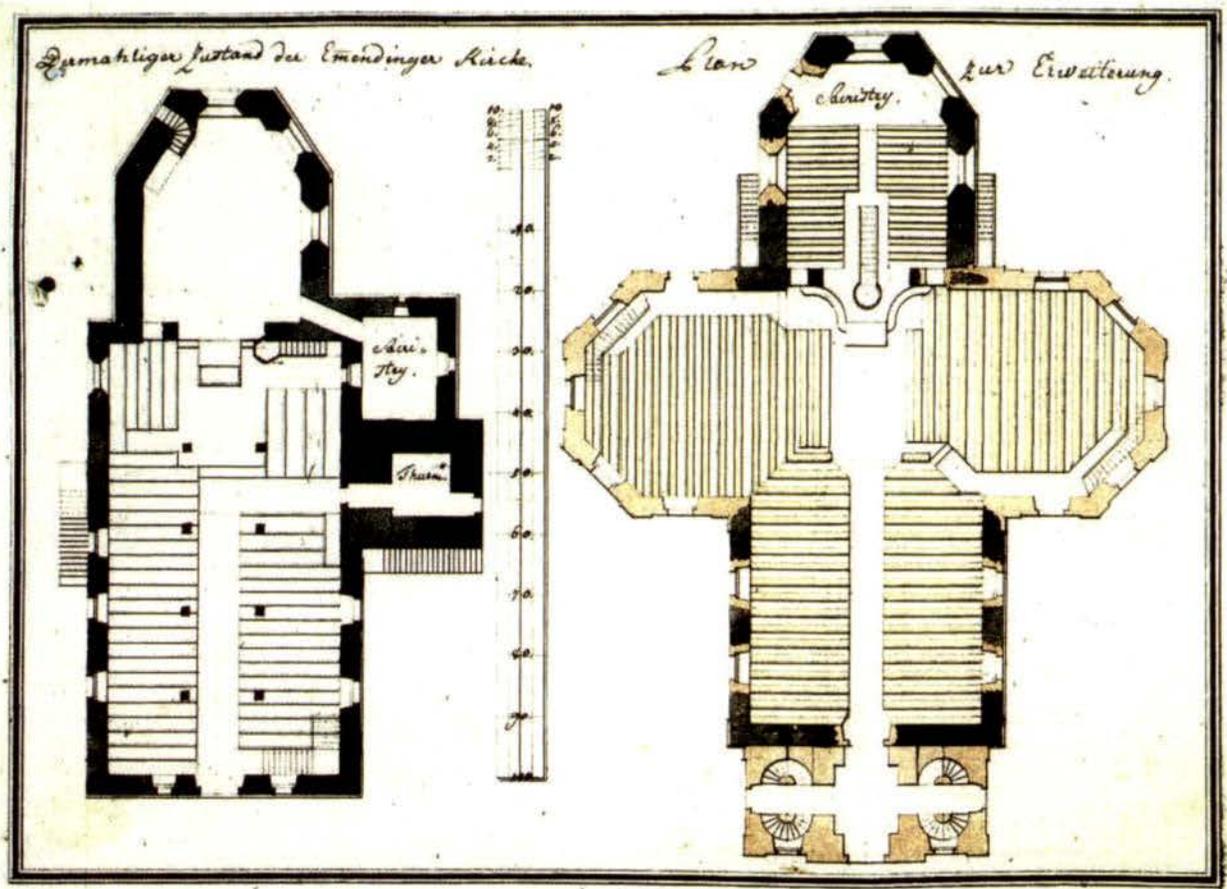


Abb. 2 Aufmaß und Umbauvorschlag der evangelischen Stadtkirche Emmendingen von 1784, K.F. Meerwein zugeschrieben (Generallandesarchiv Karlsruhe, 198/525).

Was immer Schneebeli hiermit gemeint haben mag: Von Niesenberger ist kein „Parallelrippengewölbe“ überliefert (Abb. 3). Der Bau von zwei Gewölben ist in Mailand und in Freiburg nicht abgeschlossen worden. Selbst die *unwirklichen und ungestalten* Teile am Anfang der Wölbung des Freiburger Hochchores sind wahrscheinlich wieder abgerissen worden.<sup>21</sup> Sie stehen demnach für Vergleiche nicht mehr zur Verfügung. Interessant ist, dass in St. Martin in Staufen i.Br. (angegeben wird dort die Bauzeit von 1485 bis 1516) die Gewölberippen in der gleichen Weise angeordnet sind wie in Emmendingen. Ein Bezug zu Niesenberger ist dort nicht bekannt. Meerwein stellt in dem Bestandsplan von 1784 die sechs markanten Wandvorlagen (Pfeiler oder Dienste) nicht dar, die in den Renovierungsplänen von 1987 u.a. deutlich zu sehen sind. Hat er sie nicht gezeichnet oder gab es sie nicht? Sie haben den seltenen Grundriss eines gleichseitigen rechtwinkligen Dreiecks mit halbrunden Aushöhlungen. Dafür gibt es z.B. in den unter der Leitung von Niesenberger errichteten Teilen des Hochchores in Freiburg oder in Basel nichts Vergleichbares. Drei der sechs Vorlagen sind erkennbar älter als die anderen und mit Steinmetzzeichen versehen. Diese Zeichen finden sich auch in Freiburg an Bauteilen, die während der Arbeitszeit Niesenbergers, aber auch noch danach entstanden sind.<sup>22</sup> Die Sockel, die Übergänge in die Gewölberippen und die Rippen selbst sind Standardlösungen der

<sup>21</sup> THOMAS FLUM: Der spätgotische Chor des Freiburger Münsters. Baugeschichte und Baugestalt (Neue Forschungen zur deutschen Kunst 5), Berlin 2001.

<sup>22</sup> Brief der Münsterbauhütte an den Autor vom 10. Februar 2011.



Abb. 3 Niesenbergers angebliche „Parallelkonfigurationen“ im Chor der evangelischen Stadtkirche Emmendingen (Foto: Klaus Fehrenbach).

Gotik (auch der Neogotik), die sich vermutlich keinem Baumeister individuell zuordnen lassen.

Den einzigen schriftlichen Beleg für eine Beteiligung Niesenbergers am Bau der Emmendinger Kirche verdanken wir dem Aufsatz von Hermann Flamm. Darin wird zunächst erwähnt, dass 1479 in einem Beleidigungsprozess gegen Niesenberger ein *Meister Matiß Steinmetz von Trier* als Zeuge auftrat, der in jenen Jahren an der Kirche in Emmendingen arbeitete. Weiter ist zu lesen: Am 6. Januar 1494, „bald nach dem Tod seines Vaters, quittierte sein Sohn Hans Niesenberger [der Jüngere], Steinmetz, für sich und seine Mutter, Frau Else, dem dortigen [Emmendinger] Vogt und den Kirchenpflegern über 4 Gulden, die seinem Vater selig *von des korbuws wegen der kirchen ze Emetingen* noch ausstanden“.<sup>23</sup> Ob dies eine Einmalzahlung oder eine Schlusszahlung war, wissen wir nicht. Wofür Niesenberger das Geld erhielt, ob für einen Entwurf, ein Gutachten, eine Beratung, ein künstlerisches Einzelstück wie z.B. den angeblich noch 1720 vorhandenen Taufstein mit der Jahreszahl 1492, die Bauleitung oder die künstlerische Oberaufsicht muss offen bleiben. „Keinesfalls sind die 4 Gulden die ganze Entlohnung“ für die Arbeit eines bedeutenden Baumeisters.<sup>24</sup> Zum Vergleich: Für seine Arbeiten an St. Christina in Ravensburg quittierte Niesenberger am 18. Januar 1477 einen Betrag über 29 Gulden und 15 Schilling. In Basel gab ihm der Konvent von St. Leonhard am Anfang seines Todesjahres 1493 eine „Unterstützung“ von 5 Gulden.<sup>25</sup>

<sup>23</sup> FLAMM (wie Anm. 13), S. 79-82.

<sup>24</sup> Brief von Ursula Huggle an den Autor vom 19. September 2008.

<sup>25</sup> Ebd., S. 80.

Danach entwickelte sich das, was von Flamm die „Emmendinger Affäre“ genannt wird. Der jüngere Niesenberger und Meister Martin von Grüningen wurden von der Besetzung der Burg Hachberg verhaftet. Vielleicht wegen Schulden?<sup>26</sup> Auf Ersuchen der Mutter, die noch Bürgerin von Freiburg ist, baten 1494 Bürgermeister und Rat von Freiburg den Amtmann zu Hochberg, Caspar von Klingenberg, brieflich und offenbar erfolgreich, die beiden freizulassen.<sup>27</sup> Danach verliert sich auch die Spur des jüngeren Niesenbergers.

Bereits 1912 stellte Hermann Flamm das zusammen, was auch heute noch gilt: „In den ‚Kunstdenkmälern‘ wird der Chor zu Emmendingen als Werk aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts verzeichnet; da jedoch nach den Prozessakten von 1479 damals Mathias von Trier, um 1490 Niesenberger daran arbeitete[n], muss er nunmehr als Werk aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts gelten.“<sup>28</sup> Das bestätigt auch eine im Dezember 2010 durchgeführte dendrochronologische Untersuchung am Gebälk des zum großen Teil noch aus dem 15. Jahrhundert stammenden Chordachstuhls. Demnach wurde das Bauholz im Winter 1475/76 geschlagen und im Laufe des Jahres 1476 verbaut.<sup>29</sup>

Und ein anderes, sicher richtiges Fazit zieht der Steinmetzmeister Wolfgang Jakob in seiner Magisterarbeit: „Seit wann und wie lange [...] [Niesenberger der Ältere] an dem Chor der heutigen ev. Kirche [in Emmendingen] gebaut hat, ist nicht überliefert, desgleichen welcher Teil unter seiner Leitung entstanden ist [...]. Baugeschichtliche und kunsthistorische Untersuchungen fehlen für die heute noch stehenden Chöre von St. Christina [in Weißenau bei Ravensburg] und von Emmendingen.“<sup>30</sup>

Die Aussage, dass der Chor 1492 von Hans Niesenberger erbaut worden sei, muss nach jetzigem Kenntnisstand somit in Zweifel gezogen werden. Weitere bauhistorische Untersuchungen sowie Sichtung der Schriftquellen könnten jedoch zur Klärung beitragen. Dies wären:

- dendrochronologische Untersuchung weiterer Bauhölzer im Dach und eventuell an der südlichen Tür des Chores.
- kunstgeschichtliche Einordnung des Wappenschildes der Schlusssteinplatte.
- vergleichende Datierung der besonderen Dreiecksform der Wandvorlagen („Dienste“).
- Prüfung aller Steinmetzzeichen und der Oberflächenbehandlung der Natursteinteile.
- gründliche Erschließung aller einschlägigen Archivalien, vor allem die Suche nach den Daten der Weihe der Kirche und des Chores.

<sup>26</sup> FLAMM (wie Anm. 13), S. 80.

<sup>27</sup> StadtAF, B5 XI Bd. 5,6, fol. 3r.

<sup>28</sup> FLAMM (wie Anm. 12), S. 79f.; siehe auch FLUM (wie Anm. 21).

<sup>29</sup> Ergebnis der im Auftra3 des Landes Baden-Württemberg durchgeführten dendrochronologischen Untersuchung von Dipl.-Ing. Burghard Lohrum.

<sup>30</sup> WOLFGANG JAKOB: Der Anteil des Werkmeisters Hans Niesenberger am Chor des Freiburger Münsters, Magisterarbeit, masch., Freiburg 1981, S. 36.



# Joß Fritz und der Bundschuh zu Lehen 1513

## Obrigkeitliche Inszenierung und geschichtswissenschaftliche Rekonstruktion\*

Von  
HORST BUSZELLO

Wer sich mit dem „Bundschuh“ befasste, galt lange Zeit als gut beraten, sich den Arbeiten von Albert Rosenkranz und Günther Franz anzuvertrauen.<sup>1</sup> Albert Rosenkranz hatte 1927 die vorhandenen Quellen zu den Bundschuh-Verschwörungen von 1493, 1502, 1513 sowie 1517 veröffentlicht und zugleich eine eingehende Schilderung jener vier „Erhebungen des südwestdeutschen Bauernstandes“ gegeben. Sechs Jahre später ordnete Günther Franz den Bundschuh – sich inhaltlich auf das „grundlegende“ Werk von Rosenkranz stützend – in den Gang der bäuerlichen Erhebungen vor dem Bauernkrieg von 1525 ein.

Die wissenschaftliche Tagung in Bruchsal 2002 (Anlass war die 500-jährige Wiederkehr des Bundschuhs zu Untergrombach) machte erstmals Abstriche am gültigen Bild des Bundschuhs. Rolf Köhn urteilte über die Arbeit von Rosenkranz: „Während seine Quellenausgabe bis heute maßgeblich blieb, genügt seine Darstellung nicht mehr den Anforderungen der Geschichtswissenschaft.“<sup>2</sup> Claudia Ulbrich leitete ihren Beitrag über den Untergrombacher Bundschuh sogar mit dem Satz ein: „[...] die Quellen lassen eine Rekonstruktion dessen, was sich 1502 in Un-

---

\* Überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags, den ich am 16. März 2013 aus Anlass der 500-jährigen Wiederkehr des Lehener Bundschuhs in der „Bundschuhhalle“ zu Lehen gehalten habe.

<sup>1</sup> ALBERT ROSENKRANZ: Der Bundschuh. Die Erhebungen des südwestdeutschen Bauernstandes in den Jahren 1493-1517, Bd. 1: Darstellung, Bd. 2: Quellen, Heidelberg 1927; GÜNTHER FRANZ: Der deutsche Bauernkrieg, München/Berlin 1933, Darmstadt <sup>11</sup>1977, S. 53-91. – Genannt seien auch die folgenden Darstellungen: WILLY ANDREAS: Der Bundschuh. Eine Studie zur Vorgeschichte des deutschen Bauernkrieges, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 60 (1928), S. 508-541; DERS.: Der Bundschuh. Die Bauernverschwörungen am Oberrhein, Köln 1936, Karlsruhe <sup>2</sup>1953; TOM SCOTT: „Nichts dann die Gerechtigkeit Gottes!“. Joß Fritz und der Bundschuh, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 28-35; DERS.: Freiburg und der Bundschuh, in: Der Kaiser in seiner Stadt. Maximilian I. und der Reichstag zu Freiburg 1498, hg. von HANS SCHADEK (= Schau-ins-Land 117 [1998]), Freiburg 1998, S. 333-353.

<sup>2</sup> ROLF KÖHN: Der Bundschuh von 1517 – kein Aufstandsversuch des Gemeinen Mannes auf dem Lande?, in: Bundschuh. Untergrombach 1502, das unruhige Reich und die Revolutionierbarkeit Europas, hg. von PETER BLICKLE und THOMAS ADAM, Stuttgart 2004, S. 122-139, hier S. 124; zwar gilt diese Aussage in erster Linie der Darstellung des Bundschuhs von 1517, doch kann sie allgemeine Gültigkeit beanspruchen. – S. auch JOHANNES DILLINGER: Freiburgs Bundschuh. Die Konstruktion der Bauernerhebung von 1517, in: Zeitschrift für historische Forschung 32 (2005), S. 407-435, hier etwa S. 408: „Rosenkranz hat die Perspektive der Gegner des Bundschuhs von 1517 kritiklos übernommen. Die Darstellung des Bundschuhs vornehmlich durch die Stadt Freiburg wurde als ‚Wirklichkeit‘ des Bundschuhs akzeptiert.“

tergrombach abgespielt hat, nicht zu.“<sup>3</sup> Ich selbst habe eine Darstellung des Lehener Bundschuhs von 1513 gegeben und dabei einige ältere Aussagen infrage gestellt.<sup>4</sup> Im Folgenden greife ich die Ansätze von 2002 erneut auf und unterziehe den Lehener Bundschuh einer nochmaligen kritischen Betrachtung. Ich glaube, dass ich die ältere Interpretation in zentralen Punkten und mit größerer Bestimmtheit als 2002 revidieren kann.

## 1. Die Inszenierung des Bundschuhs zu Lehen durch die Stadt Freiburg

Am Montag vor Francisci (bzw. am Montag nach Michaelis) – das war der 3. Oktober – des Jahres 1513 tagte der Rat der Stadt Freiburg. Auf der Tagesordnung der Ratssitzung standen, so ist es im Ratsprotokoll vermerkt, die *bosen loffen des pundsschuchs*, von denen der Rat Kenntnis erhalten hatte. Die Namen von vier Personen waren ihm hinterbracht worden, die Wissen vom Bundschuh hätten; zwei von ihnen sollen sogar Hauptleute gewesen sein. Der Rat ordnete erste Vorsichtsmaßnahmen an: Die Wächter an den Toren sollten zur verstärkten Sorgsamkeit angehalten, den Bürgern das Verhalten im Notfall eingeschärft werden.<sup>5</sup>

Welches Wissen der Rat von dem hatte, was vor den Toren der Stadt vor sich ging, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch viel dürfte es nicht gewesen sein. Eines aber wusste der Rat offenbar genau: Es war ein „Bundschuh“, der sein Unwesen trieb.

Der Bundschuh war die übliche Fußbekleidung von Bauern und Handwerkern, ein mit Riemen am Bein kreuzweise festgeschnürter Schuh – im Gegensatz zum gespornten Stiefel der Adligen. Spätestens um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde der Bundschuh zum Symbol, unter dem sich Bauern und Bürger zur bewaffneten Selbsthilfe sammelten.<sup>6</sup> 1439, 1443 und 1444 schlossen sich unter seinem Zeichen Untertanen am Oberrhein zusammen, um die aus Frankreich stammende Söldnertruppe der Armagnaken, wahre Plagegeister der schutzlosen Bevölkerung, aus dem Land zu vertreiben. 1443 und 1460 empörten sich Bauern, 1460 auch Bürger, unter dem Symbol des Bundschuhs in Schliengen und im Hegau gegen ihre eigenen Herren, den Bischof von Basel und die Grafen von Lupfen. 1443 hatten die Aufständischen einen Bundschuh auf eine Stange gesteckt, 1460 einen Pflug und einen Bundschuh auf ein Fähnlein gemalt.<sup>7</sup> Welche alarmierende Wirkung von einem auffällig präsentierten Bundschuh sehr bald ausging, macht ein Vorfall von 1491 oder 1492 deutlich. Mitglieder einer Hochzeitsgesellschaft in der Stadt Kempten steckten in Bierlaune einen Bundschuh auf eine Stange. Der

<sup>3</sup> CLAUDIA ULBRICH: Der Untergrombacher Bundschuh 1502, in: BLICKLE/ADAM (wie Anm. 2), S. 31-52, hier S. 31; s. auch S. 51: „Über das, was Joß Fritz und seine Anhänger wollten, können wir bestenfalls spekulieren.“

<sup>4</sup> HORST BUSZELLO: Joß Fritz und der Bundschuh zu Lehen 1513, in: BLICKLE/ADAM (wie Anm. 2), S. 80-121, insb. S. 98-115.

<sup>5</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 130f. (Nr. 3). – Bei den vier genannten Personen kann es sich allenfalls um unbedeutende Mitwisser oder Mitläufer gehandelt haben, da sie später in den Quellen nicht mehr erscheinen.

<sup>6</sup> Das Folgende nach GÜNTHER FRANZ: Zur Geschichte des Bundschuhs, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 86/NF 47 (1933), S. 1-23, und ROLF KÖHN: Der Hegauer Bundschuh (Oktober 1460) – ein Aufstandsversuch in der Herrschaft Hewen gegen die Grafen von Lupfen, in: ebd. 138 (1980), S. 99-141.

<sup>7</sup> 1460 warnten 18 Adlige, vom Bundschuh drohe allen deutschen Fürsten, Herren, Rittern und Knechten, aller Ehrbarkeit und der gesamten Christenheit Unterdrückung und Vertreibung. Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, hg. von GÜNTHER FRANZ (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 2), Darmstadt 1963, S. 59-61 (Nr. 12) und 61f. (Nr. 13); KÖHN (wie Anm. 6), S. 139-141.

[1513] Sept. 30. [7 Oct. 7. ?], *Vff fursung ungeres*,  
*amman*,

*Wormis mit selung lunge lufft*  
*von alle f' p'ncipal' sel und bed' free was*  
*mit et. für für,*

[1513] Oct. 3.

*Vff m'ung ungeres*,

*Ist geratslagt vonden b'p' lufft des pundschuchs*  
*halb, und muste f'g' die den und d' k'ne*  
*und d' d' f' für den f'ung und vunde*  
*quid' zu ist /*

[1513] Oct. 5

*Vff m'ung ungeres*  
*amman*

*Vff f'ung l'ung ungeres v'bel g'ung, d' d' d' d'*  
*und d' d' d' d' /*

*den magel den f' d' ist vff für f' g'ung d' d' d'*  
*mag al' f' f' g'ung, und in g'ung d' d' d' d' d'*  
*am f' d' d'*  
*ung d' d'*

Abb. 1 Aus den Ratsprotokollen der Stadt Freiburg, Protokoll der Ratssitzung am 3. Oktober 1513. Darin Zeilen 7 und 8: *Ist geratslagt von den bosen loffen des pundschuchs halben* (StadtAF, B5 XIIIa 10a, p. 77).

herbeigerufene Amtmann machte ihnen eindringlich klar, wie [es] so ain gros ding wer, ain bundschuch uf[z]uwerfen und was es uf im trieg. Der Bundschuh wurde wieder entfernt.<sup>8</sup>

Eine Anfang April 1493 entdeckte Verschwörung in der elsässischen Stadt Schlettstadt sowie in deren Umland wurde anfänglich als *ubel[...]* *furnemen[...]*, *mörtlich ufrur*, als *bunth*

<sup>8</sup> FRANZ (wie Anm. 6), S. 14.

oder als *böse[r] mutwillige[r] handel[...]* bezeichnet.<sup>9</sup> Ab dem 4. Mai sprachen die elsässischen Obrigkeiten jedoch durchgängig vom *bösen handel des buntschuchs* oder vom *mutwilligen furnemen[...]* und *conspiratz* [Verschwörung, Konspiration] *des bundschuchs*.<sup>10</sup> Möglicherweise hatten die Verschwörer die Obrigkeiten selbst auf diesen Begriff gestoßen. Klaus Ziegler und Hans Ulman hatten am 11. und am 20. April unabhängig voneinander ausgesagt, sie hätten *einen buntschuch* bzw. *ein paner mit einem puntschuch* aufwerfen wollen.<sup>11</sup> Jetzt hatten die elsässischen Obrigkeiten – sicher in Erinnerung an die älteren Vorfälle – einen Namen gefunden, mit dem sie das *ubel[...]* *furnemen[...]* in ihrem Land bezeichnen und einordnen konnten. Zugleich beschrieben sie den Bundschuh als Verschwörung gegen die geltende Ordnung in Kirche und Reich: als *geschwornen bunt wider die heilige christliche kirch, der selben ordenung, darzu wider alt löblich harkommen des heiligen Richs tutscher nation*.<sup>12</sup>

1502 waren es wieder die elsässischen Obrigkeiten, die eine Verschwörung rechts des Rheins, im bischöflich-speyerischen Untergrombach als Bundschuh bezeichneten und diese damit in eine Reihe mit den Vorgängen um Schlettstadt 1493 stellten.<sup>13</sup> Die auf einem „Tag“ zu Schlettstadt versammelten Vertreter von Fürsten, Herren und Städten erbaten am 29. April 1502 von Kaiser Maximilian *rat und hilf* in ihrem Kampf gegen den Bundschuh. Dieser sei, so schrieben sie mit großem rhetorischen Aufwand, ein *ungepurlich furnemen zu verruckung der oberkeit, göttlicher und keißerlichen rechten, wider alle erberkeit, zu verdilung der fursten, herrschaft, adels, priesterschaft und geordneten regimenten, dem heiligen Rich verwandt, durch den bursman furgefaßt*.<sup>14</sup> Der Kaiser erfüllte die an ihn gerichtete Bitte Ende Mai mit einem Mandat, das öffentlich bekannt gemacht werden sollte.<sup>15</sup>

Zuerst wurde, versehen mit kaiserlicher Autorität, das Wesen des *newen puntschuchs* amtlich festgestellt:

- Träger des Bundschuhs sind „grobe“, arbeitsscheue, leichtfertige und ehrlose Personen.
- Sie betreiben ihr Vorhaben in „Heimlichkeit“, als Verschwörung und *conspiration*.
- Ihre Absichten richten sich *wider die obristen hewbter, alle oberkeit, geistlichkeit, cristenlich ordnung (das recht und den friden offenbarlich zaigent)*; ihr Ziel ist es, *sich irer undertenigkeit fri zu machen*.
- Wo man solchem Tun nicht mit Entschiedenheit und aller Strenge entgegentrete, drohe das *usdilgen alles frides, aller ordnung, zuerstörung gemeins nutz und der geistlichkeit, aller göttlichen, menschlichen, geistlichen und weltlichen rechten, aller oberkeit, regiment, der fursten, adels, stette und ander erwachsen, gericht, recht und alle ordnung*.

Anhänger und Helfer des Bundschuhs sollen *als verretter irs vatterlands, irer hern und oberhut, des gemeinen nutz und frides im Rich und als trewlos und meineidig* vor Gericht gestellt werden. Wie die gefangenen oder übergelaufenen Bundschuhler zu behandeln sind, wurde in

<sup>9</sup> Etwa ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 5 (Nr. 3), 7 (Nr. 5), 18 (Nr. 12) und 19-21 (Nr. 13-15).

<sup>10</sup> Ebd., S. 25-27 (Nr. 20-22), und noch Anfang September, ebd., S. 76 (Nr. 49).

<sup>11</sup> Ebd., S. 14-16 (Nr. 10), hier S. 15, und S. 22-25 (Nr. 18), hier S. 23. – Zweifelhaft ist eine Stelle in einem Schreiben vom 4. April 1493, ebd., S. 8 (Nr. 6), dazu Anm. 2: *buntschuch - bunthnuwen*.

<sup>12</sup> Ebd., S. 19f. (Nr. 13): Statthalter und Räte des Bischofs von Straßburg an die Stadt Straßburg. Auch ebd., S. 35 (Nr. 31): *wolten underston hinzulegen und abe zu stellen keiserlich und geistliche recht oder geburche des rechten*.

<sup>13</sup> Schon am 15. April 1502 schrieb der Bischof von Straßburg: *Uns hat glaublichen angelant, wie der buntschuch (vor jaren [d.h. 1493] under augen gewesen) noch zur zit nit herloschen, sonder abermals etliche des gemeinen volks in werbung standen mit verbuntnus der eiden und allgeriet ein große summ sich vereint*. Ebd., S. 98 (Nr. 4); s. auch ebd., S. 98 (Nr. 5).

<sup>14</sup> Ebd., S. 104f. (Nr. 12). Vgl. o. S. 42 Anm. 7.

<sup>15</sup> Ebd., S. 109-113 (Nr. 21), hier vor allem S. 109-111.

einem dreistufigen Strafenkatalog verbindlich festgelegt. – „Grundsätzlicher und vernichtender konnte das Urteil [...] nicht ausfallen. Friede, Ordnung und Gemeinwohl, die Grundwerte des Reiches, würden durch die Bundschuhler zerstört, die Reichsverfassung und ihre Rechtsgrundlagen umgeworfen.“<sup>16</sup>

Als die Freiburger Ratsherren am 3. Oktober 1513 von *boesen loffen des pundsschuchs* vor den Toren der Stadt sprachen, dürften sie genau gewusst haben, was sie sagten (Abb. 1). Denn das Wort war auf dem Weg bis 1502 zu einem festen Begriff geworden. Mit dem Bundschuh drohte – das war die immer wiederholte, formelhafte Anklage – der politische und gesellschaftliche Umsturz, das Ende von Friede, Recht und Ordnung. Sein Merkmal war die „Heimlichkeit“.

Es bleibt noch nachzutragen, von wem Freiburg die Kenntnis von einem neuerlichen Bundschuh erhalten hatte. Nach den vorliegenden Quellen war dem Rat ein erster Hinweis von einem Freiburger Maler zugegangen. Zu ihm hatte Joß Fritz einen *unbekanten buren* geschickt, der diesen für die Bemalung des Bundschuhfähnleins gewinnen sollte. Als der Maler jedoch hörte, dass er einen Bundschuh auf das Fähnlein malen sollte, lehnte er das Ansinnen entrüstet ab. Umgehend informierte er den Freiburger Rat über das Vorgefallene. Außer der Tatsache, dass ein ihm unbekannter Bauer einen Bundschuh auf ein Fähnlein habe malen lassen wollen, konnte er jedoch nichts berichten. Auch ein anderer Maler, der gerade in der Lehener Kirche arbeitete und von Joß Fritz auf eine Bemalung des Fähnleins angesprochen wurde (er hieß Theodosion), lehnte den Auftrag ab, als er von einem Bundschuh hörte. Doch benachrichtigte er den Freiburger Rat erst, als *dieser puntschuch von andern geoffenbaret ist*.<sup>17</sup> Das aber heißt: Kurz vor dem 3. Oktober muss dem Freiburger Rat eine weitere, uns nicht überlieferte Nachricht zugegangen sein, die zumindest die Namen von vier Personen enthielt, die vom Bundschuh Wissen hätten.<sup>18</sup>

Am 4. Oktober machte ein Überläufer, Michel Hanser aus Schallstadt,<sup>19</sup> auf Burg Rötteln im badischen Markgräflerland detaillierte Angaben über die Existenz einer geheimen „Gesellschaft“ und deren Pläne.<sup>20</sup> Markgraf Philipp unterrichtete sofort die vorderösterreichische Regierung zu Ensisheim und die Stadt Freiburg.<sup>21</sup> Von einem „Bundschuh“ sprachen Markgraf

<sup>16</sup> PETER BLICKLE: Untergrombach 1502, das unruhige Reich und die Revolutionierbarkeit Europas, in: BLICKLE/ADAM (wie Anm. 2), S. 11-27, hier S. 11.

<sup>17</sup> Die einschlägigen, nicht immer sicher zu deutenden Quellen in ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 139 (Nr. 14), 183f. (Nr. 64), 187 (Nr. 66) und 195 (Nr. 69). Dazu ULRICH STEINMANN: Die Bundschuh-Fahnen des Joß Fritz, in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 6 (1960), S. 243-284, insb. S. 251-255.

<sup>18</sup> Eine von ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 129f. (Nr. 2), mitgeteilte Quelle über einen frühen Verrat des Bundschuhs („1.-3. Oktober?“) gehört in das Jahr 1517; dies hat nachgewiesen FRIEDRICH SCHAUB: Der Bundschuh zu Lehen, in: Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins 42 (1929), S. 145-150.

<sup>19</sup> In einem Schreiben vom 4. Dezember 1513 spricht Markgraf Christoph von Baden, ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 204 (Nr. 80), von einem *Hanns Mantzen* aus Schallstadt, der seinem Sohn Markgraf Philipp den Bundschuh *erstlich* verraten habe. Dazu DERS., Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 326: „was bei der schwankenden Bezeichnung damaliger Zeit recht wohl der gleiche Name (nur in verschiedener Ausprägung) sein kann“.

<sup>20</sup> Eine Vorgeschichte zu diesem Verrat des Bundschuhs bringt Pamphilus Gengenbach in seinem „Büchlein“ vom Bundschuh 1514 (vgl. u. S. 51), in: Pamphilus Gengenbach, hg. von KARL GOEDEKE, Hannover 1856, S. 23-31, hier S. 29f., auch in ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 127 (Nr. 1). Die Vorgeschichte wurde übernommen von ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 326f., und FRANZ (wie Anm. 1), S. 74.

<sup>21</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 133f. (Nr. 5). Dazu ebd., S. 135 (Nr. 7).

Philipp bzw. dessen Beamte noch nicht (das taten sie erstmals am 10. Oktober)<sup>22</sup>, wohl aber von der *gesellschaft* [...], *so den adel und erbarkeit zu vertilken vermeinen*.<sup>23</sup>

In der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober führte Freiburg in den umliegenden Orten eine Razzia durch.<sup>24</sup> Das Ergebnis war freilich bescheiden. Die führenden Bundschuhler hatten sich durch Flucht in Sicherheit gebracht; nur vier bislang unbekannte Personen, die durch ihr Verhalten auffällig geworden seien, waren vorsorglich inhaftiert worden.<sup>25</sup> Fahndungserfolge konnten Markgraf Philipp und die Stadt Freiburg jedoch tags darauf verbuchen. Den markgräfllich-badischen Häschern war Matern Wynman aus Mengen in die Hände gefallen; Freiburg ergriff Hans Enderlin, Altvogt zu Lehen. Frühmorgens am 11. Oktober bemächtigte sich Kaspar von Blumeneck, ermutigt und gedrängt durch Freiburg, des Marx Studlin, der sich in die Munzinger Pfarrkirche geflüchtet hatte.<sup>26</sup>

Mitte Oktober verfasste Freiburg einen ersten Bericht über den *puntschuch im Prißgow*.<sup>27</sup> Auf welcher Grundlage diese „Freiburger Aufzeichnung“ erstellt wurde, bleibt unklar; es heißt nur: *us bekantnus etlicher gefangner*.<sup>28</sup> Doch ist diese Frage im vorliegenden Zusammenhang auch zweitrangig. Wichtiger ist hier, welches Bild die Stadt Freiburg vom Bundschuh entwickelte und in Umlauf brachte:

- Gleich in den ersten Zeilen wird der Bundschuh als das Werk eines moralisch minderwertigen Menschen, des Joß Fritz, deklassiert: Die *boshafte gesellschaft* ist entstanden *us boshafitem furnämen eines unentlich boshafte[n] man[es]*. Er und seine Anhänger waren getrieben vom Wunsch, nach eigenem Gefallen *wider der erbarkeit zu handeln*.
- Die sodann aufgelisteten dreizehn Programmpunkte des Bundschuhs sind der Beleg für die eingangs getroffene Feststellung. Dies gilt insbesondere für den ersten Artikel: *Zum ersten* [sei es das Ziel der Bundschuhler gewesen,] *dheinen herren zu haben dann allein bapst, keiser und vorab Gott* – womit sie nichts weniger als das Ende der Herrschaft von Fürsten, Adligen und städtischen Magistraten, kurz: den Umsturz der politischen Ordnung, betrieben. Und im neunten Artikel heißt es: *Und wär irs gefallens und willens hett wollen läben, dem wolten si das sin gelassen; wer sich aber dawider gesetzt hett, den wolten si zu tod geslagen haben*.
- Ausführlich geht die „Aufzeichnung“ darauf ein, wie Joß Fritz einen Maler in Heilbronn *mit solcher betrogenheit darzu bewegt habe*, ein Fähnlein mit einem Bundschuh zu bemalen.

<sup>22</sup> Ebd., S. 137 (Nr. 10): *von der nuwen gesellschaft des buntschuchs*.

<sup>23</sup> Diese Formulierung machte sich Freiburg zu eigen, als es am 8. Oktober an Villingen schrieb, es hätten sich *etlich lichtvertig lewt in diesen landen* [...] *zusamen verpflichtet, in meinung, das si einen puntschuech ufwerfen und den adel und die erbarkeit vertilgen und belaidigen wollen*; ebd., S. 136 (Nr. 8).

<sup>24</sup> Ebd., S. 136 (Nr. 8) und 139 (Nr. 14).

<sup>25</sup> Es handelte sich um den Wirt Langhans Schweyger von Lehen, den Nachtwächter (*nachthirt*) Heinrich Spies (Rotheinz) von Freiburg, Martin Tuffel von Adelhausen und Jorg Meyger von Lehen. Gegen Urfehde wurden sie im November 1513 wieder aus der Haft entlassen. S. ebd., S. 152 (Nr. 32), 162 (Nr. 45), 172f. (Nr. 58) und 201 (Nr. 76).

<sup>26</sup> Matern Wynman: ebd., S. 133f. (Nr. 5), 137 (Nr. 10) und 138f. (Nr. 14); Hans Enderlin: S. 134 (Nr. 5) und 139 (Nr. 14); Marx Studlin: S. 136 (Nr. 9), 138 (Nr. 12), S. 139f. (Nr. 14), 140f. (Nr. 15) und 146 (Nr. 22).

<sup>27</sup> Ebd., S. 144-146 (Nr. 21); dazu S. 143f. (Nr. 20).

<sup>28</sup> Freiburg lag mit Sicherheit der Bericht über die Aussagen des Michel Hanser vor. Was die markgräfllich-badischen Behörden von Matern Wynman hatten erfahren können, war Freiburg ebenfalls mitgeteilt worden; doch ist das einem Brief vom 10. Oktober *ingelegte*[...] *verzeichnis* (ebd., S. 137 [Nr. 10], auch S. 138 [Nr. 14]) nicht mehr vorhanden. Von Hans Enderlin, dem Altvogt zu Lehen, heißt es noch am 18. Oktober, er wolle *schlechtlich nichts bekennen*; ebd., S. 152 (Nr. 32). Auch von Marx Studlin, der in Freiburg gefangen gehalten wurde (ebd., S. 152 [Nr. 31]), liegt das „Bekentnis“ nicht mehr vor.

- Abschließend betont Freiburg die Heimlichkeit, mit der der Bundschuh betrieben worden sei. So könne man nicht wissen, *[w]ie vil in diser gesellschaft sien oder wie verr diser punt richen soll*. Nur so viel sei sicher, *das vil lut darin verwickelt sient*.

Einen zweiten Bericht erstellte die Stadt Freiburg wohl Mitte November 1513; es handelt sich um die sogenannte „Freiburger Abhandlung“.<sup>29</sup> Im Aufbau und Inhalt folgt sie der „Aufzeichnung“ von Mitte Oktober, nur ist die Rhetorik nochmals ins Negative gesteigert:

- Joß Fritz ist nicht nur ein *verruchter erloser man*, er handelt *us argem insprechen des tuffels (anders kan's niemants achten)*. Seine Anhänger sind arbeitsscheue *purslewt*, die ihre Güter mit Schulden beladen haben, um sich ein gutes Leben zu machen. Jetzt hoffen sie, *von stund an selig und rich zu werden*.
- Die Ziele des Bundschuhs werden in fünf Artikeln benannt. Der erste lautet auch jetzt: *das si dhein hern dan bapst und keiser haben wollten* (in der „Aufzeichnung“ von Mitte Oktober hieß es noch „Papst, Kaiser und vorab Gott“). Und wieder, aber kürzer und schärfer formuliert, folgt die Drohung der Bundschuhler: *welcher irem furnemen nit volg thu, den wolten si zu tod slagen*.
- Wieder wird auf die Heimlichkeit verwiesen, mit der die Bundschuhler ihr Vorhaben betrieben. Jeder Mitverschworene musste geloben, *den handel [...] zu verswigen*.
- Ausführlich schildert auch die „Abhandlung“ die Bemühungen des Joß Fritz, ein Fähnlein bemalen zu lassen – nur um daraus einen weiteren Beweis für die Verdorbenheit dieses Mannes abzuleiten. Zwei Versuche in Freiburg und Lehen scheiterten, da die angesprochenen Maler es entrüstet ablehnten, einen Bundschuh auf die Fahne zu malen. Spätestens jetzt, so die „Freiburger Abhandlung“, hätte Joß Fritz in sich gehen müssen: Hätte er nur *einich erberkeit oder gotsfurcht in sinem herzen gehapt*, hätte er einsehen müssen, dass sich alle ehrbaren Menschen von seinem *unentlich boshaftig[en] furnemen* abwenden würden. Doch er war *in diser erzbuberie gar ertrunken*, sodass er einen dritten Versuch zur Bemalung der Fahne, nun in Heilbronn, unternahm.

Es ist nicht schwer zu erkennen, dass die beiden Freiburger Berichte der Interpretationslinie folgen, die spätestens mit dem kaiserlichen Mandat von 1502 vorgezeichnet war.<sup>30</sup> Und mit Sicherheit blickte Freiburg im Herbst 1513 auf seinen Stadtherrn, Kaiser Maximilian. Denn die Stadt erhoffte für ihren Kampf gegen den Bundschuh nicht nur *von Got belonung*, sondern auch und vor allem von *kais[erlicher] m[a]jeste[ät] unserm allernedigsten herrn und aller erbarkeit gnod und dankh*.<sup>31</sup> Ende Dezember traf das kaiserliche Dankeschreiben ein – verbunden mit der Aufforderung, auch in Zukunft allen Schaden und Nachteil von *uns, unsern landen und leuten* abzuwenden.<sup>32</sup> Die große Achtung und Selbständigkeit, derer sich Freiburg als vorderösterreichische Landstadt erfreute, hatte ihre Vorbedingung in der unbezweifelbaren Treue der Stadt gegenüber dem habsburgischen Landesherrn; und so war es ein Grundzug der städtischen Politik, sich stets als zuverlässiger und eifriger Partner Habsburgs zu präsentieren.

In der Nacht vom 10. auf den 11. November brach im Freiburger Gasthaus „Zum Kiel“ ein Feuer aus, aus dem die Stadt gehöriges Kapital zu schlagen wusste. In einem ersten Bericht hieß es noch, man wisse nicht, ob Brandstiftung oder Unachtsamkeit die Ursache sei. In einem

<sup>29</sup> Ebd., S. 181-185 (Nr. 64). Dazu ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 377: „Mehrfach setzte der Stadtschreiber an, um der Schilderung die rechte Form zu geben – ein Beweis dafür, wie wichtig ihm das Schriftstück für den angegebenen Zweck erschien.“

<sup>30</sup> Vgl. o. S. 44.

<sup>31</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 178-181 (Nr. 63), hier S. 179; Schreiben vom 15. November.

<sup>32</sup> Ebd., S. 209 (Nr. 87).

zweiten Schreiben, das letztlich für Kaiser Maximilian bestimmt war, wurde der Brand dagegen in geschickter Weise mit den „Feinden“, den *puntschuehern*, in Verbindung gebracht. Doch hätten sich, so versicherte die Stadt sogleich, alle Einwohner, *edel und unedel, arm und rich*, in großer Ordnung unter dem Stadtbanner versammelt, *das wir (ob Got wil) kais[erlicher] m[ajeste]t unserm allergnedigsten herrn als landsfursten dis ir stat Friburg und uns selbs, unser ere, lib und guet behalten und erretten wellen gegen den puntschuehern und andern unsern widerwertigen.*<sup>33</sup>

Vielleicht trieb den Rat der Stadt Freiburg auch eine als real empfundene Bedrohung um. Möglicherweise hegte er, allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz, doch Zweifel bezüglich der Solidarität von Teilen der eigenen Bevölkerung. Denn ein Objekt argwöhnischer Beobachtung war seit jeher die „Proletarierzunft“ der Rebleute.<sup>34</sup> Gespannt war auch das Verhältnis der Stadt zum Umland.<sup>35</sup> Noch am 15. November schrieb Freiburg: *dan etlich von dem gemeinen paursfolk wollen iren [der Bundschuh] handel nit so bos achten, als er an im selbs ist, und geschehen bi inen etwas schwerer reden wider uns und ander, die den handel also strafften.*<sup>36</sup>

Einen Versuch, die Ursachen und das Wesen des Bundschuhs zu Lehen sachbezogen zu ermitteln und darzustellen, unternahm die Stadt Freiburg jedenfalls nicht.<sup>37</sup> In ihren Schreiben und Aufzeichnungen entwickelte und präsentierte sie, so der Schweizer Historiker Guy P. Marchal, ein „zusehends irrationales Feindbild“. Der Bundschuh erscheine „als Metapher für eine abgrundtiefe Bedrohung, welche die Gesellschaftsordnung selbst in Frage stellte“. Und die „immer vorhandene städtische Angst vor der Unberechenbarkeit des Bauern wurde dadurch geschürt, dass [...] die Bundschuhler sich zum Schweigen verpflichtet hatten. Ein unheimliches Schweigen, das es dem Rat verunmöglichte, irgendetwas über Umfang und Reichweite der Verschwörung zu sagen.“<sup>38</sup>

Als der Bundschuh Anfang Oktober aufgedeckt worden war, hatten sich die führenden Verschwörer nach Süden, in Richtung Eidgenossenschaft abgesetzt.<sup>39</sup> Am 22. Oktober meldete Basel die Gefangennahme von Jakob Huser und Kilius Meyger, zwei Tage später fielen Au-

<sup>33</sup> Ebd., S. 174f. (Nr. 60), 178-181 (Nr. 63), Zitat S. 180. Vier Jahre später, 1517, gestand in Breisach ein übel beleumdeter „Sesselmacher“, welcher mit den Bundschuhern in Verbindung gestanden habe, den Brand gelegt zu haben. Ebd., S. 305-307 (Nr. 44-46). Doch auch JOHANNES DILLINGER: Der Bundschuh von 1517. Neue Quellen, eine Chronologie und der Versuch einer Revision, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 153 (2005), S. 357-377, hier S. 364: „Sein Geständnis bezüglich 1513 widerrief [der Beisacher Gefangene] später.“

<sup>34</sup> HANS-PETER WIDMANN: Der Weinbau in Freiburg von der Stadtgründung bis zum Dreißigjährigen Krieg, Magisterarbeit, masch., Freiburg 1997, S. 65-67.

<sup>35</sup> SCOTT, Freiburg und der Bundschuh (wie Anm. 1), S. 334f.; CLAUDIETER SCHOTT: Totschlag – „Schmach“ – Friedbruch. Die Ebringer Kirchweih – eine Rechtsgeschichte, in: Schau-ins-Land 130 (2011), S. 51-65.

<sup>36</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 178 (Nr. 63); s. auch ebd., S. 148 (Nr. 25), 165f. (Nr. 50), 176 (Nr. 61) und 203 (Nr. 78).

<sup>37</sup> Der Grund und Ursprung des Bundschuhs lag für Freiburg allein im „teuflischen“ Wesen des Joß Fritz, der einen Kreis liederlicher Leute um sich scharte. Und dementsprechend beschwor die Stadt die anderen Obrigkeiten, möglichen Aussagen der Bundschuhler, sie seien von ihren Herren über Gebühr beschwert und bedrückt worden, keinen Glauben zu schenken; ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 168 (Nr. 51), 170 (Nr. 54) und 182 (Nr. 64); auch S. 185f. (Nr. 65). Die Wirklichkeit sah freilich anders aus; dazu immer noch DERS., Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 260-275 und 277; DERS., Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 193 und 195 (Nr. 69).

<sup>38</sup> GUY P. MARCHAL: Karsthans, Bundschuh und Eidgenossen: Metaphern für den Bauern – der Bauer als Metapher, in: BLICKLE/ADAM (wie Anm. 2), S. 249-277, hier S. 263f.

<sup>39</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 139 (Nr. 14) und 153-156 (Nr. 34-38). S. auch u. S. 56.

gustin Enderlin und Thomas Muller in die Hände von Schaffhausen.<sup>40</sup> In den kommenden Wochen mischte sich Freiburg auffallend in die dortigen Untersuchungen ein.<sup>41</sup> Auch sparte Freiburg nicht mit versteckter Kritik, wenn es am 14. November an Basel schrieb: Man gehe davon aus, dass Basel die eingehende Befragung der gefangenen Bundschuhler wegen der Herbstmesse bislang aufgeschoben habe; jetzt aber, nach dem Ende der Messe, erbitte man Bescheid über die Aussagen der Gefangenen.<sup>42</sup> An Schaffhausen erging die Mahnung: Ein gutes Verhältnis zu Freiburg sei für die Stadt von Vorteil – *besonder ouch umb ewer statt kind, die ir ie zu ziten in hoher schule in unser stat senden.*<sup>43</sup> Am 15. November verhörte Basel endlich die inhaftierten Bundschuhler. Ein Bericht über die Bekenntnisse wurde am 18. des Monats an die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim, nach Freiburg, Straßburg und wenig später auch nach Schaffhausen gesandt.<sup>44</sup> Die Ensisheimer Regierung und die Stadt Freiburg wurden daraufhin wieder in Basel vorstellig mit der Aufforderung, *die berurten gefangnen zu vertigen und nicht ringfugig mit in zu handlen.*<sup>45</sup> Einen Monat später, am 23. Dezember, meldete Basel die Hinrichtung von Jakob Huser und Kilius Meyger an Freiburg. Etwa gleichzeitig dürften auch in Schaffhausen die Todesurteile an Augustin Enderlin und Thomas Muller vollstreckt worden sein.<sup>46</sup> – Freiburg hatte, wenn auch spät, sein Ziel erreicht: Ein klares, demonstratives Zeichen von Basel und Schaffhausen, auf wessen Seite die Eidgenossen standen. Nach der Hinrichtung der Basler Gefangenen konnte Freiburg aufatmen: *dann wir achten, das nummer den boshaftigen leuten, die dem puntschuech verborgenlich und öffentlich anhang gethon haben, merteils ir herz und trost empfallen sein mocht.*<sup>47</sup> Alle Erwartungen, die Eidgenossen würden den Bundschuhern Hilfe und Beistand gewähren, hatten sich als Irrtum erwiesen.

Das letzte Wort über den Bundschuh zu Lehen sprachen die Gerichte. Und wir können annehmen, dass auch die gefälltten Urteile, vor allem die Todesurteile, ein Teil der amtlichen Deutung des Bundschuhs waren. Denn die Schwere der Strafe signalisierte die Schwere der Schuld. Und es war die Stadt Freiburg, die für harte Urteile plädierte: *Diewil der handel mit dem puntschuch so gar bos ist, wolle es sich nit allweg gepuren [...], barmherzigkeit darinne zu pruchen.*<sup>48</sup>

<sup>40</sup> Ebd., S. 156 (Nr. 38), 157f. (Nr. 40), 159 (Nr. 42), S. 162f. (Nr. 46) und 164 (Nr. 48f.).

<sup>41</sup> Freiburg gab seine Einschätzung des Bundschuhs: ein *boshaftig lasterlich und mortlich furnemen*; ebd., S. 160 (Nr. 45), 167-169 (Nr. 51) und auch S. 170 (Nr. 54). Es übermittelte, auch auf Bitten beider Städte, die Erkenntnisse aus der Befragung eigener Gefangener, womit es die Verhöre in Basel und Schaffhausen lenkte; ebd., S. 155 (Nr. 36), 155f. (Nr. 37), 157f. (Nr. 40), 161f. (Nr. 45) und 177 (Nr. 61). Nach Schaffhausen entsandte Freiburg zwei Ratsmitglieder, *inen grunt und anfang diß bosen handels eigentlich zu erkennen [zu] geben, ouch dabi pitten lassen, sollich ubel zu straffen*; ebd., S. 174f. (Nr. 60), Zitat S. 175.

<sup>42</sup> Ebd., S. 177 (Nr. 61).

<sup>43</sup> Ebd., S. 168 (Nr. 51).

<sup>44</sup> Ebd., S. 177f. (Nr. 62) und 190-197 (Nr. 69); dazu S. 200 (Nr. 72f.). Die „Befragung“ der Gefangenen in Schaffhausen fand schon früher statt; s. ebd., S. 174f. (Nr. 60).

<sup>45</sup> Ebd., S. 200f. (Nr. 73-75).

<sup>46</sup> Ebd., S. 210 (Nr. 88) und 213 (Nr. 92).

<sup>47</sup> Ebd., S. 212 (Nr. 91); dazu auch S. 164 (Nr. 49).

<sup>48</sup> Ebd., S. 202 (Nr. 76); auch S. 188f. (67).

- Zehn Bundschuhler wurden hingerichtet. Freiburg fällte vier Todesurteile (Conrad Brun, Hans Enderlin, Altvogt zu Lehen, Hans Humel, Marx Studlin),<sup>49</sup> die markgräfllich-badische Regierung eines (Matern Wynman).<sup>50</sup> Basel und Schaffhausen richteten je zwei Verschwörer hin (Jakob Huser, Kilius Meyger bzw. Augustin Enderlin, Thomas Muller).<sup>51</sup> Ein weiteres Todesurteil wurde, im August 1514, in Waldkirch vollstreckt.<sup>52</sup>
- Bernhard Enderlin, *diewil er den handel gelopt und verswigen hat*, wurden in Freiburg die Schwurfinger abgeschlagen.<sup>53</sup>
- In Waldkirch lagen drei Gefangene: Simon Strüblin, Clewin Weber und Veit Meyer. Die ergangenen Urteile lauteten einmal auf Abschlagen der Schwurfinger (Simon Strüblin) und zweimal auf Freispruch. Nach Meinung der vorderösterreichischen Regierung hatte das Stadtgericht jedoch zu milde geurteilt; die drei Personen sollten erneut inhaftiert und nach Ensisheim überstellt werden.<sup>54</sup> Über den Ausgang des Verfahrens liegen keine Quellen vor.<sup>55</sup> Das gleiche Schicksal widerfuhr einem *buntschuhler* in/aus Au (bei Freiburg).<sup>56</sup>
- Vor Gericht (wo, ist nicht bekannt) stand auch Konrad Enderlin. Die Richter zögerten, das Urteil zu sprechen, und erbaten zuvor Unterrichtung und Rat durch Freiburg. Die Antwort der Stadt ist nicht überliefert.<sup>57</sup>

Eine Kollektivstrafe verhängte Freiburg über die Orte Lehen und Betzenhausen, die Zentren des Bundschuhs. Den Bewohnern der beiden Dörfer wurde untersagt, sich zukünftig mit Waffen *lenger dann einer halben eln lang* der Stadt zu nähern. Außerdem kündigte Freiburg beiden Gemeinden zum 1. Mai 1514 den Pachtvertrag für eine städtische Weide. Erst nach Unterzeichnung eines Schuldbekenntnisses, die Stadt Freiburg nicht vor dem Bundschuh gewarnt zu haben, und der Versicherung, in Zukunft *trwlich und nachpurlichen* zu handeln, wurde die Pacht verlängert.<sup>58</sup>

<sup>49</sup> Ebd., S. 207 (Nr. 84), S. 189 (Nr. 67), S. 226 (Nr. 107) und S. 199 (Nr. 71).

<sup>50</sup> Ebd., S. 199 (Nr. 71).

<sup>51</sup> S. o. S. 48f.

<sup>52</sup> Am 10. August 1514 erbat der Schultheiß zu Waldkirch von Freiburg einen Scharfrichter; der Name des verurteilten Bundschuhers ist nicht bekannt; ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 230 (Nr. 115).

<sup>53</sup> Ebd., S. 205 (Nr. 81).

<sup>54</sup> Ebd., S. 152 (Nr. 32), 188f. (Nr. 67), 212f. (Nr. 92), 221 (Nr. 101) und 233f. (Nr. 121). – Klage über zu milde Bestrafung durch ein *lantbruchig malefützgericht* führte auch der markgräfllich-badische Landvogt zu Hachberg. Er reagierte mit dem Vorsatz, zukünftig *dhein mer fur solch buren [zu] stellen*. Ebd., S. 188f. (Nr. 67).

<sup>55</sup> Doch s. dazu ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 370f. (mit nicht ganz schlüssiger Beweisführung): Simon Strüblin „wurde ohne Zweifel hingerichtet“.

<sup>56</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 213 (Nr. 92).

<sup>57</sup> Ebd., S. 226–228 (Nr. 109f.). Dazu ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 371f.: „Freiburgs Rat wird [...] auf Todesstrafe gelautet haben.“

<sup>58</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 202 (Nr. 76) und 228f. (Nr. 111f.). – THOMAS ADAM: Neues von Joß Fritz?, in: Badische Heimat 82 (2002), S. 477–495, hier S. 483, weist darauf hin, dass in einer 1553 entstandenen amtlichen Namensliste der Lehener Dorfbewohner „einige der früher häufigeren Nachnamen – etwa Enderlin oder Stüdlin – völlig verschwunden sind“ – eine langfristige Folge des Bundschuhs von 1513?

## 2. Der Bundschuh zu Lehen in der zeitgenössischen Literatur

Gegen Ende des Jahres 1513 war der Lehener Bundschuh zerschlagen. Das propagandistische Nachhutgefecht führten die Publizisten, die Sänger und Literaten. Sie waren es, die das offizielle Bild des Bundschuhs unter die Zeitgenossen brachten und dessen weiteres Fortleben sicherten – denn die Akten verschwanden in den Archiven.

Den Anfang machte ein unbekannter (Freiburger?) Autor mit seinem „Lied von dem Bundschuh“.<sup>59</sup> Verfasst hat er es in den Tagen nach dem 22. Dezember – vielleicht, um es am 27. Dezember beim Wettsingen der neu gegründeten Freiburger Singschule vorzutragen. Anfang 1514, möglicherweise schon im Januar, verfasste und veröffentlichte der Basler Drucker Pamphilus Gengenbach ein „Büchlein“ vom Bundschuh. Es besteht aus der „Vorrede“, abgefasst in Reimpaaren, und der eigentlichen Prosaerzählung vom Bundschuh.<sup>60</sup> Eine Umsetzung der Basler Prosaerzählung in Verse war der „Spruch“ vom Bundschuh.<sup>61</sup> Im Laufe des Jahres 1514 entstand schließlich, in der bewussten Nachfolge des „Narrenschiffs“ von Sebastian Brant (1494), das „Narrenschiff vom Bundschuh“, das in Basel bei Michel Furter als Druck „vom Stapel lief“.<sup>62</sup> Es basiert inhaltlich, doch nicht ausschließlich, auf dem Freiburger „Lied“.

Die inhaltliche Grundausrichtung ist in den vier Darstellungen dieselbe; sie folgt den amtlichen Vorgaben, wie sie vor allem die Stadt Freiburg in Umlauf gebracht hatte: Der Bundschuh ist ein Unternehmen, das kein ehrbarer Mensch billigen kann, denn er verstößt gegen die von Gott gesetzte Ordnung der Welt.<sup>63</sup> Dies möchte ich an zwei Beispielen, dem „Büchlein“ des Pamphilus Gengenbach und dem „Narrenschiff vom Bundschuh“ etwas näher zeigen (Abb. 2 und 3).

In der gereimten „Vorrede“ zum Bundschuhtraktat liefert Pamphilus Gengenbach eine kurze, aber ausgearbeitete politische Theorie. Der Zentralgedanke, um den sein Denken kreist, ist die von Gott gebotene Gehorsamspflicht der Untertanen gegenüber der Obrigkeit als tragender Pfeiler der göttlichen Weltordnung: *Vnd wer vnß geben ist von got / Der gwalt kumpt von oben ab / Als christus selber zügnüß gab / Darumb jetzud nüt grössers ist / Dann ghorsamkeit zü aller fryst.*

Die Gehorsamspflicht jedoch missachten die Angehörigen aller Stände – Fürsten, Herren, Bürger und nun auch die *buren vff dem landt / [...] / Sie fiengen ee ein bundtschû an / [...] Ein jeder wer gern selber her.*

<sup>59</sup> Druck bei GOEDEKE (wie Anm. 20), S. 386-392. Dazu PETER SEIBERT: Aufstandsbewegungen in Deutschland 1476-1517 in der zeitgenössischen Reimliteratur, Heidelberg 1987, S. 163-179. Für Seibert war der Verfasser auf jeden Fall ein „enger Parteigänger des [Freiburger] Stadtrats“.

<sup>60</sup> Druck bei GOEDEKE (wie Anm. 20), S. 23-31. Die Prosaerzählung auch in ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 125-128 (Nr. 1); ferner in: FRANZ (wie Anm. 7), S. 76-79 (Nr. 17). Dazu SEIBERT (wie Anm. 59), S. 180-219. Das „Büchlein“ erfreute sich mehrerer Nachdrucke; s. dazu u. S. 63.

<sup>61</sup> Druck bei R[OCHUS] v. LILIENCRON: Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Bd. 3, Leipzig 1867, S. 133-138. Dazu SEIBERT (wie Anm. 59), S. 219-231. Irreführend ist die Aufnahme des „Spruches“ unter die „historischen Volkslieder“; ein Volkslied war er nicht.

<sup>62</sup> Druck bei GOEDEKE (wie Anm. 20), S. 392-403. Dazu SEIBERT (wie Anm. 59), S. 231-252. Obwohl Seibert „spontan geneigt [ist], an eine Freiburger Verfasserschaft zu denken“, glaubt er doch, den Schaffhausener Stadtrat Johannes Adelphus als Autor identifizieren zu können; ebd., S. 244-247. Erwähnenswert ist der Titelholzschnitt von Urs Graf.

<sup>63</sup> Karl Goedeke hat gleichwohl hervorgehoben, wie sehr sich das „Lied“, das „Büchlein“ und das „Narrenschiff“ im Ton unterscheiden: Gengenbachs „Büchlein“ ist „ruhig ohne Hass geschrieben [...]“. Nicht gleiches lässt sich von den eifernden beiden Gedichten, dem Meistergesange und dem Narrenschiff sagen, die in merkwürdiger Weise übereinstimmen.“ GOEDEKE (wie Anm. 20), S. 554.

**Der Bundtschu**  
**Diz biechlein sagt von dem bö**  
 sen fürnemen der Bundtschuhes/woye es sich  
 angefangt geendet vnd aus kumen ist.

38



**P**amphilus Gengenbach K S S  
 Vyt me yetzundt ist mein beger  
 Ob yenen ainer vom bundtschu wer  
 Dem da für kem dieß schlechtes gedicht  
 Bit ich er wels verachten nicht  
 So kumpt er nit yn solche not  
 Als mancher yetz ist bliben todt  
 Vngehorsam gott vngestrost nit lot

Abb. 2 Pamphilus Gengenbach: Der Bundschuh, 1514. Titelblatt eines Augsburger Nachdrucks von Erhard Öglin (mit „seitenverkehrtem“ Titelholzschnitt) (Bayerische Staatsbibliothek München, 4° Germ. Sp. 380-6, Titelblatt).



Abb. 3 [Johannes Adelphus:] Narrenschiff vom Bundschuh. Druck: Michel Furter, Basel 1514. Titelholzschnitt von Urs Graf (Bayerische Staatsbibliothek München, Res/4 P.o.germ. 230-4, Titelblatt).

Auf die gereimte Vorrede folgt in Prosa die Beschreibung des Bundschuhs. Gleich eingangs belegt Gengenbach den unverzeihlichen Ungehorsam der Bundschuher mit den „zehn Artikeln“, in denen diese ihr Vorhaben kundgetan haben. Der erste Artikel bekennt: *dz sie fürter hin keinen herren me wolten haben vnd gehorsam sin, dan allein den keyser vnd den babst.* Und der zehnte und letzte Artikel droht: *welcher sich wider ir fürnâmen setz, wellen sie zû tod schlagen.* Folgerichtig richtet Gengenbach in den letzten Zeilen des Bundschuhtraktats an Gott die Bitte, den Anhängern des Bundschuhs *erkantnüß der gehorsamkeit* zu verleihen.

Für den Verfasser des „Narrenschiffs vom Bundschuh“ verstößt das Vorhaben des Bundschuhs in allem *wider gott auch wider eer vnnd recht*, sodass man in ihm nur das Werk des Teufels erblicken kann – *O we owe der missetat.* Wer dem Bundschuh anhängt, muss deshalb ein *ertznarr*, ein von Grund auf verdorbener Mensch sein: *Der müß die art schon an jm han / Das er verrücht sy vnd verwegen / [...] / Das er on gott ouch er vnd füg / Ouch widers kaysers haylig recht / Durch vffrûr also an sich brecht / Das er mit gott nit haben mag.*

Das teuflische Vorhaben der Bundschuher wird – wie bei Gengenbach – belegt durch die „Artikel“ des Bundschuhs, vor allem durch den ersten: *Alle menschen wolten [sie] zwingenn / Vnd gewalteglichen dar zû bringenn / Da sy nûn theten waß sy wetten / Vnd allein zwen herren hetten / Als bapst vnd keyser hie vff erdenn / So müsten damit nichtig werdenn / All ander herrn in der welt.*

Doch selbst dieser Artikel verbarg für den Autor des „Narrenschiffs“ nur die eigentliche Absicht der Bundschuher: *Sy gantz keyn herren wolten han / Damit sy glich also verstoht / Ir leben fürten on ain hopt / [...] / Darumb ain yeder mensch gar wol / Sich vor dem bundtschûch hûten soll.*

Denn Gott selber hat es so eingerichtet *vnnd durch die heiligen gschrift bstelt / Das yeder mensch sol ghorsam sin / Dem obern da er gehôret hin / Gantz by vermidung hellischer pen.* So ist es der Gipfel der Gotteslästerung, dass die Bundschuher auf ihr Fähnlein ein Kreuzifix haben malen lassen. Das rechte Symbol wäre der „schwarze Skorpion“ gewesen, *der allzyt gifft müß von im lon.* Christus hingegen sei *vmb fridens willen gstorben.*

### 3. Der Bundschuh zu Lehen. Ein Rekonstruktionsversuch

Der Rat der Stadt Freiburg war kein neutraler, auf Objektivität bedachter Berichterstatter des Lehener Bundschuhs.<sup>64</sup> Er war im Gegenteil engagierte Partei – und als solche ein treuer Diener seines Herrn, Kaiser Maximilians. Denn der Rat setzte ein Bild vom neuerlichen Bundschuh in Umlauf, das der Deutungslinie folgte, die mit dem kaiserlichen Mandat von 1502 offiziell festgelegt worden war. Es war ein Feindbild, gemalt in dunklen, abschreckenden Farben. Der Bundschuh war, so die Stadt, das Werk eines moralisch minderwertigen, vom Teufel besessenen Menschen. Seine Anhänger waren liederliche, arbeitsscheue Personen, die jede Herrschaft und Ordnung abschütteln und mit anderer Leute Güter reich werden wollten. Freiburg bestritt energisch, dass die Bundschuher irgendeinen triftigen Grund für ihr Verhalten hätten.<sup>65</sup> Die Publizisten, Sänger und Literaten, die sich des Themas alsbald annahmen, teilten die amtliche Sicht des Lehener Bundschuhs und brachten sie auf ihre Weise unters „Volk“.

Umso mehr muss sich die Geschichtswissenschaft aufgerufen fühlen, in nüchterner Distanz und strenger Bindung an die vorhandenen Quellen herauszuarbeiten, was der Bundschuh „ei-

<sup>64</sup> Das hat schon ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 277, 341 und 344 gesehen, doch zog er daraus nicht die notwendigen Schlüsse. Vgl. o. S. 41 Anm. 2 (Dillinger).

<sup>65</sup> Vgl. dazu o. S. 48 und Anm. 37.

gentlich“, d.h. nach dem Willen und Vorsatz seiner Anhänger war. Einem solchen Bemühen sind jedoch Grenzen gesetzt. Wie schon bei den Verschwörungen von 1493 und 1502 entstammen auch 1513 alle Quellen obrigkeitlicher Provenienz, unterlegt mit eindeutiger Tendenz. Kein einziges Schriftstück stammt aus der Feder eines Bundschuhers. Auch in den sogenannten „Bekanntnissen“ gefangener Bundschuhler sprechen diese nicht selbst, sondern die untersuchenden Obrigkeiten. Denn die „Bekanntnisse“, die Herren und Städte sich wechselseitig zur Information zusandten, enthalten nicht die primären Verhörprotokolle (keine „Mitschnitte“ des tatsächlich Gesagten), sondern Zusammenfassungen dessen, was die Befragung des Gefangenen nach Meinung der untersuchenden Behörde ergeben hatte.<sup>66</sup> Dabei müssen wir nicht gleich platte Verfälschungen argwöhnen; es reichen schon sprachliche Überformungen, um den Sinn der Aussage des Gefangenen mehr oder weniger zu verändern.

Im Folgenden werde ich trotz allem und erneut die Frage stellen, was der Lehener Bundschuh nach der Idee und Praxis des Joß Fritz und seiner Anhänger war oder doch sein sollte. Ich werde versuchen auszuloten, ob und in wieweit die obrigkeitlichen Quellen (die zunächst einmal unter dem Generalverdacht der manipulativen Verzerrung stehen) uns nicht doch einen „Durchblick“ auf das Denken und Wollen der Bundschuhler gestatten. Ich werde zunächst den Aufbau und die Strategien des Lehener Bundschuhs herausarbeiten. Daran schließt sich der weitaus schwierigere Versuch an, die gedanklichen Grundlagen, die Vorstellungswelt und die Ziele der Verschwörer zu ermitteln.

### 3.1 Aufbau und Strategien

#### 3.1.1 Der Bundschuh, das Werk des Joß Fritz

Der Bundschuh zu Lehen war das Werk des Joß Fritz – eines charismatischen Führers, begabt mit Einfallsreichtum und Überzeugungskraft. Joß Fritz war Ideologe, Organisator und Strategie in einem; er war Kopf, Motor und Vordenker des Bundschuhs. Schon die Mitverschworenen von 1513 ließen keinen Zweifel an der Rolle, die Joß Fritz spielte. Für Kilius Meyger war er der *houbtsecher*, derjenige, der *die sach angefangen hat*. Jakob Huser sah in ihm den *recht secher diß handels*. Und Hans Humel nannte den Bundschuh schlichtweg *Josen[s] puntschuech*.<sup>67</sup>

Seine Werbung für einen neuen Bundschuh konzentrierte Joß Fritz auf das Frühjahr und den Sommer des Jahres 1513. *Im fruling nächst verruckt* wurde Kilius Meyger angeworben. Vergeblich versuchten Joß Fritz, Hans Humel und Hieronymus *der mullerknecht* am 25. Juli, in Eichstetten und Neuershausen zwei neue Mitglieder zu gewinnen. Jakob Huser wurde nach eigenen Angaben erst Ende August/Anfang September von Joß Fritz angesprochen und für den Bundschuh geworben. Etwa in die gleiche Zeit fällt die Anwerbung von Konrad Enderlin.<sup>68</sup>

Etwa 50 Personen hatten die Obrigkeiten ausfindig machen können, die mit dem Bundschuh in Verbindung standen. Nach den vorliegenden Quellen können wir allenfalls die Hälfte von ihnen zu den aktiven Mitgliedern zählen, von denen sich wiederum einige durch Wissen, Ein-

<sup>66</sup> Nicht selten orientierten sich die untersuchenden Beamten an bereits vorhandenen „Bekanntnissen“. S. auch MARCHAL (wie Anm. 38), S. 259f.

<sup>67</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 196 (Nr. 69), 191 (Nr. 69) und 225 (Nr. 107). Für die Obrigkeiten war Joß Fritz der *schalk, der solich gift bi im tregt*, oder der *erst anzettler*; ebd., S. 142 (Nr. 18) und 154 (Nr. 34).

<sup>68</sup> Ebd., S. 193 (Nr. 69), 225 (Nr. 107), 190 (Nr. 69) und 227f. (Nr. 110).

satz und Nähe zu Joß Fritz hervortaten.<sup>69</sup> Doch ist es aufschlussreich, dass sich neben Joß Fritz niemand als (mit-)bestimmende Kraft profilieren konnte. Das mag an den Unzulänglichkeiten der angeworbenen Personen gelegen haben oder – und wahrscheinlicher – an der beherrschenden Rolle, die Joß Fritz spielte.

Die Biografie des Joß Fritz ist in Umrissen greifbar. Geboren wurde er wohl um/kurz nach 1470 im hochstiftisch-speyerischen Untergrombach (heute ein Stadtteil von Bruchsal), wahrscheinlich als Sohn von Michel und Margarete Fritz, beide Leibeigene des Bischofs von Speyer.<sup>70</sup> Der Name Joß ist eine Kurzform des damals gebräuchlichen Jodocus. Erstmals fassbar wird Joß Fritz im Bundschuh von 1502. Er war damals ein *junger buhersman* aus *Udern Grunbach* und galt als *hawbtman und anfinger* des Bundschuhs.<sup>71</sup> Dem Versuch, ihn zu verhaften, konnte sich Joß Fritz durch Flucht entziehen. Wo er sich in den kommenden Jahren aufhielt, ist nicht bekannt. Nur soviel ist sicher, dass er in dieser Zeit Else Schmidin aus Nenzingen bei Stockach kennenlernte und heiratete.<sup>72</sup> Zusammen mit ihr fand er (wann genau, wissen wir nicht) in Lehen *hinder Baltazar von Blumnegk* ein neues Zuhause. Dort gelang es ihm nicht nur, seine wahre Identität zu verbergen; er gewann auch das Vertrauen seiner Mitbewohner, die ihm das Amt des Bannwarts oder Feldhüters, sicher mit Zustimmung der Ortsobrigkeit, übertrugen.<sup>73</sup>

Anfang Oktober wurde der Bundschuh verraten. Joß Fritz und einige seiner engsten Mitstreiter entgingen der Verhaftung durch Flucht in die Eidgenossenschaft. Ziemlich genau Mitte Oktober trafen sich Joß Fritz, Hieronymus, Thomas Muller, Augustin Enderlin, Jakob Huser und Kilius Meyger im solothurnischen Seewen.<sup>74</sup> Von dort schickte Joß Fritz Thomas Muller und Augustin Enderlin zurück nach Lehen, um die noch nicht entdeckten Mitverschworenen nach Schaffhausen zu beordern – *in meinung, das er [Joß Fritz] doselbs hin ouch komen und sich mit inen in diesen sachen verrer berattschlagen woltent*. Muller und Enderlin entledigten sich ihres Auftrags am 18./19. Oktober und begaben sich danach durch den Schwarzwald nach Schaffhausen, wo sie jedoch am 24. Oktober entdeckt und gefangen genommen wurden.<sup>75</sup> Joß Fritz, Jakob Huser und Kilius Meyger wollten auf direktem Weg nach Schaffhausen und von dort nach Zürich gehen. Doch auf freiem Feld zwischen Seewen und Liestal wurden Jakob Huser und Kilius Meyger von Basler Häschern am 19. Oktober aufgegriffen.<sup>76</sup> Joß Fritz, der sich zuvor von den beiden anderen getrennt hatte, konnte entkommen; Straßenkontrollen und Streifen blieben erfolglos. Freiburg will später erfahren haben, dass Joß Fritz nach Einsiedeln gegangen sei. Unter dem Vorwand, ein Gelübde einzulösen, habe er den Kirchendiener bewo-

<sup>69</sup> Hieronymus *der muller- oder brotbeckknecht*, Kilius Meyger, Jakob Huser, Hans Enderlin, Altvogt zu Lehen, und Hans Humel; wohl auch Augustin Enderlin und Thomas Muller, vielleicht noch Marx Studlin, Mattern Wynman und Simon Strüblin. Die Quellen zu diesen Personen erschließt das Register bei ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1). Eine besondere Rolle spielte der Lehener Pfarrer Hans Schwarz, s. u. S. 75.

<sup>70</sup> THOMAS ADAM: Joß Fritz – das verborgene Feuer der Revolution. Bundschuhbewegung und Bauernkrieg am Oberrhein im frühen 16. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Stadt Bruchsal 20), Ubstadt-Weiher <sup>3</sup>2013, S. 45-50, dazu S. 305; auch S. 80-84.

<sup>71</sup> So im Bericht des Georg Brentz; ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 97 (Nr. 3).

<sup>72</sup> Ebd., S. 141 (Nr. 16), 160 (Nr. 44) und 300 (Nr. 37).

<sup>73</sup> Ebd., S. 134 (Nr. 5), 144 (Nr. 21).

<sup>74</sup> Ebd., S. 167 (Nr. 51), 192 und 196 (Nr. 69).

<sup>75</sup> Vgl. o. S. 48f.

<sup>76</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 156 (Nr. 38), 180 (Nr. 63), 193 und 197 (Nr. 69). Vgl. o. S. 48.

gen, das Bundschuh-Fähnlein, *so er bi ime hat getragen*, in der dortigen Kloster- und Wallfahrtskirche aufzuhängen.<sup>77</sup>

Auch Hans Humel, ein weiterer Anhänger des Joß Fritz, hatte sich nach der Entdeckung des Bundschuhs in Sicherheit bringen können. Nach eigenen Angaben traf er sich nach der Flucht aus Lehen mit Joß Fritz und anderen Bundschuhern *zu Arbur und anderswa*. Identifiziert man „Arbur“ als Arbon im Thurgau, dann könnten sich beide getroffen haben, als sie die Schweiz wieder verließen – Joß Fritz (nach dem Besuch in Einsiedeln?) möglicherweise in Richtung Nenzingen, woher seine Frau stammte, Hans Humel auf dem Weg zurück nach Feuerbach, seinem Geburtsort, wo er nach eigenen und bestätigten Angaben seit dem 28. Oktober für etwa 12 Wochen lebte und arbeitete, bevor er wieder an den Oberrhein zurückkehrte und von Freiburg gefangen genommen wurde.<sup>78</sup>

Anfang September 1517 glaubten (oder behaupteten) Obrigkeiten am Oberrhein, einem neuen, groß angelegten Bundschuh auf die Spur gekommen zu sein. Das Geständnis des Michel von Dinkelsbühl, eines vagierenden Gauklers, nennt etwa 270 Personen, die an diesem Bundschuh aktiv beteiligt gewesen sein sollen.<sup>79</sup> Von einigen wird eine Personenbeschreibung gegeben. Für Joß Fritz lautet sie: *hat ein male (ist swarz) uf der linken hant und hat ein silberin rink an der hant, tregt ein swarzen franzosischen rock und ein ziegelfarwen rock, und also hosen, auch rot hosen, alle hosen zerhauwen*; der jetzige Aufenthaltsort sei *Villingen oder Horw*.<sup>80</sup> Wollte Joß Fritz durch seine Kleidung den Eindruck erwecken, als Landsknecht gedient zu haben, oder hatte er sich wirklich einmal als Landsknecht anwerben lassen?

Ende 1524 soll Joß Fritz noch einmal bei den aufständischen Bauern im Hegau erschienen sein – *mit einem alten grawen barth [...], der sich alwegen hat horen lassen, er konne oder moge nit ersterben, der bunthschuch hab dan zuvor sein furgangkh erlangt*.<sup>81</sup>

### 3.1.2 Der Bundschuh, eine herrschaftsübergreifende Organisation

Über die Zahl derer, die Joß Fritz als Mitverschworene für den Bundschuh gewinnen konnte, können wir keine Aussage machen.<sup>82</sup> Greifbar sind lediglich 47 Personen, die die verfolgenden Behörden mit dem Bundschuh in Verbindung brachten. Diese „Liste“ enthält Personen, die fraglos zum engeren Kreis der Verschwörer gehörten, aber auch Mitläufer oder bloß Mitwisser, die es unterlassen hatten, die Obrigkeit zu informieren.

Doch können die Herkunftsorte der ermittelten Personen einen Hinweis auf das Verbreitungsgebiet des Bundschuhs von 1513 geben (Abb. 4). Sein „Epizentrum“ lag eindeutig im Ort

<sup>77</sup> Ebd., S. 180 (Nr. 63), auch 186 (Nr. 66). Nach STEINMANN (wie Anm. 17), S. 266, hat Joß Fritz den Gang nach Einsiedeln nur vorgetäuscht, um die ihn verfolgenden Behörden abzulenken.

<sup>78</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 222f. (Nr. 103f.) und 226 (Nr. 107).

<sup>79</sup> Ebd., S. 269-289 (Nr. 28). Zu diesem Geständnis und seinem Zeugniswert s. unbedingt KÖHN (wie Anm. 2) und DILLINGER (wie Anm. 2 und wie Anm. 33).

<sup>80</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 270 (Nr. 28). In einer anderen Ausfertigung desselben Schriftstückes heißt es so: *und hat [...] ein schwarzen franzosischen rock und wiß hossen; hat ein ander kleit, ist rot und uber gels zerhowen. hat auch ein ziegelfarbs kleit, uber graws zerhawen. hat ein silbern ring an der hant und uf dem rechten arm bi der hant ein schwarz anmol. hat sin wonung zu Villingen und Horb*. Ebd.

<sup>81</sup> F[RANZ] J[OSEPH] MONE: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 2, Karlsruhe 1854, S. 17. Dazu ADAM (wie Anm. 70), S. 305; TOM SCOTT: Vom Bundschuh zum Bauernkrieg. Von der revolutionären Verschwörung zur Revolution des gemeinen Mannes, in: BLICKLE/ADAM (wie Anm. 2), S. 278-296, hier S. 279 Anm. 2.

<sup>82</sup> Schon Freiburg schrieb Mitte Oktober: *Wie vil in diser gesellschaft sien oder wie verr diser punt richen soll, mag man eigentlich nit erfaren*; ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 146 (Nr. 21).

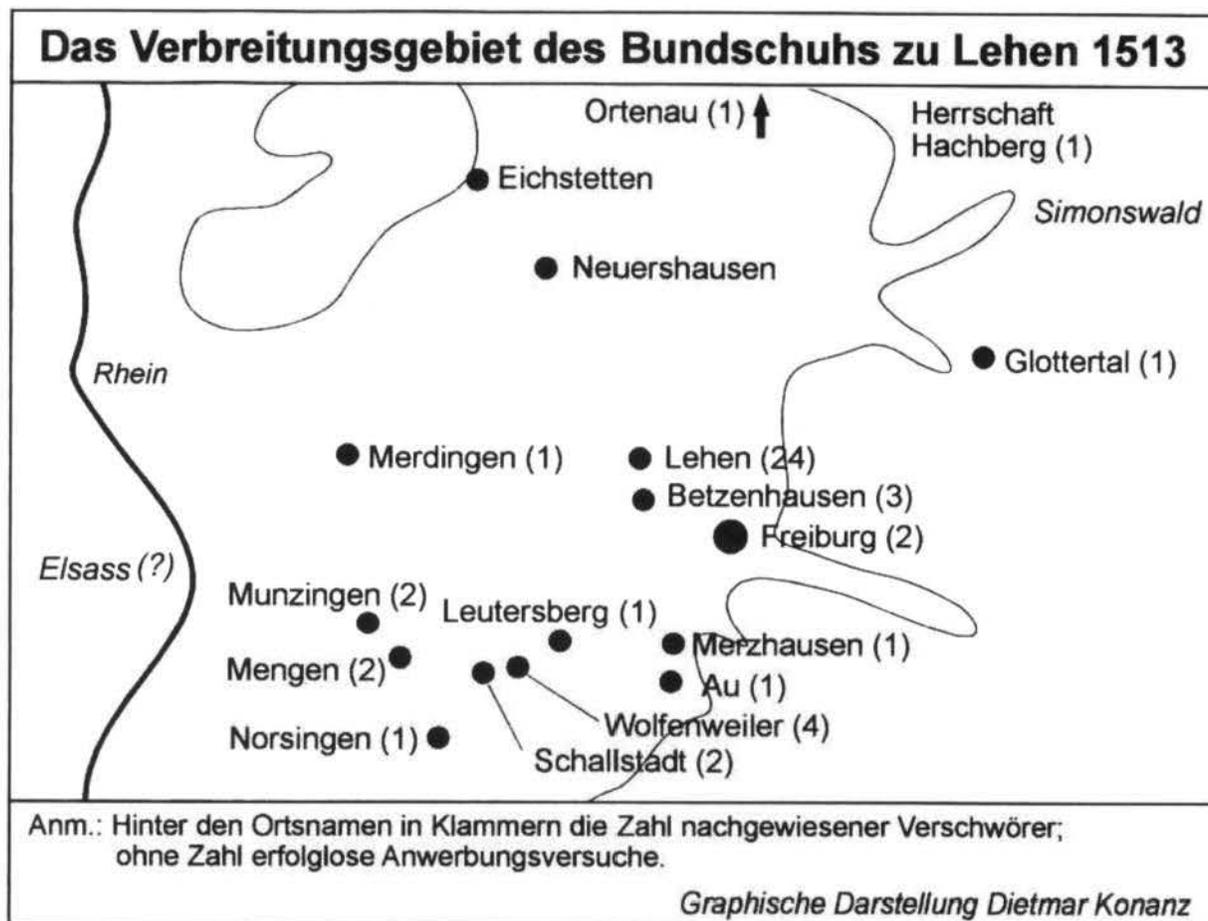


Abb. 4 Das Verbreitungsgebiet des Bundschuhs zu Lehen 1513 (aus: BUSZELLO [wie Anm. 4], S. 93).

Lehen. Das ist sicher kein Zufall und auch nicht allein der Tatsache geschuldet, dass Joß Fritz selber in Lehen lebte. Gerade in Lehen war es in der Vergangenheit immer wieder zu Zusammenstößen zwischen den Bewohnern und den Herren vor Ort, den Herren von Blumeneck, gekommen.<sup>83</sup> Fuß gefasst hatte der Bundschuh sodann in den Breisgau-Dörfern zwischen Merdingen und Norsingen. Je ein Mitglied wurde aus Merzhausen, Au und dem Glottertal bekannt. Eine intensive Werbung betrieb Joß Fritz in der „Mark Buchheim“ und im anschließenden Kaiserstuhl; doch deutet alles darauf hin, dass der Erfolg hier mehr als begrenzt blieb. Aus der Ortenau beteiligte sich *ein frembder gesel* mit Namen Jakob an der Verschwörung; in der Herrschaft Hachberg stellte der Landvogt später eine Person vor Gericht (den die bäuerlichen Richter freilich als Narr bezeichneten). Werber durchzogen den Simonswald; über das Ergebnis verlautet nichts. Die Aussage schließlich, dass der Bundschuh auch im Elsass seine Anhänger gefunden habe, dürfte wohl eher dem Wunschdenken als der Realität entsprungen sein.<sup>84</sup>

Von besonderer Bedeutung ist die Frage, ob der Bundschuh auch in Freiburg verwurzelt war. Von einer Anhängerschaft in der Stadt sprachen die gefangenen Bundschuher immer

<sup>83</sup> Dass Joß Fritz die Verhältnisse in Lehen geschickt ins Spiel brachte, zeigt das Bekenntnis des Kilius Meyger, ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 193 (Nr. 69). Dazu ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 260-275; SCOTT, Freiburg und der Bundschuh (wie Anm. 1), S. 340f. Wohl deshalb empfand Freiburg, wider besseres Wissen, die Notwendigkeit, nachdrücklich zu behaupten, die Verschwörer hätten überhaupt keinen Grund, sich über ihre Herren zu beklagen; s. dazu o. S. 48 Anm. 37.

<sup>84</sup> Die Einzelnachweise in BUSZELLO (wie Anm. 4), S. 91f.

wieder und versetzten damit den Freiburger Rat in Erklärungsnot. Belegt ist, dass Joß Fritz sich mehrmals in Freiburg aufhielt. Doch reine Stimmungsmache war sicher die Behauptung des Hans Humel, dass *vil von Fryburg* im Bundschuh seien; Marx Studlin verstieg sich sogar zu der Aussage, *das wol die halben zunftigen in [der] statt in solhem spil sient*. Dagegen bekannte Kilius Meyger, er wisse nicht, *das iemant us Friburg ie zu inen komen sie*.<sup>85</sup> So kann man wohl dem Freiburger Rat Glauben schenken, wenn er schreibt: *Es haben diese boshaftigen gesellen angezoug, es sigent vil us dieser stat Fryburg und andern stetten in ir geselschaft. das hat sich von den gnaden Gots noch bishar uf diesen tag nit erfunden und deheiner angezoug werden mogen, usgenomen ein verlorne person*.<sup>86</sup> In der Tat konnte Freiburg nur zwei Einwohner dingfest machen, den Nachtwächter Heinrich Spies, genannt Rotheinz, und Martin Tuffel aus dem jenseits der Stadtmauer gelegenen Adelhausen. Deren Vergehen bestand jedoch nur darin, vom Bundschuh Kenntnis gehabt zu haben, ohne dies dem Rat gemeldet zu haben; auf Urfehde wurden beide aus der Haft entlassen.<sup>87</sup>

In der Systematik von Unruhen, Revolten und Aufständen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit zählen die Bundschuhverschwörungen zu den herrschaftsübergreifenden Bewegungen.<sup>88</sup> Auch 1513 überschritt Joß Fritz bei seinen Werbungen die herrschaftlichen Grenzen. Anhänger suchte und fand er in Vorderösterreich ebenso wie in der Markgrafschaft Baden. Vorderösterreichische Orte waren etwa Lehen, Betzenhausen, Merdingen, Neuershausen oder Munzingen, markgräflich-badisch waren Mengen, Schallstadt, Wolfenweiler oder Eichstetten. Ebenso wichtig war zudem, dass die vorderösterreichischen Dörfer einflussreichen Orts- (Gerichts-)Herren unterstanden, die als nächstgesessene Obrigkeiten das lokale Geschehen bestimmten. Betzenhausen gehörte seit 1381 der Stadt Freiburg; Ortsherr in Lehen war Balthasar von Blumeneck und die „Mark Buchheim“ war seit 1491 im Besitz des Konrad Stürtzel.<sup>89</sup>

Aus der herrschaftsübergreifenden Anlage des Lehener Bundschuhs muss logischerweise folgen, dass dieser nicht als Antwort auf spezifische und eigentümliche Spannungen zwischen einer Bauernschaft und ihrem Herrn konzipiert war. Der Versuch, ein neues Mitglied zu werben, mochte zwar bei einem konkreten Missstand ansetzen; das Programm der Verschwörung selbst musste jedoch alle lokalen und territorialen Besonderheiten hinter sich lassen und allgemein verbindliche Ziele, gleichsam oberhalb und jenseits aller herrschaftsgebundenen Einzelfälle, propagieren. Nicht die Beseitigung eines bestimmten Missstandes, gebunden an Umstände, Orte oder Personen, konnte sein Anliegen sein, sondern die durchgängige, herrschaftsübergreifende Veränderung gegebener Zustände. Dazu wird noch Näheres zu sagen sein.

Der Bundschuh sollte nach dem Willen des Joß Fritz auch die Grenzen zwischen Land und Stadt, zwischen Bauern und Bürgern überschreiten – er sollte nicht nur eine *herrschaftsübergreifende*, sondern auch *überständische* Organisation sein. Doch müssen wir davon ausgehen, dass der Versuch, den Bundschuh in der Bevölkerung Freiburgs zu verankern, misslang.<sup>90</sup> Es dürften die ökonomischen und politischen Interessensgegensätze sowie die daraus resultierenden Spannungen zwischen Stadt und Land gewesen sein, die einem Bündnis grundsätzlich im Wege standen.

<sup>85</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 197 (Nr. 69) und 205 (Nr. 81; Joß Fritz); 225 (Nr. 107; Humel); 139 (Nr. 14; Studlin); 195 (Nr. 69; Meyger).

<sup>86</sup> Ebd., S. 179 (Nr. 63).

<sup>87</sup> Ebd., S. 139 (Nr. 14), 162 (Nr. 45), 172f. (Nr. 58), 179 (Nr. 63) und 201 (Nr. 76). S. o. S. 46 und Anm. 25.

<sup>88</sup> Die andere, zahlenmäßig wesentlich größere Gruppe bildeten die herrschaftsinternen Revolten auf der Basis des Alten Rechts als legitimatorischer Grundlage; s. u. S. 60.

<sup>89</sup> Zu Konrad Stürtzel s. jetzt DIETER MERTENS: Konrad Stürtzel, Hofkanzler und Rat Kaiser Maximilians I., in: Schau-ins-Land 130 (2011), S. 13-33.

<sup>90</sup> S. o. S. 58f.

### 3.1.3 Der Bundschuh, ein Geheimbund zur Vorbereitung der gesteuerten Massenerhebung

Die große Mehrzahl der bäuerlichen Revolten am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit vor dem Bauernkrieg von 1525 folgte einem wiederkehrenden Verlaufsmuster. Auslösendes Moment war eine Rechtsverletzung oder ein provozierendes Ansinnen vonseiten der Herrschaft. Die Bauern reagierten mit öffentlich vorgetragenem Unmut oder mit einer spektakulären Aktion. Wachsender Zulauf erforderte die Wahl eines oder mehrerer Sprecher. Die Forderungen wurden formuliert und der Herrschaft vorgetragen. Ziel der Bauern war es, die Herrschaft an den Verhandlungstisch oder vor ein ordentliches oder ein Schiedsgericht zu bringen. Da sich der Vorwurf, geltendes (altes) Recht verletzt zu haben, stets an eine bestimmte Obrigkeit richtete, blieben solche Aktionen auf die Untertanen und das Gebiet der jeweiligen Herrschaft begrenzt – sie verliefen herrschaftsintern.

Im Bundschuh hingegen suchte nicht eine unzufriedene Menge den geeigneten Führer, ein selbsternannter Führer suchte einen kleinen Kreis entschlossener Anhänger. Die Werbung geschah in großer Heimlichkeit, die Orte der konspirativen Treffen waren sorgfältig ausgesucht, die Absichten und Ziele des Unternehmens unterlagen strikter Verschwiegenheit.<sup>91</sup> Als Geheimorganisation konnte der Bundschuh nur eine begrenzte Zahl von Mitgliedern haben, die in den einzelnen Orten „konspirative Zellen“ bildeten. Deren Mitglieder mussten sich nicht einmal untereinander kennen, sodass ein Wort- oder Erkennungszeichen verabredet wurde. Im Lehener Bundschuh sollte der eine Bundschuher fragen: *Gott grüß dich, gesell! was hastu für ein wesen?*, worauf der andere antwortete: *Der arm man in der welt mag nit mer genesen.*<sup>92</sup> – Es war die „Heimlichkeit“ des Bundschuhs, die die Obrigkeiten alarmierte. Ein halbes Jahr hatte die Verschwörung 1513 schon bestanden, bevor sie Anfang Oktober entdeckt wurde. Die Obrigkeiten mussten sich eingestehen, dass in der nächsten Umgebung Dinge vor sich gingen, die sich ihrer Kenntnis entzogen.

Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1513 hatte Joß Fritz die Mitglieder des Bundschuhs geworben.<sup>93</sup> Zu Beginn des Herbstes erhielt er seine feste Struktur. [U]ngevorlich achttag vor michaelis verschinen, also um den 21./22. September, versammelten sich Joß Fritz und etwas mehr als 15 weitere Verschwörer nach Sonnenuntergang auf der „Hartmatte“, einem abgelegenen Ödland (einer *matte*) bei Lehen, um *von iren anschlegen* zu reden (Abb. 5).<sup>94</sup> Wortführer waren Joß Fritz und Hieronymus *als die geschicktesten*. Handfestes Ergebnis der Beratungen war zunächst einmal die Wahl von Führungskräften: Hauptmann (Joß Fritz), Fähnrich

<sup>91</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 146 (Nr. 21), 167 (Nr. 51), 183 (Nr. 64), 188 (Nr. 66), 190, 192f. und 196 (Nr. 69).

<sup>92</sup> Ebd., S. 146 (Nr. 21), 185 (Nr. 64), 191 und 194 (Nr. 69).

<sup>93</sup> S. o. S. 55.

<sup>94</sup> Zum Datum ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 161 (Nr. 45) und 167 (Nr. 51); über das Treffen berichten ausführlich Jakob Huser und Kilius Meyger, ebd. S. 191f. und 195f. (Nr. 69); s. ferner ebd., S. 177 (Nr. 61), 187 (Nr. 66), 205f. (Nr. 81), 225 (Nr. 107), 227 (Nr. 110) und 234 (Nr. 122). Dazu ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 315-319. – Die Hartmatte verzeichnet der älteste Gemarkungsplan der Stadt Freiburg aus dem Jahr 1608, angefertigt von Job Korntawer. Demnach lag die Hartmatte nördlich von Lehen und Betzenhausen, etwa dort, wo heute die Paduaallee verläuft. Zum Korntawer-Plan s. HERMANN FLAMM: Der älteste Gemarkungsplan der Stadt Freiburg i.Br. aus dem Jahre 1608, in: Schau-ins-Land 40 (1913), S. 21-32. HEINRICH SCHREIBER: Der Bundschuh zu Lehen im Breisgau und der arme Konrad zu Bühl; zwei Vorboten des deutschen Bauernkrieges, Freiburg 1824, S. 12 Anm. [3], lokalisiert die Hartmatte hingegen „bei Lehen, jenseits der Dreisam, am Wege von Lehen nach Mundenhofen längs des Waldes“; so übernommen von ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 161 Anm. c.



Abb. 5 Nördlich von Lehen und Betzenhausen lag die Hartmatte. Ausschnitt aus dem ältesten Gemarkungsplan der Stadt Freiburg, gefertigt von Job Korntawer 1608 (Augustiner-museum – Städtische Museen Freiburg, Foto: H.-P. Vieser, Inv.Nr. 1728).

(Jakob Huser) und Weibel (Hans Stublin/Studlin und Hans Gyger). Eine längere Diskussion rief das Programm des Bundschuhs hervor. Im Umgang untereinander sollten sich die Verschwörer eines Erkennungs- oder Wortzeichens bedienen. Für die Bezahlung der Fahne wurde eine Umlage beschlossen (die bei einigen zu Unmut führte), für den Fall einer vorzeitigen Entdeckung des Bundschuhs wurde Vorsorge getroffen. Schließlich nahm Kilius Meyger von jedem Einzelnen der Anwesenden das Gelöbnis ab, über alles strengstes Stillschweigen zu bewahren, fest zur gemeinsamen Sache zu stehen und nicht voneinander zu weichen.

Zwei Wochen nach dem Treffen auf der Hartmatte war der Bundschuh verraten. Spätestens nach den ersten Verhaftungen flohen die Verschwörer außer Landes, wenn möglich in die Schweiz. Wieder hatte der Bundschuh sein selbstgesetztes Ziel nicht erreicht, den landesweiten Aufstand des Gemeinen Mannes auszulösen. Der alles entscheidende Schritt von der Arbeit im Untergrund zur offenen und mitreißenden Aktion sollte auf der Kirchweih zu Biengen am 9. Oktober erfolgen.<sup>95</sup> Dort wollten die Verschwörer das Bundschuh-Fähnlein fliegen lassen – und rechneten mit einem spontanen Zuspruch und Zulauf der Anwesenden. Auf die Nachricht von diesem Ereignis und, so dürfen wir vermuten, gesteuert von den Anhängern des Bundschuhs in den einzelnen Orten würden sich *zum längsten in vierzehnen tagen*, allen eilig ergriffenen Gegenmaßnahmen der Obrigkeiten zum Trotz, *die armen und das gemein volkh* im

<sup>95</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 133 (Nr. 5), 135 (Nr. 6), 136 (Nr. 8), 145 (Nr. 21), 178 (Nr. 63), 185 (Nr. 64), 187 (Nr. 66), 191 (Nr. 69) und 205 (Nr. 81).

ganzen Land erheben.<sup>96</sup> Bei Burkheim, so die kühnsten Erwartungen, würden die Elsässer über den Rhein kommen und sich dem Aufstand anschließen.<sup>97</sup>

Zu den ersten operativen Maßnahmen sollte die Einnahme eines festen Stützpunktes, einer Stadt gehören. Von Freiburg und Breisach war die Rede, auch von Endingen.<sup>98</sup> Mitverschworene sollten die bestehenden Sicherheitsmaßnahmen in Freiburg erkunden; zudem wollten die Bundschuhler die unübersichtliche Lage an einem Jahrmarkt oder einem Tag, *so sunst vil leut dahin komen werden*, ausnutzen, um die Stadt durch List und Überrumpelung in ihre Hand zu bringen.<sup>99</sup> Ein geordneter Zug durch das Land (wie später im Armen Konrad oder im Bauernkrieg) sollte die noch Zögernden zum Anschluss bringen und möglichen Widerstand der Herren brechen.<sup>100</sup> Dem Kaiser wollten die Bundschuhler das Unternehmen schriftlich anzeigen. Sollte er sich dem Gemeinen Mann verweigern, wollte Joß Fritz die Eidgenossen zu Hilfe rufen.<sup>101</sup>

### 3.1.4 Joß Fritz und das Bundschuh-Fähnlein

Eine besondere Bedeutung maß Joß Fritz dem Banner des Bundschuhs zu. Bei passender Gelegenheit (gedacht war an die Kirchweih zu Biengen) wollte man „es fliegen lassen“. Die Verschwörer setzten auf die Signalwirkung des „Fähnleins“: Unter ihm würden sich die „Armen“ sammeln, bereit zur Aktion, zur Erhebung gegen die Obrigkeiten.<sup>102</sup>

Joß Fritz hütete das Fähnlein wie einen Schatz; er soll es *bi ime in einer ermel* getragen haben. Gesehen haben das Banner nur zwei Mitverschworene, Hans Humel (jedoch vor der Bemalung) und Kilius Meyger. Selbst der zum Fähnrich gewählte Jakob Huser musste sich mit einer verbalen Beschreibung durch Joß Fritz zufriedengeben und bekennen, dass *er das* [Fähnlein] *nit gesechen*. Im Umgang mit dem geheimnisumwitterten Fähnlein kommt die exklusive Rolle, die Joß Fritz im Bundschuh von 1513 gespielt hat, erneut zum Ausdruck.

Sehr wahrscheinlich verwendete Joß Fritz das schon für den Bundschuh von 1502 angefertigte Banner auch 1513. Darauf deutet die Aussage, es sei weiß und blau gewesen, mit einem aufgenähten weißen Kreuz auf der blauen Seite – womit das Fähnlein das Wappen des Bis-

<sup>96</sup> Ebd., S. 134 (Nr. 5), 178 (Nr. 63), 183 und 185 (Nr. 64).

<sup>97</sup> Ebd., S. 133 (Nr. 5).

<sup>98</sup> Ebd., S. 131 (Nr. 4), 133 (Nr. 5), 145 (Nr. 21), 157 (Nr. 39), 185 (Nr. 64), 187 (Nr. 66) und 194f. (Nr. 69).

<sup>99</sup> Ebd., S. 185 (Nr. 64) und 187 (Nr. 66).

<sup>100</sup> Ebd., S. 154 (Nr. 35) und 185 (Nr. 64).

<sup>101</sup> Ebd., S. 133 (Nr. 5), 161 (Nr. 45), 186 (Nr. 66), 191 und 195 (Nr. 69). Den Verweis auf die Schweizer muss man so verstehen, wie er berichtet wird: Die Bundschuhler erhofften von ihnen Hilfe und Beistand. Aus dem Blick auf die Schweizer den Schluss zu ziehen, die Verschwörer hätten eine neue Schweiz nach dem Vorbild der bestehenden beabsichtigt, ist reine Spekulation. So auch GUY P. MARCHAL: Bundschuh und schweizerische Eidgenossenschaft. Des Johannes Trithemius Bericht über den Untergrombacher Bundschuh und seine wundersamen Folgen, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 52 (2002), S. 341-351, hier S. 348: „Jedenfalls lassen sich aus all diesen Aussagen keine weiter reichenden politischen Absichten ableiten.“ S. auch DERS. (wie Anm. 38), hier S. 264-277, und BUSZELLO (wie Anm. 4), S. 110. Für GUNTER ZIMMERMANN: Die Grundgedanken der Bundschuhverschwörungen des Joss Fritz, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 142 (1994), S. 141-164, insb. S. 153f., war hingegen die Errichtung einer neuen „Schweiz“ die tragende Idee der Bundschuhverschwörungen des Joß Fritz: „[...] werden die Verschworenen auch dieses Mal [1513] die Gründung einer neuen Eidgenossenschaft nach dem Vorbild der Schweizer beabsichtigt haben.“

<sup>102</sup> Die Quellen zum Fähnlein: ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 130 (Nr. 3), 133 (Nr. 5), 142 (Nr. 18), 145 (Nr. 21), 161 (Nr. 45), 183-185 (Nr. 64), 187 (Nr. 66), 193, 196f. (Nr. 69; Jakob Huser, Kilius Meyger), 225 (Nr. 107; Hans Humel) und 227 (Nr. 110). Dazu STEINMANN (wie Anm. 17), insb. S. 247-257.

tums Speyer zeigte. Jetzt, 1513, sollte das weiße Kreuz entfernt werden (was letztlich jedoch unterblieb) und das Tuch neu bemalt werden.

Joß Fritz unternahm zwei vergebliche Versuche, das Tuch bemalen zu lassen.<sup>103</sup> Erfolgreich war erst der dritte Versuch. Mit gekonnter Verstellung überredete Joß Fritz einen Maler in Heilbronn, die Arbeit auszuführen.

In der Beschreibung dessen, was auf dem Tuch zu sehen war, stimmen die vorhandenen Quellen im Wesentlichen überein. Demnach hatte das Fähnlein eine weiße und eine blaue Seite, mit einem aufgenähten weißen Kreuz auf der blauen Seite. Die weiße Seite zeigte die Kreuzigungsgruppe, Christus am Kreuz mit Maria und Johannes dem Täufer; dazu unter dem Kreuz ein knieender Bauer. Rechts und links davon waren die Embleme des Papstes und des Kaisers aufgemalt. Weiter war – wohl auf der blauen Seite – ein Bundschuh aufgemalt. Kilius Meyger, der das Fähnlein *in geheim* sehen durfte, beschreibt es so: *und sie das venlin wiß und blow und uf der einen sitten ein wiß crutz und stand doran gemalet der keiser, der babst und unser lieb frow und sant Johannis der töufer, desglichen das liden Cristi, und knuwe ein bursmann vor dem crutz, und si auch an dem venlin ein buntschuch gemalet gewesen.* Nach Jakob Huser war auf dem Fähnlein noch ein Spruch zu lesen: *Herr, stand diner gottlichen gerechtigkeit bi!*<sup>104</sup> Die „Freiburger Aufzeichnung“ über den Bundschuh (*us bekantnus etlicher gefangener*) gibt einen anderen Wortlaut: *Barmherziger Gott, hilf den armen zu rächt.*<sup>105</sup>

Anfang 1514 verfasste der Basler Drucker Pamphilus Gengenbach eine Abhandlung über den Lehener Bundschuh, die er selbst in zwei Ausgaben in Basel druckte.<sup>106</sup> Noch im gleichen Jahr erschien ein Nachdruck (wieder in zwei Ausgaben) bei Erhard Öglin in Augsburg. Der Titelholzschnitt des Nachdruckes zeigt einen Bauern mit einem dreieckigen Fähnlein, dazu einen Bundschuh und die Jahreszahl 1514 (Abb. 2). Wie die Jahreszahl erkennen läßt, ist der Titelholzschnitt seitenverkehrt, d.h. er beruht auf einem falsch geschnittenen Druckstock. Auf der dem Betrachter zugewandten Seite des Fähnleins sind Christus am Kreuz, Maria und Johannes der Täufer dargestellt, ferner zwei Wappenschilde, einer mit einer Krone. Neben dem Bauern, auf dem Boden, steht ein Bundschuh. Der eine Wappenschild zeigt einen belaubten Eichstamm/Eichbaum, das Wappenbild der Familie della Rovere, die im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert zwei Päpste stellte (1471-1484 Sixtus IV. und 1503-1513 Julius II.). Das andere Wappen ist das des Kaisers, erkenntlich an der Kaiserkrone. Beide Wappen sind verstümmelt; im kaiserlichen Wappen ist der Adler herausgebrochen (nur die Füße kann man noch sehen), über dem päpstlichen Wappen fehlt die Papstkrone, die Tiara. Hier war ins Bild gesetzt, was die Bundschuher verbal beschrieben mit *ein pabst- und keiserkron* oder mit *der bapst und keiser*. Im Titelholzschnitt fehlt der unter dem Kreuz knieende Bauer; er ist durch den Kopf des Fahnenträgers gleichsam verdeckt. Da der Bundschuh wohl auf der dem Betrachter abgewandten Seite des Fähnleins aufgemalt war, ist er im Holzschnitt auf den Boden gestellt worden.

<sup>103</sup> Vgl. dazu o. S. 45.

<sup>104</sup> Jakob Huser hatte das Fähnlein allerdings nicht selbst gesehen, sondern gab eine Beschreibung des Joß Fritz wieder: *als im Joß gesagt hab*. Kilius Meyger sagte dagegen aus, er wisse von keinem Spruch auf dem Fähnlein, *dann er hat dheinen daran gesehen*.

<sup>105</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 145 (Nr. 21).

<sup>106</sup> Das Folgende nach STEINMANN (wie Anm. 17), S. 257-265 und 280-282. Steinmanns Ausführungen zu einem frühen Nachdruck von Gengenbachs „Büchlein“ mit dem Bundschuh-Fähnlein als Werbeschrift der Bundschuher und Vorlage für Öglins Nachdrucke (ebd., S. 267-269 und 281) sind allerdings reine Spekulation. – Vgl. o. S. 51 und 54.

## 3.2 Grundgedanken und Ziele

### 3.2.1 Die Gesellschaftskritik des Joß Fritz

Bei seinen Werbekampagnen für den Lehener Bundschuh verkündete Joß Fritz wiederholt und eindringlich eine ebenso klare wie gebieterische Botschaft. Dies jedenfalls behauptete die Stadt Freiburg in ihrer „Abhandlung“ über den Bundschuh von Mitte November.<sup>107</sup> Joß Fritz habe *sich vor den armen purslewten under einem guten schin mit betrugkenheit oft und dick (wo si bi einander gesessen sind) merken und vernemen lassen, als ob gotslestern, zutrinken, wuchern, eebrechen und ander ubeltaten, so merklich uberhand nemen und von den obern nit gestrafft werden, desglichen die beswärden von den herschaften so groß sient, das dadurch am letsten ein swer end begeben und der gemein man selbs darin sehen muß.*

Nun ist die Freiburger „Abhandlung“ alles andere als ein sachlich informierender Text; sie ist eine rechtfertigende Tendenzschrift. Dennoch möchte ich nicht ausschließen, dass in diesem Teil der „Abhandlung“ zumindest ein wahrer Kern steckt (unabhängig davon, mit welchen Worten und Wendungen er im Einzelnen ausgedrückt wird).<sup>108</sup> Dann hätte die Botschaft des Joß Fritz, *oft und dick getriben*, so gelauret: Die Welt ist aus den Fugen geraten; die Laster nehmen überhand; die den Bauern auferlegten Beschwerden sind ins Unerträgliche gesteigert worden; da von den Obrigkeiten keine Besserung zu erwarten ist, muss der Gemeine Mann selber für Abhilfe sorgen.

Was hätte Joß Fritz auch anderes sagen sollen, als er Anhänger für seinen Bundschuh warb? Eine Verschwörung, die einen Aufstand auslösen sollte, kann man schlechterdings nur damit legitimieren, dass man die Rechtmäßigkeit der bestehenden Ordnung bestreitet und zugleich betont, dass keine Aussicht auf Besserung vonseiten der Obrigkeiten besteht. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Joß Fritz bei seinen Werbungen für den Bundschuh bewusst die herrschaftlichen Grenzen überschritt.<sup>109</sup> Folglich konnte er vor seinen bäuerlichen Zuhörern nicht „hier oder dort“ bestehende Missstände oder einzelne Rechtsverletzungen anprangern. Seine Kritik musste prinzipieller und fundamentaler gewesen sein. Nichts anderes sagt die Freiburger „Abhandlung“: Joß Fritz habe den Zustand der Welt, quer durch alle Herrschaften, als Unordnung und Unrecht angeprangert; er habe „Gesellschaftskritik“ betrieben.

Sollten die Worte, mit denen Freiburg in seiner „Abhandlung“ die Überzeugungsarbeit des Joß Fritz beschreibt, zumindest annäherungsweise den Originalton des Bundschuh-Führers wiedergeben, dann hätte dieser Gedanken und Wendungen aufgegriffen, die in der „reformatio“-Debatte des endenden Mittelalters zum Standard-Repertoire gehörten. Die „Reformatio Sigismundi“ (verfasst 1439, seit 1476 mehrfach gedruckt) klagt schon in den ersten Zeilen: *Gehorsamkeyt ist tod / gerechtigkeit leyt not, / nichts stet in rechter ordenung. Oder: laster und unrecht ist worden ere und zeühet ytzund herfur.* Gerade die Großen und Mächtigen verweigern sich einer *rechten ordenung [...], wann sy furen das unrecht ytzunt fast mit gewalt.*<sup>110</sup>

<sup>107</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 182 (Nr. 64).

<sup>108</sup> Darauf deutet das „Bekennnis“ des Conrad Brun, ebd., S. 206 (Nr. 81): *und haben im [Conrad Brun] nit anders zu verston geben, dann das der buntschu ein gut ding si, wie si der gerechtikeit welten biston und das gotzlestern abtun und wie durch ein buntschu sölt das heilig grab gewonnen werden.* Auch Jakob Huser bekannte eine „weit ausholende“, grundsätzliche Botschaft des Joß Fritz, ebd., S. 191 (Nr. 69): Die Bundschuhler wollten einen Frieden in der ganzen Christenheit aufrichten; wer jedoch vom Krieg nicht lassen wolle, der solle gegen die Türken und Ungläubigen kämpfen.

<sup>109</sup> S. o. S. 59.

<sup>110</sup> Reformation Kaiser Siegmunds, hg. von HEINRICH KOLLER (Monumenta Germaniae Historica. Staatschriften des späteren Mittelalters 6), Stuttgart 1964, S. 50, 52 und 68.

Für den „Oberrheinischen Revolutionär“ (die nur handschriftlich vorliegende Schrift entstand zwischen 1498 und 1510) ist die Ordnung der Welt auf den Kopf gestellt: *Der eebruch wirt wer henget, der gottzlesterer groß ghalten, der wucherer bsitzet das recht, der totschlager spricht vrteil, der kirchenrüber, das ist der das oppfer gottes in sünden werzert vnd den gmeinen nutz do mit bswert, das sint die hirtten der gotzhüser, die den gmainen man werfüren. Gottes Strafe ist gewiss: Flüchen bringt tur vnd pestilentz, daß wir plüt fur wasser müssen trinken.*<sup>111</sup>

### 3.2.2 Das Schlagwort von der „göttlichen Gerechtigkeit“

Bei den Verhören in Basel erklärte Jakob Huser, auf dem Bundschuh-Fähnlein habe ein Spruch gestanden, *also lutende: „Herr, stand diner gottlichen gerechtikeit bi!“* Gesehen hatte Huser das Fähnlein nach eigenen Angaben allerdings nicht, er gab wieder, was *im Joß gesagt hab.*<sup>112</sup> Ebenfalls in Basel erklärte Kilius Meyger, Joß Fritz habe ihm das Fähnlein *in geheim [...] erzoigt.* Von einem aufgemalten Spruch wisse er jedoch nichts, *dann er hat dheinen [auf dem Fähnlein] gesehen.* Andererseits hat er aber ausgesagt, Joß Fritz habe an ihn die Frage gerichtet: *Kilius, wiltu uns auch helfen zu der götlichen gerechtikeit.* Und wenig später heißt es, die Bundschuher *wolltent [...] gehandelt haben, was das gottlich recht anzoigt und sie underwissen hett* (Abb. 6).<sup>113</sup>

Obwohl von der „göttlichen Gerechtigkeit“ im Lehener Bundschuh nur in den „Bekennnissen“ der beiden Basler Gefangenen die Rede ist, hat die Geschichtswissenschaft in ihr gleichwohl das Schlüsselwort, den Leitgedanken und die tragende Idee des Bundschuhs gesehen und weitreichende Schlussfolgerungen daraus gezogen.<sup>114</sup> Deshalb müssen wir uns mit dem Begriff der „göttlichen Gerechtigkeit“ nochmals und näher auseinandersetzen.

<sup>111</sup> Der Oberrheinische Revolutionär. Das buchli der hundert capiteln mit XXXX statuten, hg. von KLAUS H. LAUTERBACH (Monumenta Germaniae Historica. Staatsschriften des späteren Mittelalters 7), Hannover 2009, hier S. 73 und 441. – Zu beiden Reformschriften vgl. ausführlicher BUSZELLO (wie Anm. 4), S. 100f., und MARCHAL (wie Anm. 38), S. 250-258 und 276f. Lauterbach sieht in der Schrift des Oberrheinischen Revolutionärs ein „Zeugnis für eine Tradition latenter Zeitkritik, ihrer intellektuellen Voraussetzungen und ihrer konstruktiven Denkweisen“ (S. 12).

<sup>112</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 193 (Nr. 69).

<sup>113</sup> Ebd., S. 193, 194 und 196f. (Nr. 69). – Johannes Trithemius berichtet in seinen „Annales Hirsaugienses“, dass schon die Verschwörer von 1502 sich zur *gerechtigkeit Gottes (iustitia Dei)* als Leitidee ihres Bundschuhs bekannt hätten (ebd., S. 89 und 91 [Nr. 1]). Jedoch ist Trithemius für den Untergrombacher Bundschuh ein schwacher Gewährsmann, da er den Geschehnissen von 1502 „sehr ferne“ stand. Vgl. dazu MARCHAL (wie Anm. 101), hier insb. S. 344f., ULBRICH (wie Anm. 3), S. 48-51.

<sup>114</sup> So Günther Franz (wie Anm. 1), der in den Aufständen und Revolten vor dem Bauernkrieg zwei Lager oder Gruppen erkannte: zum einen den „Kampf um das alte Recht“, zum anderen den „Kampf um das göttliche Recht“. Dagegen ZIMMERMANN (wie Anm. 101), S. 159: „[...] ist es nicht möglich, die Bewegung im Breisgau [...] als einen Kampf um das göttliche Recht zu interpretieren.“



Für die Menschen des Mittelalters war es selbstverständlich, dass die Gerechtigkeit ihren letzten Grund in Gott hatte. Die Gerechtigkeit und mit ihr das Recht waren Ausdruck der göttlichen Weisheit und des göttlichen Willens, denn das Wesen Gottes ist Gerechtigkeit. So heißt es in der „Reformatio Sigismundi“ von 1439: *got [...] ist der gerechtigkeit herre und meyster*. Die Salzburger Bauern drückten dieselbe Überzeugung 1525 so aus: *wir gelauben, das in Got ist alle Mächtighait, Weishait und Guettat, und aus seiner Mechtigkhait vermag er alle Ding, aus seiner Weishait waiß er alle Ding, in seiner Giet seindt alle gute Ding, Warhait, Gerechtigkhait und alles das guet ist, und in seiner Guet mag khain Pößhait noch Ungerechtigkhait sein noch stathaben. Und dieweil Got allain ist alle Gerechtigkhait, so sollen wir als seine Geschöph und Gelider pillich dem Haupt nachvolgen.*<sup>115</sup> Weil es selbstverständlich war, dass Recht und Gerechtigkeit ihrem Ursprung und ihrer Natur nach eine „gottgewollte, göttliche Norm“ waren, hätte Joß Fritz auf das Attribut „göttlich“ auch verzichten können, wenn er von der „Gerechtigkeit“ sprach. Und deshalb sollten wir nicht gleich einen Gegensatz zur „göttlichen Gerechtigkeit“ vermuten, wenn andere Verschwörer nur vom „Recht“ oder von der „Gerechtigkeit“ sprachen.<sup>116</sup>

Um dem näherzukommen, was Joß Fritz unter der „göttlichen Gerechtigkeit“ verstand, stelle ich deshalb die Frage: Wie erschließt sich für Joß Fritz die „göttliche Gerechtigkeit“; wo liegt der Maßstab für das, was „vor Gott“ Recht und Unrecht ist?

Die von Joß Fritz umworbenen Personen fragten nach eigener Aussage immer wieder, ob der Bundschuh eine gerechte, gute und ehrliche Sache sei. Die Antwort des Joß Fritz war stets die gleiche: *das furnemen [sei] göttlich, zimlich und recht.*<sup>117</sup> Gegenüber Jakob Huser fügte er noch erklärend hinzu: *dann si anders nutzit handeln wölten dann das, so die heilig geschrift inhielt und ouch fur sich selbs göttlich, billich und recht wer.*<sup>118</sup>

Der göttliche Wille als Maßstab für Recht und Gerechtigkeit offenbart sich dem Menschen, so Joß Fritz nach der eben zitierten Aussage, auf doppelte Weise: zum einen in der Heiligen Schrift,<sup>119</sup> zum anderen in der natürlichen Vernunft des Menschen. „Recht und Gerechtigkeit“ sind schriftgemäß und „billig“ (oder „ziemlich“). Sie halten dem Glauben und der Vernunft stand. Oder in der Sprache des Joß Fritz (bzw. in der des Jakob Huser, der in seinem „Bekenntnis“ Joß Fritz zitiert): Das „Recht“ deckt sich mit dem, was *die heilig geschrift inhielt* und was *fur sich selbs göttlich, billich und recht* ist.

Diese Sicht vom Wesen des Rechts war Gemeingut spätmittelalterlichen Denkens. Kaiser Friedrich III. forderte von Straßburg Hilfe, *als ir unns [...] von gotlichen und naturlichen rechten des zu tund schuldig seyend.*<sup>120</sup> Die Ochsenhausener Untertanen sprachen 1502 von den *göttlichen natürlichen gaistlichen vnnnd kaiserlichen rechtten.*<sup>121</sup> Die Stühlinger Bauern baten

<sup>115</sup> Reformation Kaiser Siegmunds (wie Anm. 110), S. 330; FRANZ (wie Anm. 7), Nr. 94, S. 295.

<sup>116</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 145 (Nr. 21): Etliche Gefangene sollen den Spruch auf dem Bundschuh-Fähnlein von 1513 so wiedergegeben haben: *Barmherziger Gott, hilf den armen zu rächt!* („Freiburger Aufzeichnung“). Ebd., S. 206 (Nr. 81): *das der buntschu ein gut ding si, wie si der gerechtikeit welten biston* (Conrad Brun). Ebd., S. 225 (Nr. 107): Hans Schwarz, Pfarrer zu Lehen, soll gesagt haben, der Bundschuh sei *ein gotlich ding [...], dann die gerechtigkeit wurd ein furgang gewinnen*.

<sup>117</sup> Ebd., S. 190f. (*göttlich, zimlich und billich*) und 193 (Nr. 69). – Auch in den Verschwörungen von 1493 und 1502 hieß es, der Bundschuh sei *göttlich und erlich, eine gottlich sache, zimlich, göttlich und gut*. Ebd., S. 11 (Nr. 9: Hans Ulmann) und 111 (Nr. 21: Kaiserliches Mandat 1502).

<sup>118</sup> Ebd., S. 190 (Nr. 69).

<sup>119</sup> So haben sich Joß Fritz und Hieronymus auf der Hartmatte erboten, die Vorhaben des Bundschuhs *us der heiligen geschrift schriftlich ze verfassen und schriben*. Ebd., S. 191 (Nr. 69).

<sup>120</sup> ALFRED SCHRÖCKER: Die deutsche Nation. Beobachtungen zur politischen Propaganda des ausgehenden 15. Jahrhunderts (Historische Studien 426), Lübeck 1974, S. 48 Anm. 115.

<sup>121</sup> Ich zitiere nach der Handschrift im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 481 Bü 10 Bl 46 (Artikel 2).

1524 die Herren: *wollent bedenken und erwegen die gottliche, naturliche Pillickeit, Vernunft und Verstant.*<sup>122</sup> Und für die Fürstenberger Bauern verstießen bestimmte Neuerungen gegen *alle recht, gotliche satzung vnd die billigkayt.*<sup>123</sup> Für den Zürcher Reformator Huldrych Zwingli war nur „Recht“, was dem *göttlichen gsatz des nächsten und der natur, die bede ein gsatz synd, glichförmig ist.*<sup>124</sup>

Zugleich empfand Joß Fritz nach den vorliegenden Quellen die „göttliche Gerechtigkeit“ nicht als Gegensatz zum Alten Recht. Denn an Kilius Meyger richtete er die Frage (so dessen „Bekentnis“), ob auch dieser helfen wolle *zu der götlichen gerechtikeit*, und Joß Fritz begründete sein Ansinnen damit, *das man uns nit will lassen bliben bi unsern alten bruchen, rechten und harkomen*. Und gleich darauf heißt es noch einmal in enger und selbstverständlicher Bezugnahme aufeinander: Die Bundschuhler *wolltent allein dem gleben, was götlich, zimlich und billich were, [...] und was nit götlich nach billich were, abthun*. Wucherzinsen und übermäßige Dienste wollten sie nicht länger leisten, *sunder understann, sich selbs bi iren bruchen, rechten und altharkomen zu hanthaben.*<sup>125</sup> Die „göttliche Gerechtigkeit“ hatte sich demnach niedergeschlagen im Alten Recht.

„Recht“ und „Gerechtigkeit“ erweisen sich für Joß Fritz und seine Mitverschworenen mithin auf dreifache Weise: durch Schriftgemäßheit, Vernünftigkeit (Billigkeit) und Dignität des Alters. Sie haben das Wort Gottes, die menschliche Vernunft und die Tradition auf ihrer Seite. Damit bestimmte sich die „göttliche Gerechtigkeit“ des Joß Fritz aus drei im Denken der Zeit unstrittigen Wegweisern zum Recht und zur Gerechtigkeit. Das aber heißt:

- Es geht nicht an, dem Schlagwort der „göttlichen Gerechtigkeit“ im Lehener Bundschuh einen neuen, bis dahin „unerhörten“ Klang beizumessen.<sup>126</sup> Im Gegenteil: Die „göttliche Gerechtigkeit“ des Joß Fritz war seinen Zeitgenossen als Begriff und Sache durchaus vertraut.<sup>127</sup>
- Gleichwohl war mit der „göttlichen Gerechtigkeit“, definiert über die Schrift, die Billigkeit und das alte Recht, ein Instrument gegeben, bis dahin herrschende Zustände und geltende Rechte als Unrecht zu deklassieren. Doch die vorhandenen Quellen belegen auch, dass Joß Fritz und seine Mitverschworenen unter der Parole der „göttlichen Gerechtigkeit“ keine revolutionäre Umgestaltung der überkommenen sozialen und politischen Ordnung im Sinn hatten (wie im folgenden Kapitel gezeigt wird).
- Erst im Bauernkrieg des Jahres 1525 – unter dem Einfluss der Reformation – geschah die revolutionäre Zuspitzung. Erst jetzt wurde das „göttliche Recht“ ausschließlich gleichgesetzt mit dem Geist und den Vorschriften der Bibel, wurde es nicht mehr gefunden durch einen Appell an die Vernunft (*Billigkeit*) oder durch einen Rückgang in die Vergangenheit (*alte[...] bruchen, rechte[...] und harkomen*).

<sup>122</sup> FRANZ (wie Anm. 7), Nr. 25, S. 123.

<sup>123</sup> FRANZ LUDWIG BAUMANN: Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges aus Oberschwaben, Freiburg 1877, Nr. 200, S. 220.

<sup>124</sup> Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 2, hg. von EMIL EGLI und GEORG FINSLER, Leipzig 1908, S. 329f.

<sup>125</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 193 (Nr. 69).

<sup>126</sup> Einen „neuen revolutionären Klang“ unterstellte dagegen Günther Franz dem „göttlichen Recht“ des Bundschuhs. FRANZ (wie Anm. 1), insb. S. 41f. und 65.

<sup>127</sup> Auch die Stadt Freiburg nahm an der von den Bundschuhern propagierten Idee der „göttlichen Gerechtigkeit“ als solcher keinen Anstoß; sie fragte nur (mit ironischem Unterton), ob bestimmte Absichten des Bundschuhs *ein götlich oder billich furnemen sig*. ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 168 (Nr. 51: Freiburg an Schaffhausen) und 170 (Nr. 54: Freiburg an Basel).

### 3.2.3 Die „Artikel“ des Bundschuhs

Aus den vorliegenden Quellen können wir entnehmen, dass Joß Fritz im Frühjahr und Sommer des Jahres 1513 mit einem inhaltlichen Programm vor seine Anhänger getreten ist. Es lag allerdings nicht in schriftlicher Form vor und konnte somit nur mündlich weitergegeben werden – was Raum für Deutungen, möglicherweise auch Missverständnisse gab. Denn erst bei dem Treffen auf der Hartmatte erboten sich Joß Fritz und Hieronymus *als die geschicktesten*, die Ziele und Vorhaben des Bundschuhs (die *anschleg irs furnemens*) mit der Heiligen Schrift zu begründen und schriftlich niederzulegen, um sie den Mitverschwörern alsdann vorzulesen. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Das Programm des Bundschuhs ist uns folglich nur über die „Bekennnisse“ gefangener Bundschuher überliefert. Nimmt man alle Angaben zusammen, kann man einen sechs (oder sieben) Punkte umfassenden Katalog von Zusagen oder Forderungen ausmachen.<sup>128</sup>

An der Spitze des Programms steht ein „Grundsatzartikel“, der uns jedoch in unterschiedlichen Versionen überliefert ist (s. die folgende Tabelle).<sup>129</sup>

---

<i>das derselben gesellschaft dheinen herren zu haben das sie wolltent unsern al-</i> <i>meinung sige, bapst, kaiser dann allein bapst, keiser und lerheiligesten vatter den</i> <i>und zuvorab Got fur iren vorab Gott</i> (Freiburger Auf- <i>babst, unsern allergnedige-</i> <i>herrn han wellen</i> (Michel zeichnung) <i>sten herren den keiser und</i> Hanser) <i>vorab Got zu iren herren</i>	<i>das si dhein hern dan bapst</i> <i>gehebt, doch so wolltent si</i> <i>und keiser haben</i> (Freiburger <i>irer herren nit verlöknet</i> Abhandlung) <i>haben</i> (Kilius Meyger)
<i>man wurd dem bapst geben,</i> <i>und keiser haben</i> (Freiburger <i>was im zugehorte, und dem</i> Abhandlung) <i>keißer och das, so im zuhorte</i> (Simon Strüblin)	<i>dheinen hern zu haben</i> <i>dan bapst und keiser</i> (Ver- ordnung Freiburgs an die Zünfte)
	<i>dhein hern haben</i> (Verord- nung Freiburgs an die Zünfte)
	<i>daz si unsern herren den</i> <i>keiser und sust dheinen an-</i> <i>dern herren haben woltent</i> (Jakob Huser)

---

<sup>128</sup> S. u. S. 73f.

<sup>129</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 133 (Nr. 5: Michel Hanser), 186 (Nr. 66: Simon Strüblin), 145 (Nr. 21: Freiburger Aufzeichnung), 183 (Nr. 64: Freiburger Abhandlung), 176 (Nr. 61: Verordnung Freiburgs an die Zünfte), 131 (Nr. 4: Verordnung Freiburgs an die Zünfte; diese undatierte Verordnung gehört nach meinem Dafürhalten an den Jahreswechsel 1513/14), 190 (Nr. 69: Jakob Huser) und 194 (Nr. 69: Kilius Meyger).

Der früheste Beleg für den „Grundsatzartikel“ ist eine Gesandten-Anweisung des Markgrafen Philipp von Baden vom 4. Oktober 1513. An diesem Tag hatte, wie eingangs (S. 45) erwähnt, Michel Hanser von Schallstadt, ein Überläufer, den Markgrafen über die Existenz einer geheimen „Gesellschaft“ informiert und Einzelheiten über deren Pläne und Vorhaben mitgeteilt. Noch am selben Tag fertigte der Markgraf zwei Gesandte an die vorderösterreichische Regierung zu Ensisheim ab. Das *Gedächtnus*, das der Markgraf den Gesandten mit auf den Weg gab, enthielt in acht Punkten die Angaben, die Michel Hanser gemacht hatte, dazu Erwägungen und Vorschläge des Markgrafen. Eine Abschrift des Papiers erhielt wenig später auch die Stadt Freiburg.

An der Spitze der Aussagen des Michel Hanser steht der Satz: *Item das derselben gesellschaft meinung sige, bapst, kaiser und zuvorab Got fur iren herrn han wellen*. Diese Angabe ist, verglichen mit späteren Aussagen, auffallend neutral formuliert. Davon, dass die Verschwörer „nur noch“ Gott, Papst und Kaiser als Herren anerkennen wollten, ist keine Rede. Da sowohl der Verräter Michel Hanser wie auch Markgraf Philipp keinen Anlass haben konnten, den Inhalt des Satzes abzuschwächen, muss man davon ausgehen, dass der „Grundsatzartikel“ hier so wiedergegeben wurde, wie Michel Hanser ihn gehört und dann dem Markgrafen mitgeteilt hatte – nämlich ohne das Wörtchen „nur“, welches aufgrund der damit verbundenen Wirkung niemand hätte überhören können.

Wie bereits an anderer Stelle (S. 46) angesprochen, fasste Mitte Oktober die Stadt Freiburg die bisher gewonnenen Erkenntnisse über den Bundschuh in einer kurzen „Aufzeichnung“ zusammen. Dessen *furnemen* wird in dreizehn Punkten beschrieben. An der Spitze steht der Satz: *Zum ersten dheinen herren zu haben dann allein bapst, keiser und vorab Gott*. Wie Freiburg zu dieser Erkenntnis gelangt ist, wissen wir nicht. Es heißt lediglich: *Us bekantnus etlicher gefangner*. Neben der Aussage des Michel Hanser lag der Stadt zumindest noch das „Bekenntnis“ des Matern Wynman aus Mengen vor. Dieser war den markgräflich-badischen Behörden spätestens am 10. Oktober in die Hände gefallen und sofort „befragt“ worden; das Ergebnis wurde Freiburg schriftlich mitgeteilt. Leider liegt das entsprechende Schreiben nicht mehr vor.<sup>130</sup>

Vielleicht stützte sich Freiburg bei dem „Grundsatzartikel“ aber auch auf die Aussage des Michel Hanser, die es so deutete, dass die Bundschuhler „nur“ Gott, Papst und Kaiser als Herren anerkennen wollten. Denn in der Einleitung der Anweisung, die Markgraf Philipp seinen Gesandten nach Ensisheim mit auf den Weg gab und von der Freiburg eine Kopie erhielt, hieß es: *Erstlich sige meinem gnedigen hern margraffen Philipsen [...] von Michel Hansern von Schalstat der geselschaft halb, so den adel und erbarkeit zu vertilken vermeinen, ditz meinung anbracht*. Mit dieser Formulierung war für Freiburg das Wesen des Bundschuhs offenbar zutreffend beschrieben; denn in einem Brief an Villingen vom 8. Oktober schrieb die Stadt, leichtfertige Personen hätten einen Bundschuh aufgeworfen und wollten *den adel und die erberkeit vertilgen und belaidigen*.<sup>131</sup> Zog Freiburg die beiden Angaben zusammen, die Aussage des Michel Hanser und die einleitende Bemerkung des Markgrafen, dann konnte es den „Grundsatzartikel“ so lesen, dass die Bundschuhler „nur noch“ Papst, Kaiser und Gott als Herren anerkennen wollten. In der Folgezeit wiederholte Freiburg dann mehrfach seine Sicht des Bundschuhs als „Vernichter“ aller Obrigkeiten mit Ausnahme der höchsten irdischen Gewalten, des Papstes und des Kaisers. Auffallend ist, dass in den Freiburger Schriftstücken das Bekenntnis der Bundschuhler zu Gott, in der frühen „Aufzeichnung“ noch enthalten, später nicht mehr erscheint.

<sup>130</sup> Ebd., S. 137 (Nr. 10). Ob Freiburg auch Aussagen von Hans Enderlin, Altvogt zu Lehen, und von Marx Studlin vorlagen, wissen wir nicht. S. o. S. 46 Anm. 28.

<sup>131</sup> Ebd., S. 136 (Nr. 8).

Mitte November verhörte Basel die beiden Bundschuhler Jakob Huser und Kilius Meyger, die die Stadt schon vor einiger Zeit gefangen genommen hatte. Am 18. des Monats sandte Basel die „Bekennnisse“ an Freiburg und Straßburg. Demnach hat Jakob Huser ausgesagt, *daz si [die Bundschuhler] unsern herren den keiser und sust dheinen andern herren haben woltent*. Darüber, wie diese Aussage zustande gekommen und wie sie zu bewerten ist, lässt sich nur spekulieren. Hat Huser (*ein hubscher junger starker und gerader man*, so Kilius Meyger) seine „ehrliche“ Überzeugung vom Vorhaben des Bundschuhs zum Ausdruck gebracht? Oder hat er sich durch die Fragen der Untersuchungsrichter zu einer derart radikalen Aussage verleiten lassen? Ausschließen möchte ich nur die Möglichkeit, dass die Basler Beamten Husers Aussage bewusst verfälscht haben könnten. Zwar hatte Freiburg der Stadt Basel bereits am 24. Oktober seine Erkenntnisse über den Bundschuh mitgeteilt, dazu auch *etlich vergichten* zugeschickt.<sup>132</sup> Doch warum sollte Basel die Aussage Husers im Sinne Freiburgs manipuliert haben, während es eine gegenteilige Äußerung Meygers akzeptierte?

Zeitgleich mit Jakob Huser verhörte Basel auch Kilius Meyger. Nach der Freiburg und Straßburg zugegangenen Kopie des „Bekennnisses“ hat er eine gänzlich andere Version des „Grundsatzartikels“ im Programm der Bundschuhler gegeben: *zum ersten das sie wolltent unsern allerheiligesten vatter den babst, unsern allergnedigesten herren den keiser und vorab Got zu iren herren gehebt, doch so wolltent si irer herren nit verlöknet haben*.

Im erklärenden Nachsatz: *doch so wolltent si irer herren nit verlöknet haben*, möchte ich nicht nur eine vorgeschobene Schutzbehauptung sehen. Denn Kilius Meyger hatte zuvor von einem Gespräch berichtet, welches er mit Joß Fritz *im fruling nächst verruckt* geführt hatte: *uf das hett bemelter Joß Fritz witter geredt, si wolltent [...] auch iren herren und obern in kunftigem wie bishar nit me dann zum jar ein frontagwen thun, sunder understann, sich selbs bi iren bruchen, rechten und altharkomen zu hanthaben*.<sup>133</sup> In gleicher Weise hatte sich auch Simon Strüblin in Waldkirch geäußert. Joß Fritz und Thomas Hencky hätten zu ihm gesagt, *daß, so einer sim eignen herren sturen müssen hab und dem, hinder dem er gessen sig, och, sig dem land ein großer beschwerd. das muß nun also sin, daß einer sim herren, hinder dem er gessen sig, jars ein faßnachthun, ein frontawan und ein zimliche stur geben und thon söll und witter nit*.<sup>134</sup> Nach diesen Aussagen gingen Joß Fritz, Simon Strüblin und Kilius Meyger davon aus, dass es auch in Zukunft, außer Papst und Kaiser, noch Herren und Obrigkeiten geben würde, denen die Bauern Abgaben und Dienste, wenn auch in reduzierter Form, zu leisten hätten. Und in Übereinstimmung damit „bekannte“ Simon Strüblin den „Grundsatzartikel“ in einer Formulierung, aus der man den Sturz der mediaten Obrigkeiten als oberstes Ziel des Bundschuhs ebenso wenig herauslesen kann wie aus der Aussage des Michel Hanser.

Welchen Schluss kann man aus dem bisher Gesagten ziehen?

Michel Hanser gab den „Grundsatzartikel“ in einer positiven Formulierung: Die Bundschuhler wollten Papst, Kaiser und vorab Gott als Herren haben. Davon, dass alle anderen Herren „vertrieben“ oder „totgeschlagen“ werden sollten (um in der Sprache der Zeit zu bleiben), ist keine Rede; und nichts berechtigt uns, der Aussage des Michel Hanser diesen Sinn zu unterstellen. Kilius Meyger erklärte beim Verhör in Basel ausdrücklich, dass das Bekenntnis zu Gott, Papst und Kaiser nicht bedeute, dass die Bundschuhler ihre sonstigen Herren *verlökne[n]*, das heißt: sich von ihnen lossagen wollten. In derselben Weise wie Meyger

<sup>132</sup> Ebd., S. 160-162 (Nr. 45).

<sup>133</sup> Ebd., S. 193 (Nr. 69). Und an anderer Stelle (ebd., S. 195) heißt es in gleicher Weise: Die Verschwörer hätten erreichen wollen, *das die edlen und ir herren si furer nit hetten bezwungen, inen ze arbeiten nach irem gevallen, als sie unzhar haben gethan*.

<sup>134</sup> Ebd., S. 187 (Nr. 66).

verstand auch Simon Strüblin den „Grundsatzartikel“. Und zusätzlich sollte man noch auf das „Bekenntnis“ des Hans Humel verweisen. Die Bundschuhler hätten gefordert, ihnen den Fisch- und Vogelfang freizugeben; Strafgeder (*fravel*), Steuern und Bodenzinse hätten sie jedoch weiter entrichten wollen; *von andern zinsen und anschlegen sig ime nutz wissen*, auch wisse er nichts davon, *wie [dass] es uber closter und den adel* hätte gehen sollen.<sup>135</sup>

Was aber war der „Grundsatzartikel“ im Programm des Bundschuhs, wenn er nicht zum Sturz aller Herren und Obrigkeiten mit Ausnahme von Papst und Kaiser aufrief? Der „Grundsatzartikel“ war dann das Bekenntnis des Bundschuhs zu der von Gott gesetzten, von Papst und Kaiser als den Stellvertretern Gottes auf Erden repräsentierten christlichen Ordnung in Kirche und Reich. In ihm traten die Bundschuhler dem im kaiserlichen Mandat von 1502 festgeschriebenen Vorwurf entgegen, die Triebkraft ihres Bundes sei schrankenlose und blinde Zerstörungswut, gerichtet *wider die obristen hewbter, alle oberkeit, geistlicheit, cristenlich ordnung*; sie entkräfteten die Anklage, ihr Wollen und Tun sei gleichbedeutend mit dem Ende *aller göttlichen, menschlichen, geistlichen und weltlichen rechten, aller oberkeit, regiment, der fursten, adels, stette*.<sup>136</sup> Der „Grundsatzartikel“ war dann keine verfassungspolitische Aussage, keine Antwort auf die Frage, welche Herren und Obrigkeiten es in Zukunft noch geben sollte, sondern eine rechtfertigende Erklärung politisch-ethischer Natur. – „Papst“ und „Kaiser“ in den „Bekenntnissen“ jener Bundschuhler sind nicht in erster Linie als reale Herrschaftsträger zu verstehen, sondern als bildhafte Wendungen, als Metaphern für die göttliche Ordnung in Kirche und Reich.

Eine derart „positive“ Botschaft konnte der Betrachter auch aus dem Fahnenbild herauslesen, das ohne Zweifel auf Joß Fritz selbst zurückging. Der Bauer kniet unter dem Kreuz. Er bekundet seine Demut gegenüber Gott und der von ihm verfügten Ordnung – sowie gegenüber Papst und Kaiser als den obersten (aber nicht notwendigerweise einzigen) Sachwaltern Gottes auf Erden in geistlichen und weltlichen Dingen.

Die Stadt Freiburg hat dem „Grundsatzartikel“ einen anderen Sinn unterlegt. Für sie war er gleichbedeutend mit dem Vorsatz der Bundschuhler, in Zukunft nur noch zwei Herren auf Erden haben zu wollen, den Papst und den Kaiser. Und von Mal zu Mal geriet der „Grundsatzartikel“ in den Freiburger Schreiben radikaler. Zuerst wurde das Bekenntnis zu Gott fallen gelassen, dann hieß es in einer Verordnung für die Zünfte, die Bundschuhler wollten *dhein hern haben*. Schwieriger zu deuten ist die Aussage des Jakob Huser im „Bekenntnis“, das er gegenüber der Stadt Basel machte. Geht man nicht davon aus, dass er sich in jugendlichem Leichtsinne „um Kopf und Kragen“ geredet hat, könnte er eine Überzeugung vertreten haben, die sich bei den/ben einigen Bundschuhlern mit dem Gang der Dinge – und das heißt: aus Enttäuschung und Trotz – herausgebildet hatte: Man müsse alle Herren und Obrigkeiten mit Ausnahme des Kaisers verjagen.

Man wird zugeben müssen, dass man sich bei der Deutung des „Grundsatzartikels“ in das interpretatorische Gestrüpp des „Wenn“ und „Aber“ begibt und dass jedes Ergebnis am Ende mit Mutmaßungen behaftet ist. Eines wird man jedoch behaupten dürfen. Eine Gleichsetzung des „Grundsatzartikels“ mit der Sinndeutung durch die Stadt Freiburg und mit der Aussage des Jakob Huser in Basel<sup>137</sup> ist eine einseitige und willkürliche Verkürzung dessen, was die Quel-

<sup>135</sup> Ebd., S. 226 (Nr. 107).

<sup>136</sup> Zum Mandat des Kaisers von 1502 s. o. S. 44f.

<sup>137</sup> Das taten SCHREIBER (wie Anm. 94), S. 9 und 13, sowie WILHELM ZIMMERMANN: Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges, Bd. 1, Stuttgart 1841, S. 160. Anders urteilt ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 276: „Man verbaut sich völlig das Verständnis für dieses Unternehmen des Joß Fritz, wenn man es mit so allgemeinen Schlagworten abtun zu können meint. Der oberste Satz der Verschworenen hat vielmehr gelautet, daß sie Papst und Kaiser in ihrer Macht unangetastet lassen wollten. Sie legten also Wert darauf,

len aussagen. Auch wird man nicht umhin können zuzugeben, dass die Stadt Freiburg „in Sachen Bundschuh“ kein glaubwürdiger Zeuge ist. Die Angaben Hansers, Strüblins, Meygers und Humels sowie die Aussage des Fahnenbildes wird man dagegen schwerlich hinweginterpretieren können.

Auf den „Grundsatzartikel“ folgen in den „Bekanntnissen“ der gefangenen Verschwörer einzelne Beschwerden und Forderungen.<sup>138</sup> Sie konkretisieren das konfliktgeladene Verhältnis von Herren und Bauern in fünf Eckpunkten: Gericht und Recht; Kreditwesen und Schuldenlast; Abgaben und Dienste; Allmenden, Jagd und Fischfang; Versorgung der Geistlichen und Klosterbesitz:

- Zuständig für alle Rechtsfälle in bürgerlichen Sachen soll allein das jeweilige Ortsgericht sein: *das ein ieder umb schuld vor sinem richter an dem end, da er dann gessen wer, solte furgenommen werden.*<sup>139</sup> Das kaiserliche Hofgericht in Rottweil soll *uber si nit geprucht*, die geistlichen Gerichte sollen auf *geistlich sachen* beschränkt werden.
- Zinsen sollen nur so lange gezahlt werden, bis deren Summe die Höhe des „Hauptgutes“ erreicht hat (*bis es sich dem hoptgut verglichen mochte*); dann soll die Schuld als getilgt gelten. Der Zinssatz darf 5 Prozent (*zwenzig umb ein*) nicht überschreiten.<sup>140</sup>
- Abgaben und Dienste an die (Leib-, Grund- und Gerichts-)Herren sollen reduziert, teilweise wohl auch ganz aufgehoben werden; „unbillige“ Steuern und Zölle sollen abgeschafft werden.
- Wald, Wasser und Weide sollen jedermann zur Nutzung offen stehen, Jagd und Fischfang sollen freigegeben werden.
- Priestern, Mönchen und Nonnen wird eine ziemliche Versorgung zugestanden. Doch sollen Priester nicht mehr als eine Pfründe genießen, übermäßiger Klosterbesitz soll unter das gemeine Volk verteilt werden.

Wir dürfen annehmen, dass die Formulierung der Partikularbeschwerden auf Joß Fritz zurückging, der bei seinen Werbungen mit einem mehr oder weniger fertigen Programm vor die angesprochenen Personen trat. Dabei griff er den „vor Ort“ angesammelten Zündstoff auf und formte aus ihm ein konkretes, an der Realität der bäuerlichen Lebenswelt orientiertes und damit werbewirksames Programm. Gegenüber Kilius Meyger versicherte Joß Fritz, dass *er wol*

---

den Vorwurf grundsätzlicher Unbotmäßigkeit von sich zu weisen“; und ebd., S. 286: Kaiser und Papst „untertan sein wollen, heißt nach unserer heutigen Ausdrucksweise lediglich: wir sind weder staats- noch kirchenfeindlich“. Widersprüchlich bleibt GÜNTHER FRANZ (wie Anm. 1). So heißt es S. 72: „Joß Fritz wollte nicht mehr alle Obrigkeit und alle Abgaben abschaffen, er erkannte gewisse Abhängigkeiten durchaus an und suchte sie nur aufzulockern“; doch gleich darauf: „Der Bundschuh wollte dem Kaiser und dem Papste und vorab Gott gehorsam sein und sonst keinem Herrn“; und wieder S. 82: „Das Landesfürstentum sollte verschwinden. [...] wollten auch die Bundschuhler nur noch einen Herren, den Kaiser, über sich anerkennen.“ Da für GUNTER ZIMMERMANN (wie Anm. 101) die Bildung einer neuen „Schweiz“ das Leitziel der Bundschuhverschwörer war, folgt logisch: „In der griffigen Formel ‚keinen Herrn als den Kaiser‘ ist das Gewicht demnach eindeutig auf den ersten Teil zu legen; selbst durch den zweiten Teil soll nur expliziert werden, dass alle weltlichen Regimente und Gewalten beseitigt werden müssen.“ Doch heißt es dann: „wohingegen dem Grund- und Gerichtsherrn weiterhin – reduzierte – Abgaben [...] geleistet werden sollen“, ebd., S. 149f.

<sup>138</sup> Die „Artikel“ des Bundschuhs in ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 145 (Nr. 21), 183 (Nr. 64), 186f. (Nr. 66), 190f. (Nr. 69), 194 (Nr. 69) und 226 (Nr. 107). S. dazu o. S. 69.

<sup>139</sup> So Jakob Huser, ebd., S. 190 (Nr. 69).

<sup>140</sup> „Eine fünfprozentige Abgabe sollte nicht als Zins, sondern als Tilgung gelten.“ FRANZ (wie Anm. 1), S. 82.

wuste, wie die Herrschaft mit den Bauern von Lehen umgegangen sei und welche *gewält und hochmut si untshar hettent müssen erliden*; und Freiburg schrieb, die Bundschuhler suchten immer dort Anhänger, *do die underthanen etlicher maß mit iren herschaften spennig gewesen*.<sup>141</sup> Doch löste Joß Fritz die einzelnen Beschwerden von jedem örtlichen Bezug und gab ihnen eine grundsätzliche Bedeutung. Die ausgebrachten Klagen und Beschwerden ließen sich deshalb und problemlos herrschaftsübergreifend formulieren, weil die zugrunde liegenden Konflikte generelle Probleme der bäuerlichen Wirtschaft und der Agrarverfassung am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühneuzeit widerspiegeln. Damit waren alle Konflikte letztlich unabhängig vom situationsbezogenen Anlass, sie waren strukturbedingt.

Alle Forderungen, die sich schwerpunktmäßig gegen die örtlichen Feudalherren und gegen die Kirche „im Dorf“ richteten, sind vom Ansatz her kompatibel mit der herrschenden politischen Ordnung. Mehr noch: Sie setzen die weitere Existenz der mediatisierten Gewalten geradezu voraus. Denn warum sollte man einzelne Forderungen stellen, wenn es die Adressaten, die „alten“ Herren und Obrigkeiten unterhalb von Kaiser und Papst, gar nicht mehr geben sollte?

- Die Artikel verlangen eine deutliche wirtschaftliche Besserstellung des Bauern durch Reduzierung der Abgaben und Dienste, freie Nutzung der natürlichen Ressourcen, Jagd- und Fischereirecht für jedermann sowie Verringerung der Schuldenlast.
- Ökonomisch sind auch die Forderungen an die Kirche begründet. Die Priester sollen sich mit einer Pfründe zufriedengeben; übermäßiger Klosterbesitz soll *under das gemein volk geteilt* werden.
- Gestärkt wird die Rolle der Gemeinde. Bei „schuldhaftem“ Vergehen soll das örtliche Gericht, *da [der Beschuldigte] dann gesessen wer*, zuständig sein. Jede Verlagerung von Prozessen an auswärtige Gerichte soll unterbleiben; die Zuständigkeit geistlicher Gerichte soll auf *geistlich sachen* begrenzt werden.

Als abschließenden Artikel im Programm des Lehener Bundschuhs kann man die Zusage und gleichzeitige Drohung werten: *wer inen anhengig worden were, dem wolltent sie das sin gelassen, wer aber sich dawider gesetzt, den hettent si wellen zu tod slahen*.<sup>142</sup> Die Drohung, die die Bundschuhler hier aussprechen, ist keine absolute, sondern eine bedingte.<sup>143</sup> Sie ist an diejenigen gerichtet, die sich ihrem Vorhaben widersetzen. Wer jedoch auf ihre Seite tritt und das Werk der Neuerung mit ihnen betreibt, dem garantieren sie das Seine. Und die Rede vom „Totschlagen“ ist wohl nicht wörtlich zu nehmen; die Zeit liebte die deftigen, martialischen Ausdrücke. Das Schicksal der Herren und Obrigkeiten hing demnach von deren Verhalten ab. Die Bundschuhler sahen die rechte Ordnung in der Kirche wie im Reich pervertiert, und sie wollten der „göttlichen Gerechtigkeit“ wieder zum Durchbruch verhelfen. Würden die Herren und Obrigkeiten in sich gehen und sich dem Gebot der „göttlichen Gerechtigkeit“ unterwerfen, würden sie in ihren Ämtern und Würden verbleiben. Sollten sie sich jedoch dem gottgefälligen Werk der „Besserung“ widersetzen, dann müssten sie mit unvermeidlichen Konsequenzen rechnen. Unantastbar waren nur Kaiser und Papst.

<sup>141</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 193f. (Nr. 69) und 183 (Nr. 64).

<sup>142</sup> Ebd., S. 194 (Nr. 69); s. ebenso S. 145 (Nr. 21), 170 (Nr. 54), 183 (Nr. 64), 187 (Nr. 66), 191 (Nr. 69) und 203 (Nr. 78). Vom „Totschlagen“ war schon im Bundschuh von 1493 die Rede.

<sup>143</sup> Es waren die Obrigkeiten, die aus dem bedingten „Totschlagen“ in den „Bekanntnissen“ ein uneingeschränktes „Vertilgen“ oder „Totschlagen“ des Adels und der Ehrbarkeit machten. S. etwa ebd., S. 133 (Nr. 5) oder 185 (Nr. 65).

### 3.2.4 Hans Schwarz – ein „Intellektueller“ hinter Joß Fritz?

Vergleicht man den Bundschuh von 1513 mit dem von 1502, dann drängt sich der Eindruck auf, dass dieser gedanklich tiefer angelegt war als jener von 1502. Ein solcher Befund könnte dadurch veranlasst sein, dass die Quellenlage für den Untergrombacher Bundschuh weitaus ungünstiger ist als für den Lehener. Wahrscheinlicher ist es jedoch, dass Joß Fritz erst in den dazwischenliegenden Jahren zu „den großen Gesichtspunkten“ gelangt ist, und es wäre interessant zu wissen, welche Rolle dabei der Lehener Pfarrer Hans Schwarz gespielt hat.<sup>144</sup>

Schon am 11. Oktober deuteten die Obrigkeiten zumindest eine Mitwisserschaft des Lehener Pfarrers an.<sup>145</sup> Im November wusste Freiburg aufgrund weiterer Aussagen zu berichten, *der kilher zu Lehen* sei aktiver Anhänger des Bundschuhs und oft mit Joß Fritz zusammengewesen; *es gond ouch vil seltzamer reden sinthalben wider und fur, wie er sich vor eroffnung diß handels an vill orten, besonder ouch an der canzel, ganz argwonig dieser sachen halb vernemen hab lassen.*<sup>146</sup> Genauer äußerte sich Hans Humel in seinem „Bekenntnis“ vom 31. März 1514 über die geistige Mittäterschaft des Lehener Pfarrers. Gefragt, *wie es ein ding were umb's Josen puntschuech*, habe Hans Schwarz geantwortet: *es wär ein gotlich ding darumb, dann die gerechtigkeit wurd ein furgang gewinnen. dann Got wolt's, man het's auch in der geschrift funden, das es ein furgang haben mueßt.*<sup>147</sup> Darf man daraus schließen, dass es Hans Schwarz war, der die Belege aus der Bibel beisteuerte, um den Bundschuh als „göttlich, billig und recht“ zu legitimieren?

Hans Schwarz selbst war noch im Oktober aus Lehen in Richtung Straßburg geflohen. Im Januar 1514 lag ein Priester, der der Teilnahme am Bundschuh bezichtigt wurde, im Gefängnis des Bischofs von Straßburg. Wahrscheinlich handelte es sich um den ehemaligen Pfarrer von Lehen.<sup>148</sup> Über das weitere Schicksal des Gefangenen verlautet in den vorliegenden Quellen jedoch nichts.

## 4. Zusammenfassung und Ausblick

Die Gesellschaft des späten Mittelalters war, so die Sicht der Zeitgenossen, gottgewollt in drei Stände gegliedert (Abb. 7). Den Klerikern: vom Papst über die Bischöfe bis zum einfachen Priester, oblag es, die Menschen zu Gott und zum ewigen Leben zu führen. Die Adligen: Kaiser, Fürsten und Ritter, sicherten Frieden und Recht nach außen wie nach innen und strafften die Bösen. Die „Arbeiter“ produzierten die zum Leben nötigen Dinge; sie ernährten sich und über Abgaben und Dienste die Kleriker und die Adligen. Das Dreiständemodell als Funktionsbeschreibung lässt sich politisch auf ein Zweischichtenmodell reduzieren, auf Herren und Untertanen, auf „oben“ und „unten“.<sup>149</sup> – Hinzuzufügen ist jedoch, dass die Lehre von den drei Ständen hinter der tatsächlichen gesellschaftlichen Wirklichkeit des Spätmittelalters zurück-

<sup>144</sup> ZIMMERMANN (wie Anm. 101), S. 159, nennt Hans Schwarz einen „Außenstehenden“.

<sup>145</sup> ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 140f. (Nr. 15); dazu auch S. 141 Anm. a. Der Bischof von Konstanz verlangte von den Obrigkeiten, den *pfarrer zu Lehen* gefangen zu nehmen und nach Konstanz zu überstellen. Ebd., S. 146 (Nr. 22).

<sup>146</sup> Ebd., S. 198f. (Nr. 71).

<sup>147</sup> Ebd., S. 225 (Nr. 107).

<sup>148</sup> Ebd., S. 157 (Nr. 39), 199 (Nr. 71) und 220 (Nr. 100). Dazu ROSENKRANZ, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 391f.

<sup>149</sup> Georg Brentz, Landschreiber des Bischofs von Speyer, schreibt in seinem Bericht über den Bundschuh von 1502: Von Gott dem Herrn komme alle Obrigkeit und Gewalt; ihm habe es seit jeher gefallen, *das die obristen, priester und der adel, regiren und die buren dienen sullen.* ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 97 (Nr. 3).

geblieben war. Denn aus dem Stand der „Arbeiter“ hatte sich das Bürgertum als eigener Stand ausgegliedert; und die führenden Familien traten vor allem in den größeren und reichen Städten gegenüber der Mehrheit der Stadtbevölkerung durchaus als „Herren“ auf.

Was das Idealbild der spätmittelalterlichen Gesellschaftsordnung nicht zeigt, ist die Tatsache, dass das Verhältnis von Herren und Untertanen zunehmend von Spannungen und Konflikten geprägt war, die sich in Widerstandsaktionen und Revolten entluden. 59 bäuerliche Revolten hat Peter Bierbrauer für den Zeitraum von 1336 bis 1523 gezählt – wobei „sich alle bisher erfassten Aufstände auf den Süden des Alten Reiches“ verteilen.<sup>150</sup> Ein Drittel von ihnen ereignete sich im Land am Oberrhein, mit einer auffallenden Konzentration auf die drei Jahrzehnte von 1490 bis 1520. In gleichem Maße ist auch die Geschichte der spätmittelalterlichen Stadt von Unruhen und Auseinandersetzungen durchzogen.<sup>151</sup>

Das Reich war unruhig – auch und gerade an der Basis der Gesellschaft. Die tieferen Ursachen dafür lagen in mittel- bis langfristigen ökonomischen, sozialen und politisch-rechtlichen Veränderungen, deren Leidtragende am Ende die Bauern auf dem Land und Teile der städtischen Bürgerschaft waren.

Zu den Revolten zählen auch die Bundschuh-Verschwörungen von 1493, 1502, 1513 und 1517. Gegenstand der vorliegenden Arbeit war der Lehener Bundschuh von 1513. Für ihn ist die Quellenlage quantitativ am günstigsten; 121 Aktenstücke hat Albert Rosenkranz zusammengetragen.<sup>152</sup> Sie entstammen ohne Ausnahme obrigkeitlicher Provenienz. Der Historiker vernimmt in ihnen die Stimme der Obrigkeiten, die sich über den Bundschuh äußern und dabei ein Bild entwerfen, das ihren Ansichten und Interessen entsprach. Von der „Inszenierung des Bundschuhs“, vor allem durch die Stadt Freiburg, habe ich im ersten Teil dieser Arbeit gesprochen. Was aber war der Bundschuh nach dem Willen und Vorsatz des Joß Fritz und seiner Anhänger, was sollte er zumindest sein? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, welchen „Durchblick“ auf den Bundschuh „an und für sich“ die vorliegenden Quellen uns gestatten. Dies habe ich im dritten Hauptteil herauszuarbeiten versucht. Die wesentlichen Ergebnisse sollen noch einmal zusammengefasst und in einen inhaltlichen Zusammenhang gebracht werden.

Der Lehener Bundschuh war das Werk eines Mannes, des Joß Fritz. Er war Initiator, Kopf und Vordenker, er war der *houbtsecher*, der, *so die sach angefangen hat*.

Der Bundschuh war in seiner ersten Phase eine Geheimorganisation, eine Konspiration. Seine Mitglieder waren zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet; nichts von dem, was sie erfahren hatten, sollte nach außen dringen.

Bei passender Gelegenheit, etwa auf einer Kirchweih, wollte der Bundschuh an die Öffentlichkeit treten und einen landesweiten Aufstand des Gemeinen Mannes auslösen. Die Bundschuher waren sich sicher: *ob ir zum anfang glichwol nur 200 weren, so solten doch die armen [...] all uf ir parthi gefallen sin.*<sup>153</sup> Dazu ist es nicht gekommen; Anfang Oktober wurde der Bundschuh verraten.

<sup>150</sup> PETER BIERBRAUER: Bäuerliche Revolten im Alten Reich. Ein Forschungsbericht, in: Aufruhr und Empörung? Studien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich, hg. von PETER BLICKLE u.a., München 1980, S. 1-68, hier S. 27 und 62-65.

<sup>151</sup> S. dazu die einschlägigen Kapitel in PETER BLICKLE: Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300-1800 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 1), München<sup>3</sup>2012.

<sup>152</sup> Eine weitere Quelle, ROSENKRANZ, Bd. 2 (wie Anm. 1), S. 129f. (Nr. 2), gehört in das Jahr 1517; s. o. S. 45 Anm. 18.

<sup>153</sup> Ebd., S. 145 (Nr. 21); s. ebenso S. 178 (Nr. 63), 183, 185 (Nr. 64) und 187 (Nr. 66).



Abb. 7 Johannes Lichtenberger: Prognosticatio, Druck: Jakob Meydenbach, Mainz 1492. Die Ständegesellschaft: Klerus, Adel, Bauern, als Ausdruck der göttlichen Weltordnung (Wikipedia).

Der Bundschuh überspannte eine Vielzahl großer und kleiner Herrschaften – er war herrschaftsübergreifend angelegt. Der Bundschuh sollte auch die ständischen Grenzen zwischen Stadt und Land überwinden; deshalb war so oft die Rede davon, dass er auch unter den Freiburger Bürgern seine Anhänger habe.

Die herrschaftsübergreifende Anlage des Bundschuhs ist vielleicht sein aussagekräftigstes Kennzeichen. Denn ihr entsprach das programmatische Konzept. Joß Fritz wollte nicht einzelne Missstände, die durch herrschaftliche Willkür hier oder dort eingerissen waren, beseitigen. Ihm ging es vielmehr um eine grundsätzliche und deshalb herrschaftsübergreifende „Besserung“ der gestörten Ordnung. Sein Adressat war nicht diese oder jene Obrigkeit, seine Widersacher waren die *obern*, die „Mächtigen“ im Land. In ihrer „Abhandlung“ über den Bundschuh von Mitte November legte die Stadt Freiburg Joß Fritz eine weit ausholende Kritik an den bestehenden Verhältnissen in den Mund. Sollte der Text von der Stadt nur erfunden worden sein, wäre er doch gut und zutreffend erfunden worden; denn er traf den Kern dessen, was Joß Fritz dachte und was ihn umtrieb.

Der Bundschuh wollte der „göttlichen Gerechtigkeit“ wieder zum Sieg verhelfen. Abgesehen davon, dass von der „göttlichen“ Gerechtigkeit in den vorliegenden Quellen nur wenige Male die Rede ist, verband Joß Fritz mit ihr keinen bislang „unerhörten“ Sinn. Die „göttliche Gerechtigkeit“ wurde in der Bibel gefunden, doch ebenso über die menschliche Vernunft (als das, was „billig“, „ziemlich“ und „recht“ ist) sowie in dem, was „früher“ einmal der Brauch gewesen war. Für eine exklusive Anbindung der „göttlichen Gerechtigkeit“ an das Wort Gottes, wie zwölf Jahre später im Bauernkrieg, geben die Quellen keinen Hinweis. Der Rekurs auf die „göttliche Gerechtigkeit“ machte es jedoch möglich, grundlegende Änderungen zu verlangen ohne Rücksicht auf das, was in den einzelnen Herrschaften jeweils „Recht“ war bzw. dafür ausgegeben wurde.

Die „Bekennnisse“ gefangener Bundschuhler und die Berichte der Stadt Freiburg über die Verschwörung enthalten einen sogenannten „Grundsatzartikel“. Obwohl dieser Artikel in mehreren inhaltlichen Versionen vorliegt, ist die zeitgenössische und später auch die wissenschaftliche Literatur übereinstimmend der von Freiburg verbreiteten, obrigkeitlichen Deutung gefolgt, die Anhänger des Bundschuhs hätten nur noch den Papst und den Kaiser als Herren anerkennen wollen. Ich habe gezeigt, dass eine andere Sicht zumindest möglich, wenn nicht gar wahrscheinlicher ist: Der „Grundsatzartikel“ war das Bekenntnis der Bundschuhler zu der von Gott gesetzten Ordnung in Kirche und Reich, sinnbildlich ausgedrückt in der Unterwerfung des Bauern unter Gott, Papst und Kaiser. Im „Grundsatzartikel“ wiesen die Bundschuhler die gängige Anklage, amtlich festgelegt im kaiserlichen Mandat von 1502, zurück, sie hätten jede Ordnung, jedes geistliche und weltliche Recht sowie jede Obrigkeit vernichten wollen.

In den „Bekennnissen“ gefangener Bundschuhler werden sodann einzelne Forderungen („Artikel“) benannt. Sie zielen auf eine ökonomische Entlastung der Bauern und auf eine Stärkung der Gemeinden. Betroffen sind Adel und Klerus gleichermaßen. Mit Ausnahme des bundschuhspezifischen Schuldenartikels enthalten die Forderungen nichts, was nicht auch in anderen Aufständen eingeklagt wurde.

Den „Artikeln“ angehängt ist ein „Totschlag“-Artikel. Abgesehen von der zeittypischen martialischen Sprache (die man nicht wörtlich nehmen darf), propagierte auch er nicht das Ende des Adels und der Ehrbarkeit. Er drohte nur denjenigen Herrschaften, die sich dem gottgefälligen Vorhaben der Bundschuhler entgegenstellen würden, Vergeltungsmaßnahmen an.

Als Ergebnis der erneuten Befragung der Quellen bleibt festzuhalten: Der Bundschuh von 1513 hatte nicht den politischen und gesellschaftlichen Umsturz, nicht die Revolution auf seine Fahne geschrieben. Was Joß Fritz anstrebte, ist zutreffender umschrieben mit „Besse-

rung“ der grundsätzlich nicht infrage gestellten, weil von Gott gegebenen, politischen und gesellschaftlichen Ordnung nach dem Maßstab der „göttlichen Gerechtigkeit“.

Günther Franz hatte schon 1933 in der Vielzahl der bäuerlichen Unruhen und Erhebungen des Spätmittelalters „zwei Lager“ ausgemacht: einerseits die „Kämpfe um das alte Recht“, andererseits die „Kämpfe um das göttliche Recht“.<sup>154</sup> Dass der Lehener Bundschuh wie auch die Verschwörungen von 1493, 1502 und 1517 keine altrechtlichen Bewegungen waren, leuchtet unmittelbar ein. Ob sie jedoch mit dem Oberbegriff „göttlichrechtliche Bewegungen“ angemessen kategorisiert sind, erscheint mir mehr als fraglich. Zu groß ist die Gefahr, dass wir die Vorstellungen, die wir im Bauernkrieg mit dem „göttlichen Recht“ verbinden, auf die „göttliche Gerechtigkeit“ im Munde der Bundschuhler zurückprojizieren – und dem Bundschuh damit eine revolutionäre Gesinnung unterstellen, die er nicht hatte.<sup>155</sup> Von „1513“ war es noch ein langer gedanklicher Weg bis „1525“.

<sup>154</sup> FRANZ (wie Anm. 1), insb. S. 41-43 und 80-91.

<sup>155</sup> Eben dieser Gefahr ist Günther Franz erlegen. Denn es trifft nicht zu, dass Joß Fritz die „göttliche Gerechtigkeit“ biblizistisch verstand, d.h. deren Maßstäbe einzig in der Bibel suchte. Damit wird auch die weitere Annahme hinfällig, dass das „göttliche Recht“ (die „göttliche Gerechtigkeit“) im Bundschuh „einen neuen revolutionären Klang“ hatte und dass die Bundschuhler mit diesem Schlagwort den Weg zur Revolution beschritten. Ebd., S. 41f. – Was die Bundschuhverschwörungen auszeichnete, war deren herrschaftsübergreifende Anlage; sie könnte der Ausgangspunkt für eine „Ortsbestimmung“ des Bundschuhs innerhalb der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Revolten sein.



# Nachtrag zu „Der Totentanz im alemannischen Sprachraum“

Von  
HANS GEORG WEHRENS

Zu den Vorläufern und Vorbildern der Totentänze gehören außer den Gedichten und Bildern, die unter den Sammelbegriffen *vado mori*, *Ars moriendi* und *Memento mori* bekannt sind, auch die Darstellungen der Legende von den „Drei Lebenden und den drei Toten“. Das gilt in besonderer Weise für die Bild- und Textbeispiele im alemannischen Sprachraum, der das Elsass, Mittel- und Südbaden, das Bodenseegebiet, Schwaben und Oberschwaben sowie die deutschsprachige Schweiz umfasst.

Durch die Zusammenarbeit mit französischen und schweizerischen Fachleuten sind mir zwei weitere Darstellungen in unserer Umgebung bekannt geworden: „Die drei Lebenden und die drei Toten“ in Kientzheim/Haut-Rhin und die Fragmente eines weiteren Totentanzes im Ortsteil Kirchdorf der Gemeinde Brigachtal/Schwarzwald-Baar-Kreis. Beide Beispiele möchte ich hier beschreiben in Ergänzung sowohl des Beitrags in *Schau-ins-Land* 128 (2009) als auch der im Juni 2012 im Verlag Schnell & Steiner, Regensburg, erschienenen Monografie unter dem Titel „Der Totentanz im alemannischen Sprachraum ‚Muos ich doch dran – und weis nit wan‘“.

## „Die drei Lebenden und die drei Toten“ in Kientzheim/Haut-Rhin (ca. 1517)<sup>1</sup>

An der Außenwand der ehemaligen Michaelskapelle auf der Nordseite der Pfarrkirche Notre-Dame in Kientzheim bei Kaysersberg sind Wandmalereien mit den Motiven „Die Begegnung der drei Lebenden und der drei Toten“ sowie „Die sieben Werke der Barmherzigkeit“ erhalten geblieben.

Das aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts stammende und später überstrichene Wandgemälde mit den „Drei Lebenden und den drei Toten“ war 1886 wieder freigelegt und fotografisch dokumentiert, dann aber erneut den zerstörenden Kräften von Wind und Wetter überlassen worden (Abb. 1). Erst 1977 beschlossen die Verantwortlichen, die gesamte Außenmauer der Kapelle neu streichen und die Wandbilder restaurieren zu lassen. Der damit beauftragte Künstler Gérard Ambroselli hat dann allerdings die fragmentarisch erhaltene Szene der „Drei Lebenden und der drei Toten“ aus dem frühen 16. Jahrhundert eigenmächtig in ein Wandgemälde im Stil des 20. Jahrhunderts umgestaltet.

Ilona Hans-Collas, Mitglied der „Groupe de Recherches sur la Peinture Murale“, hat das Ergebnis ihrer Untersuchungen dieses Wandgemäldes wie folgt zusammengefasst:<sup>2</sup> „Unter

<sup>1</sup> Ergänzung zu HANS GEORG WEHRENS: *Der Totentanz im alemannischen Sprachraum. Vorbilder – Verbreitung – Bedeutende Darstellungen*, in: *Schau-ins-Land* 128 (2009), S. 21-58, hier S. 28 nach Nr. 6 sowie HANS GEORG WEHRENS: *Der Totentanz im alemannischen Sprachraum ‚Muos ich doch dran – und weis nit wan‘*, Regensburg 2012, S. 35 im Anschluss an Nr. 6.

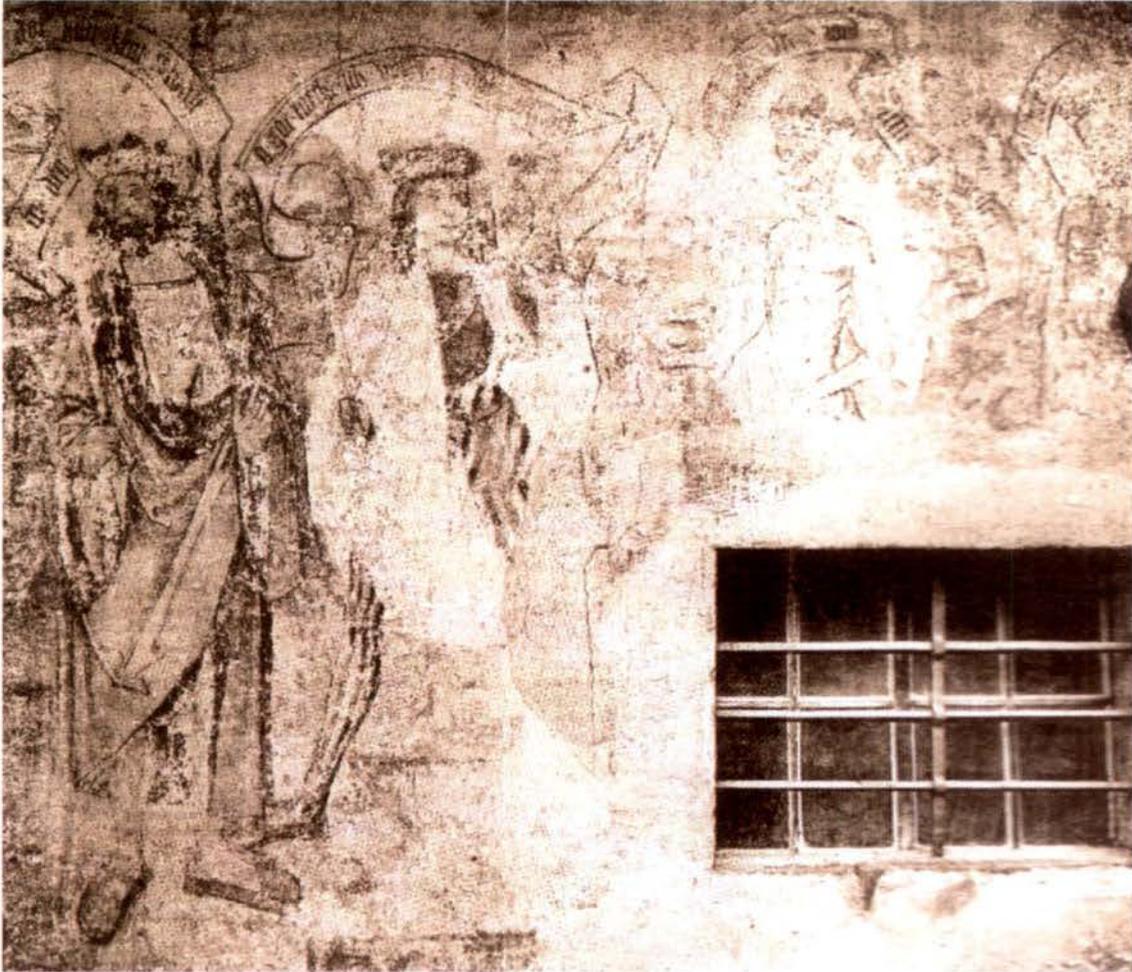


Abb. 1 Zustand des Wandgemäldes „Die drei Lebenden und die drei Toten“ an der ehemaligen Michaelskapelle in Kientzheim im Jahr 1899 (HANS-COLLAS [wie Anm. 2], S. 113, Foto: Hausmann).

Beibehaltung der bisherigen Bilddisposition ist der Bildinhalt in erheblichem Umfang ergänzt worden. Der Maler hat die Verschlingungen des Spruchbandes über dem ersten Lebenden in einen Totenschädel umgeformt. Die Gestik der beiden ersten Toten ist so verändert worden, dass sie aggressiver wirken. Die (nicht mehr lesbaren) Inschriften sind willkürlich ersetzt worden durch Verse aus dem Begleittext des Kientzheimer Totentanzes an der Friedhofsmauer, und zwar durch die zum zweiten Bild der Einleitung gehörenden Zeilen. Schließlich ist es unpassend, eine Frauengestalt hinzuzufügen, die von einem Skelett umfasst wird. Der Maler hielt sich dazu wohl berechtigt, weil Bruno Stehle 1899 folgende Reste der alten Inschriften entziffert hatte: *g schoene gstal ge den dot hilft kein gwalt ... bewar mich; ich ...an ...* Der Maler hat aber nur die beiden Worte *schoene gstal* aufgegriffen, um willkürlich eine Frauengestalt an das Ende des Spruchbandes zu platzieren. Dabei lassen die Reste der alten Malereien überhaupt keine weibliche Gestalt erkennen. Stattdessen erwartet man an dieser Stelle die dritte Todesgestalt in einer Haltung, die dem ikonografischen Schema besser entspricht.“<sup>3</sup>

<sup>2</sup> ILONA HANS-COLLAS: Kientzheim, Haut-Rhin, église paroissiale Notre-Dame, in: *Vifs nous sommes ... Morts nous serons. La rencontre des trois morts et des trois vifs dans la peinture murale en France, Vendôme 2001*, S. 112f.; zu den in Innerfrankreich und im alemannisch geprägten Elsass voneinander abweichenden ikonografischen Merkmalen siehe auch S. 25-30.

<sup>3</sup> Übersetzung durch den Autor.



Abb. 2 „Die drei Lebenden und die drei Toten“ an der ehemaligen Michaelskapelle in Kientzheim nach der nicht sachgemäßen Restaurierung von 1977 durch Gérard Ambroselli (Foto: H.G. Wehrens 2012).

Bei dem Restaurator dieser Wandbilder handelt es sich um den französischen Maler, Kupferstecher und Bildhauer Gérard Ambroselli (1906-2000), der auch als Feuilletonist, Kunstsammler und Kunsthändler tätig war. Er hatte die Idee, aus den Begleittexten des 1860 zerstörten Kientzheimer Totentanzes<sup>4</sup> passende Verse zu entnehmen, um sie in die nicht mehr lesbaren Spruchbänder einzusetzen. Diese Begleitverse des Kientzheimer Totentanzes sind durch eine Handschrift des 16. Jahrhunderts überliefert; die bei der Restaurierung übernommenen Verse lauten:

*Wol her, ir herren vnd ouch ir knecht,  
Springnent her bey, von allem geschlecht,  
Wie jung, wie alt, wie schon vnd kruss,  
Ir müessen alle in diss dantzhusse.*

Zusätzlich hat Ambroselli in künstlerischer Freiheit die ursprünglich im Spruchband noch lesbaren Worte *ouch du schoene gstat* hinzugefügt, wahrscheinlich um seinen Einfall zu rechtfertigen, die von einem Gerippe umklammerte blonde Frauengestalt in die Gruppe der Toten einzureihen. Es ist deshalb festzuhalten, dass der Künstler das Wandgemälde mit zuviel Fantasie und zu wenig Respekt vor dem Kunstwerk des 16. Jahrhunderts restauriert hat (Abb. 2)

Für die Forschung ergibt sich als Folge dieser unsachgemäßen Restaurierung, dass man nur noch die Möglichkeit hat, anhand alter Fotografien Rückschlüsse auf die ursprünglichen Wandbilder zu ziehen.<sup>5</sup> Dabei kommt man zu folgendem Ergebnis: Die von links herantretenden

<sup>4</sup> WEHRENS, Schau-ins-Land (wie Anm. 1), S. 41 Nr. 11 und WEHRENS, Monografie (wie Anm. 1), S. 119 Nr. 11.

<sup>5</sup> ANDRÉ HERSCHER: „La danse macabre de Kientzheim“, Actes du 4<sup>e</sup> Congrès international d'études sur les Danses macabres, Kientzheim 3-7 octobre 1990 ; CHRISTIAN HECK: „La chapelle Saint-Félix et Sainte-Régule et l'église paroissiale de Kientzheim“ – Congrès archéologique de France, 136<sup>e</sup> session, 1978

den drei Lebenden begegnen unversehens den drei Toten. Die Lebenden sind nicht beritten und werden auch nicht durch ein Friedhofskreuz von den drei Toten getrennt. Diese beiden Beobachtungen sind untrügliche Anhaltspunkte für die im alemannisch geprägten Elsass übliche Malweise, während es im Gegensatz dazu innerhalb der damaligen Grenzen des Königreichs Frankreich üblich war, dass die Lebenden sich mit ihren Pferden nähern und dass die beiden Gruppen der Lebenden und der Toten durch ein Friedhofskreuz getrennt werden.

Die Lebenden sind herrschaftlich gekleidet; zumindest zwei von ihnen tragen unterschiedlich geformte Kronen. Die in Leichentücher gehüllten Toten sind ebenfalls gekrönt. Bei den Lebenden ist eine Altersfolge zu erkennen: Der Erste wirkt noch jugendlich, während der Mittlere älter ist und einen Backenbart trägt; der Letzte soll offensichtlich durch Kleidung, Zepter und Ordenskette als Ranghöchster der Edelleute gekennzeichnet werden. Über den Gestalten sind verschlungene Spruchbänder zu erkennen, auf denen bei der Wiederentdeckung nur noch die zitierten Wortreste in alemannischer Sprache zu lesen waren. Bemerkenswert ist, dass die Szene der „Drei Lebenden und der drei Toten“ in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts datiert wird; sie könnte also gleichzeitig mit dem 1860 zerstörten Kientzheimer Totentanz an der benachbarten Friedhofsmauer entstanden sein, dessen Entstehungszeit für das Jahr 1517 überliefert ist.

### Totentanz von Brigachtal-Kirchdorf/Schwarzwald-Baar-Kreis (1616/17) <sup>6</sup>

In der ehemaligen katholischen Pfarrkirche St. Martin in Kirchdorf, heute zur Gemeinde Brigachtal im Schwarzwald-Baar-Kreis gehörend, sind bei der letzten Restaurierung (1986-1991) die Fragmente von Wandbildern des 17. Jahrhunderts freigelegt worden. Dabei handelt es sich um ein zusammenhängendes Bildprogramm, das in den Jahren 1616 und 1617 an der Nord- und Südwand in drei horizontal verlaufenden Registern ausgeführt worden ist.<sup>7</sup> In der oberen Bildzone unterhalb der Decke war ein Totentanz dargestellt, von dem heute nur noch geringe Reste erhalten sind, teils durch die im 18. Jahrhundert gebrochenen größeren Fenster zerstört, teils durch zahlreiche Hacklöcher beeinträchtigt, mit denen die Handwerker des 19. Jahrhunderts ihren neuen Putz verfestigen wollten.

In der mittleren Bildzone war das sogenannte „Apostelcredo“ (*credo Apostolorum*) zu sehen, bei dem jedem Apostel ein bestimmter Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses zugeordnet ist. In Kirchdorf sind von diesem Zyklus der Apostel mit einem Glaubensartikel über den Köpfen nur noch fünf Apostel fragmentarisch erhalten: auf der Nordwand Bartholomäus, Matthäus, Judas Thaddäus und Matthias, auf der Südwand Philippus.

---

Haut-Alsace, Paris 1982, S. 126-131; BRUNO STEHLE: Der Totentanz von Kientzheim im Ober-Elsass, in: Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens, XV. Jahrgang, Straßburg 1899, Seite 92f. (mit Abbildungen); SIGMUND BILLING: Geschichte und Beschreibung des Elsasses und seiner Bewohner, Basel 1782, S. 143.

<sup>6</sup> Ergänzung zu WEHRENS, Schau-ins-Land (wie Anm. 1), S. 48 nach Nr. 22 und WEHRENS, Monografie (wie Anm. 1), S. 198 nach Nr. 25.

<sup>7</sup> HANNES ECKERT u.a.: Zur Bau- und Kunstgeschichte von St. Martin, in: Kleiner Führer durch die Kirche St. Martin in Kirchdorf/Brigachtal, hg. von WALTER MACKERT, Brigachtal 2000, S. 2-59, hier S. 24-32; PETER SCHMIDT-THOMÉ: Die katholische Pfarrkirche St. Martin in Kirchdorf, Gemeinde Brigachtal, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1978/4, S. 150-155; DERS.: Die katholische Pfarrkirche St. Martin in Kirchdorf, Gemeinde Brigachtal, in: Mitteilungen für Mitglieder und Freunde der Gesellschaft für Altertum und Brauchtumspflege Brigachtal 1 (1979), S. 18-21.

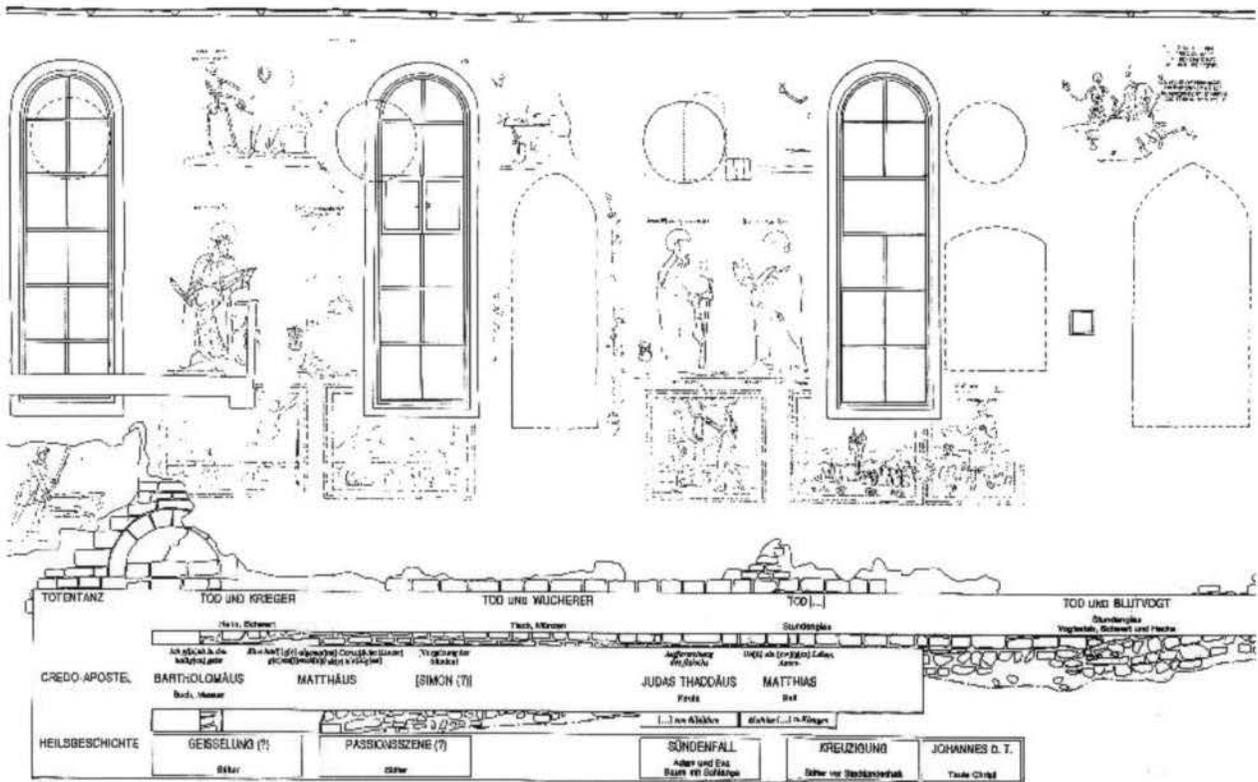


Abb. 3 Rekonstruktionszeichnung der Nordwand mit den drei Bildzonen zwischen den alten (runden) und den im 18. Jh. gebrochenen neuen Fenstern (Photogrammetrische Aufnahme Landesamt für Denkmalpflege, Fachbereich Baudokumentation, photographische Dokumentation Iris Geiger-Messner).

Im untersten Register kann man fünf Bilder aus der christlichen Heilsgeschichte in spärlichen Resten ausmachen: Geißelung Jesu (?), Passionsszene (?), Sündenfall von Adam und Eva, Kreuzigung Jesu, Taufe Jesu durch Johannes den Täufer.

Von den Szenen des Totentanzes sind heute an der Nordwand nur noch mit Mühe zu erkennen (von Osten nach Westen, vgl. Abb. 3):

- Tod und Blutvogt: Der Tod hält in seiner rechten Hand ein Stundenglas; mit der Linken fällt er dem Blutvogt, der schon das Schwert gezogen hat, in den Arm; am Boden liegen vermutlich Vogtstab und Henkersbeil (Abb. 4).
- Rechter Arm des Todes mit Stundenglas: Durch das 1715 neu gebrochene Fenster wurde der Rest der Szene zerstört.
- Tod und Wucherer: An einem Tisch mit Geldstücken sitzt der reiche Mann, der vom Tod überrascht wird.
- Tod und Kriegsmann: Der Tod fällt mit beiden Armen dem Krieger in den Schwertarm.

An der Südwand ist nur noch die Gestalt eines alten Mannes oder Krüppels erhalten geblieben: Der alte gebückte Mann schleppt sich auf seinen Krücken vorwärts; von der Gestalt des Todes ist nichts mehr zu sehen.

Wegen der starken Zerstörung der Szenen dieses Totentanzes erscheint es nicht angebracht, Vergleiche mit möglichen Vorbildern anzustellen. Die zugehörigen Verse konnten bei der Restaurierung nicht mehr lesbar gemacht werden. Deshalb muss es bei der Feststellung verbleiben, dass die Wandgemälde an Nord- und Südwand zeitgleich ausgeführt worden sind und dass die behandelten Themen der drei Register in einer inneren Beziehung zueinander stehen: Die Totentanzszenen sind hier dargestellt im Gesamtzusammenhang der biblischen



Abb. 4 Tod und Blutvogt aus dem Totentanz von 1616/17 auf der nördlichen Innenwand der Kirche St. Martin (Landesamt für Denkmalpflege, Fachbereich Baudokumentation, photographische Dokumentation Iris Geiger-Messner).

Heilsgeschichte. Daher lässt sich die Aussage der Kirchdorfer Bilder – Totentanz, Apostelcredo, Sündenfall, Christus-Szenen – abschließend wohl am besten zusammenfassen mit dem Vers, der ursprünglich die Szene des Sündenfalls von Adam und Eva im Basler Totentanz kommentierte:

*Was lebt, das stirbt durch Adams noth  
Was stirbt, das lebt durch Christi Todt.*<sup>8</sup>

<sup>8</sup> ECKERT (wie Anm. 7), S. 32.

# *Stadt und Land noch herzösterreichisch*

## Jacob Grimm über die Stadt Freiburg

Von  
CLEMENS JOOS

Am 20. Dezember 1812 erschien der erste Band der ‚Kinder- und Hausmärchen‘ der Brüder Grimm. In Hessen, der Heimat der Brüder, wurde deshalb 2013 ein Grimm-Jahr ausgerufen, das mit zahlreichen Veranstaltungen und einer Landesausstellung in Kassel begangen wurde.<sup>1</sup> 2014 ist auch für Freiburg an ein kleines Grimm-Jubiläum zu erinnern, dem ersten und einzigen Besuch Jacob Grimms in der Stadt am 16./17. Januar 1814.<sup>2</sup> Obwohl sich Jacob hier kaum 24 Stunden lang aufhielt, fing er recht gut die Stimmung ein, die in dieser Umbruchszeit, es ist die Zeit des endgültigen Herrschaftsübergangs von Österreich an Baden, in der Stadt herrschte. Er hielt diese Eindrücke in einem Brief fest, den er drei Tage später von Basel aus an den jüngeren Bruder Wilhelm in Kassel richtete. Die insgesamt zwei Bogen im Quartformat sind von Jacob mit seiner klaren Handschrift dicht gedrängt und nahezu randlos beschrieben. Obwohl Reiseberichte über Freiburg gerade aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts mehrfach gesammelt und gedruckt wurden,<sup>3</sup> hat dieser Brief bislang erstaunlicherweise wenig Aufmerksamkeit gefunden.

Jacob Grimm hatte 1808 das Amt eines königlichen Privatbibliothekars in Kassel angenommen, das damals Mittelpunkt des 1807 neu geschaffenen, von Napoleons jüngstem Bruder Jérôme Bonaparte regierten Königreichs Westphalen war.<sup>4</sup> Als nach Napoleons Niederlage in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 die französische Herrschaft östlich des

<sup>1</sup> Expedition Grimm. Hessische Landesausstellung Kassel 2013, hg. von THORSTEN SMIDT, Dresden 2013, vgl. Die Brüder Grimm in Marburg, hg. von ANDREAS HEDWIG (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 25), Marburg 2013.

<sup>2</sup> An Wilhelm Grimm, 20. Januar 1814, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (SBB PK), Nachlass Grimm 345, fol. 7-10. Der Brief ist mehrfach gedruckt: Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, hg. von HERMAN GRIMM und GUSTAV HINRICHS, Weimar 1881, Nr. 75, S. 226-233, 2. Aufl. von WILHELM SCHOOF, Weimar 1963, Nr. 82, S. 241-247; Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Teil 1: Text, hg. von HEINZ RÖLLEKE, Teil 3: Kommentar, hg. von STEPHAN BIALAS-POPHANKEN (Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm 1.1/1.3), Stuttgart 2001/2013, Nr. 127, S. 261-266 bzw. S. 160-162.

<sup>3</sup> RICHARD KRAUEL: Tagebuch-Aufzeichnungen des Prinzen Wilhelm von Preußen über seinen Aufenthalt in Freiburg i. Br. vom 4. bis 12. Januar 1814, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und angrenzenden Landschaften (ZGGF) 30 (1914), S. 207-216; Ein Brief Dorotheas an Friedrich von Schlegel über Freiburg, Baden und den Breisgau aus dem Jahre 1818, in: ZGGF 31 (1916), S. 269-272; PETER PAUL ALBERT: Freiburg im Urteil der Jahrhunderte, aus Schriftstellern und Dichtern dargestellt, Freiburg 1924, S. 65-82; MARIA RAYERS: Freiburg in alten und neuen Reisebeschreibungen (Droste-Bibliothek der Städte und Landschaften), Düsseldorf 1991, S. 47-68; Das Freiburger Münster aus der Sicht prominenter Besucher, hg. von URSULA SASS, Lindenberg 2010, S. 18-34.

<sup>4</sup> König Lustik!? Jérôme Bonaparte und der Modellstaat Königreich Westphalen (Kataloge der Museumslandschaft Hessen Kassel 39), München 2008.

Rheins zusammenbrach, begab sich Jacob Grimm in die Dienste des restituierten Kurfürsten von Hessen. Am 23. Dezember 1813 wurde er zum hessischen Legationssekretär (Abb. 1) ernannt und gleichzeitig zur Teilnahme an einer Gesandtschaft bestimmt, die in Paris die hessischen Kunstschatze zurückfordern sollte, die während der französischen Besatzungszeit aus Kassel verschleppt worden waren.<sup>5</sup> Dem Legationssekretär kam protokollarisch nach dem Gesandten der zweite Rang zu, er hatte Verhandlungen zu führen und vor allem den Schriftverkehr zu übernehmen. Jacob nutzte diese Reise zur Pflege von Kontakten, zur Suche nach altdeutschen Handschriften und Hinweisen auf Volkserzählungen. Die Reiseroute verlief über Frankfurt und Darmstadt, am 6. Januar überschritt die Delegation die Grenze nach Baden und gelangte nach Weinheim, *einem badischen Landstädtchen von Langeweile*. Heidelberg gefiel Jacob Grimm hingegen *viel besser, ich wäre gern mehrere Tage lang dageblieben*, Karlsruhe mit seinen klassizistischen Neubauten im Weinbrennerstil erschien ihm *anmuthig*. In Karlsruhe traf er mit Johann Peter Hebel zusammen, *der etwa so aussieht, wie er aussehen muß*, wie Jacob mit der ihm eigenen Schärfe im Urteil in einem Brief an seinen Bruder vom 9. Januar bemerkte.<sup>6</sup> Dem Autor der 1803 erschienenen ‚Alemannischen Gedichte‘ und fleißigen Kalendermacher waren, wie Grimm erfuhr, die ‚Kinder- und Hausmärchen‘ bis dahin unbekannt geblieben, und *Volkslieder im Dialect, sagte er, gäb’ es keine*. Hier trafen sehr unterschiedliche Vorstellungen aufeinander, Hebels Äußerung ist eine klare Absage an Grimms Konzept der ‚Volkspoesie‘. Dennoch führte ihn Hebel in die Karlsruher Gesellschaft ein und gab ihm vor seiner Abreise Empfehlungsschreiben mit, die ihm in Freiburg, Basel und Straßburg weitere Türen öffnen sollten.<sup>7</sup> Am 10. Januar, Karlsruhe war *schneeweiß*, wollte Grimm *auf der Bibliothek nach Handschriften suchen*. Er fand *unter 500 Klosterhandschriften mitten in großer Kälte einen ‚Titrel‘ auf Pergament (leider von 1431, aber komplett) und noch anderes von weniger Bedeutung*.<sup>8</sup> Die Handschrift mit dem ‚Jüngeren Titrel‘ war Anfang des Jahres 1807 aus dem Kloster St. Peter nach Karlsruhe gelangt; Abt Philipp Jakob Steyrer hatte sie 1763 für das Kloster erworben.<sup>9</sup> Eine Lesart zu einem Problem, das ihn eben beschäftigte, no-

<sup>5</sup> WERNER MORITZ: Jacob Grimm in Paris, in: 200 Jahre Brüder Grimm. Reden zum Jubiläum. Hanau 1985-1986 (Hanau 7), Hanau 1986, S. 119-146, hier S. 131-137; GUILLAUME NICOU: „Die Zukunft Europas wird wesentlich von der Klugheit zweier Nationen abhängen ...“ Die Brüder Grimm und Frankreich, in: Expedition Grimm (wie Anm. 1), S. 29-35, hier S. 32; Die Brüder Grimm. Dokumente ihres Lebens und Wirkens, hg. von DIETER HENNIG und BERNHARD LAUER (200 Jahre Brüder Grimm 1), Kassel 1985, S. 193-195; THORSTEN SMIDT: Der Kunstraub in Kassel. Kehrseite und Konsequenz des napoleonischen Modernisierungsprojekts, in: König Lustik (wie Anm. 4), S. 38-45.

<sup>6</sup> An Wilhelm Grimm, 8./9. Januar 1814, Briefwechsel (wie Anm. 2), Nr. 125 – Teil 1, S. 256-258; Teil 3, S. 157-159. Über die Beziehungen der Brüder zu Hebel Stefan Sonderegger: Johann Peter Hebel als Mundartdichter im Umkreis der Brüder Grimm (Aus der Schriftenreihe des Hebelbundes Lörrach e.V. 34), Lörrach [1985].

<sup>7</sup> An Wilhelm Grimm, 12. Januar [1814], Briefwechsel (wie Anm. 2), Nr. 126 – Teil 1, S. 259-261; Teil 3, S. 159f.

<sup>8</sup> Wie Anm. 6 und 7; eines dieser Empfehlungsschreiben vom 12. Januar in: Die Brüder Grimm (wie Anm. 5), Nr. 123, S. 193.

<sup>9</sup> Badische Landesbibliothek Karlsruhe, St. Peter perg. 29. Vgl. FELIX HEINZER/GERHARD STAMM: Die Handschriften von St. Peter im Schwarzwald, Bd. 2: Die Pergamenthandschriften (Die Handschriften der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe 10.2), Wiesbaden 1984, S. 71f.; Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Titrel, Bd. 1 (Strophe 1-1957). Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch hg. von WERNER WOLF (Deutsche Texte des Mittelalters 45), Berlin 1955, S. LXXII f.



Abb. 1 Jacob Grimm als kurhessischer Legationssekretär, Radierung von Ludwig Emil Grimm, 1815. (Brüder Grimm-Museum Kassel, Gr. Slg. Hz. 553. Foto: Hess. Staatsarchiv Marburg, B. Krippner).

tierte Grimm sofort (*Die Karlsruher Handschrift liest beidemal klar: ‚Ospirin‘*);<sup>10</sup> auf die Handschrift kam er in einem Aufsatz 20 Jahre später noch einmal zurück.<sup>11</sup>

Grimm kam offenbar am 16. Januar 1814, einem Sonntag, in Freiburg an und verließ die Stadt in den Morgenstunden des darauffolgenden Tages wieder. Er besichtigte das Münster;

<sup>10</sup> Wie Anm. 7. Zur Bedeutung dieser Notiz vgl. den Brief an Wilhelm Grimm [29. Juli 1813], Briefwechsel (wie Anm. 2), Nr. 120 – Teil 1, S. 251, Teil 3, S. 153 mit dem Hinweis auf JACOB GRIMM: *Ospirin*, die Herben und Haganon, in: *Altdeutsche Wälder* 2 (1815), S. 42-45.

<sup>11</sup> JACOB GRIMM: *Der Woldan*, in: *Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur* 5 (1845), S. 494-504, hier S. 495.

wie vielen Reisenden blieben ihm besonders die Glasmalereien und Baldungs Hochaltar in Erinnerung. Abends besuchte er das Theater, um sich die Einsamkeit, die Trennung von seinem Bruder, zu vertreiben. Was den Bericht aber besonders interessant macht, sind die Schilderungen des in Freiburg Gehörten. Grimm erreichte die Stadt in einem historisch bedeutsamen Moment, in dem die politische Zukunft des Breisgaus zwischen Österreich und Baden noch einmal offen schien. An der Jahreswende waren Kaiser Franz I., Zar Alexander I. von Russland und König Friedrich III. von Preußen in der Stadt zusammengetroffen.<sup>12</sup> Grimm beschreibt die auch andernorts bezeugte<sup>13</sup> große Anhänglichkeit an Österreich, die die Freiburger bei dieser Gelegenheit zeigten. Beim Einzug des Kaisers am 15. Dezember hatten einige Honoratioren<sup>14</sup> versucht, die Pferde auszuspannen und die Kutsche zu ziehen, und sich dann an das Pferd gehettet, das der Kaiser bestiegen hatte. Das Verhältnis zur neuen badischen Landesherrschaft, die mit der harten Hand eines neu begründeten Zentralstaats regierte, war dagegen noch angespannt.

Dann schildert er eine Anekdote, die die Brüchigkeit der Entente gegen Frankreich zum Ausdruck bringt, zumal vonseiten Badens, das erst in letzter Minute, im November 1813, den Rheinbund verlassen und unter Vermittlung von Zar Alexander, dem Schwager Großherzog Karls,<sup>15</sup> den Anschluss an die Alliierten gesucht hatte. Grimm nennt die Begebenheit eine unverbürgte *Erzählung des Volks*, die in Freiburg allgemein erzählt wurde, sie gehörte also zum Freiburger Stadtgespräch: Der ‚Lahrer hinkende Bote‘ druckte in diesen Jahren eine Folge von Betrachtungen über die *Weltbegebenheiten*, die dem Pseudonym *Schulmeister Weinhold zu Krautheim* (auch -dorf bzw. -bach) im schwarzen Bären (in der Standesherrschaft Rübenheim) in den Mund gelegt waren. In der Ausgabe des Jahres 1814 erschien eine Schilderung *Vom großen Krieg zwischen Frankreich und Rußland*, die bis zur Schlacht bei Dresden am 26./27. August 1813, Napoleons letzter siegreicher Schlacht, reichte. Dementsprechend nahm sie noch ganz die badisch-französische Perspektive ein und sprach vom *großen Kaiser Napoleon*.<sup>16</sup> Diese Kalenderveröffentlichung, die der Zar dem Großherzog nun vorhielt, sorgte für einen Eklat zwischen den beiden Monarchen. Grimm hatte seine erkennbare Freude daran, die Rheinbundfürsten, trotz der verwandtschaftlichen Bindungen, die sie politisch auffingen, durch derartige Vorkommnisse zurechtgestutzt zu sehen.

<sup>12</sup> BERNHARD VON SIMSON: Zu dem Aufenthalt der verbündeten Monarchen in Freiburg i.B. im Winter 1813/14, in: ZGO 53 (1899), S. 635-664.

<sup>13</sup> JAN GERCHOW/HANS SCHADEK: Rückzug der „milden österreichischen Hand“. Freiburg wird badisch (1806-1815), in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1992, S. 19-60, hier S. 43f.; ALFRED GRAF VON KAGENECK: Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau. Der Breisgau von 1740 bis 1815, Freiburg 1981, S. 176-199; DIETER SPECK: Als die Breisgauer die österreichischsten Österreicher waren, in: Badische Zeitung vom 30. September 1996; RAYERS (wie Anm. 3), S. 59f. und 65f.; FERDINAND WIBEL: Eine hochverrätherische Medaille Freiburg's aus dem Jahre 1814, in: Schau-ins-Land 25 (1898), S. 101-103; HELMUT BENDER: Pro Austria. Medaille und Gedenktafel Anno 1814, in: Freiburger Almanach 28 (1977), S. 29f.

<sup>14</sup> Die Namen nennt: Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, Teil 2: 1803-1819, bearb. von URSMAR ENGELMANN (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 13), Stuttgart 1966, S. 444: *Herr Dr. Schlaar, der junge Herr von Gleichenstein, Baudirektor Fischer, Herr Bannwart, Stadtrat und Kommandant des Bürgerkorps, Herr Sautier und Kapferer, Kaufleute*.

<sup>15</sup> HERMANN BLAESE: Zar Alexander I. und Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 99 (1951), S. 507-567, hier S. 546; WOLFGANG WINDELBAND, Badens Austritt aus dem Rheinbund 1813, in: ZGO 64 (1910), S. 102-150, hier S. 124f.

<sup>16</sup> Des Lahrer hinkenden Boten neuer Historischer Kalender für den Bürger und Landmann, nun zum 14ten Male herausgegeben auf das Jahr 1814, Lahr [1814], fol. Gv-G[3]v. Die Nummer 13 (1813), auf den der Artikel verweist, fehlt im Exemplar der Universitätsbibliothek Freiburg, J 3307-1810/23.

Am 4. Januar 1814 war der Professor und Schriftsteller Johann Georg Jacobi gestorben, dem vermutlich Hebels Empfehlung gegolten hatte.<sup>17</sup> Grimm hielt sich deshalb an den Theologieprofessor Johann Leonhard Hug. Obwohl er viele von dessen Ansichten teilte, blieb ihm Hugs Wesen fremd, was der aus einer reformierten Familie stammende Grimm herablassend dem Katholizismus des ordinierten Priesters zuschrieb. Ausdrücklich hebt er aber den Wert seiner Handschriften- und Münzsammlung hervor, die Hug später der Universität vermachen wollte, was dann tatsächlich auch geschah.<sup>18</sup>

In Freiburg spürte man das Übergewicht, das die zweite neubadische Landesuniversität Heidelberg im Großherzogtum besaß. Hug beschwor Grimm gegenüber den Aufschwung, den die Universität seit den – seinerzeit keineswegs freudig begrüßten – Josephinischen Reformen genommen hatte – Jacobi war der erste protestantische Rektor gewesen –, und das gute Einvernehmen, das unter den Professoren herrschte. Dabei mochte die gemeinsame Abgrenzung gegenüber Heidelberg ebenso eine Rolle gespielt haben, wie die Sorge um eine Aufhebung der Universität. 1798 hatten die Franzosen die Universität Mainz und die altehrwürdige Universität zu Köln aufgelöst, und erst 1810 war die Schließung der kleinen Universität in der hessisch-schaumburgischen Exklave Rinteln durch König Jérôme Bonaparte erfolgt. Die Entscheidung für den Fortbestand der Freiburger Universität sollte erst 1818 fallen, nachdem Karl von Rotteck im Januar 1817 mit einem Promemoria öffentlich dafür eingetreten war.<sup>19</sup> Die Universitätsbibliothek selbst blieb Grimm verschlossen, Interesse verdient aber die von ihm bezeugte Bemerkung Hugs, dass *mehrere dergleichen [= altdeutsche, d.h. mittelalterliche] Manuscripte aus den aufgehobenen Klöstern entwendet worden seyn*.

Mit dieser Aussage endet Grimms Freiburgbericht. In seinen Schilderungen aus Basel kommt er noch auf die Kachelöfen, die hiesige Kunst oder „Chouscht“, zu sprechen, die er in beiden Städten antraf: *In Freiburg wie hier sind fast nur porzellanene Ofen, plump viereckig, obwohl sauber, schwer zu erheizen, aber dann länger dauernd und eine gesündere Wärme gebend, als die eisernen, man sieht sie bunt, blau und weiß, grün und roth.*<sup>20</sup> Schließlich ergänzt er seine Impressionen vom Theater: *im Theater war ich in Freiburg und hier, um meine Einsamkeit zu vergeßen, die mich Abends am meisten plagt, ob ich gleich weiß, daß ich zu Caßel dieselben Stunden ohne viel zu sprechen geseßen hätte. Schauspieler und Stücke waren immer herzlich schlecht, aber die Plätze sind viel wohlfeiler, als in Norddeutschland; die rußischen Officiere klatschen beständig dazu, entweder weil sie nichts davon verstehen oder sich selbst damit Spaß machen wollen, oder lieber (nach Weiß) aus beiden Gründen zusammen; eine Decoration, die dreimal fehlerhaft war und zuletzt blieb, wurde ironisch behandelt, und dergleichen dummes Zeug mehr.*<sup>21</sup>

<sup>17</sup> ACHIM AURNHAMMER/C. J. ANDREAS KLEIN: Johann Georg Jacobi in Freiburg und sein oberrheinischer Dichterkreis 1784-1814 (Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau 25), Freiburg <sup>2</sup>[2001], S. 113-117.

<sup>18</sup> WINFRIED HAGENMAIER: Johann Leonhard Hug (1765-1846) als Handschriftensammler. Die von ihm erworbenen und der Universitätsbibliothek Freiburg i.Br. vermachten Handschriften im Spiegel seiner Forschungs- und Interessengebiete, in: Freiburger Diözesan-Archiv 100 (1980), S. 487-500; ANGELA KARASCH: Verborgene Pracht. Illumierte Handschriften in Freiburger Sammlungen, in: Verborgene Pracht. Mittelalterliche Buchkunst aus acht Jahrhunderten in Freiburger Sammlungen. Katalog der Ausstellung des Augustinermuseums Freiburg in der Universitätsbibliothek Freiburg, Lindenberg 2002, S. 8-33, hier S. 18-20. Indirekt überliefert Grimm damit das von Hagenmaier vermisste Selbstzeugnis Hugs über seine Handschriftensammlung.

<sup>19</sup> CARL VON ROTTECK: Für die Erhaltung der Universität Freiburg, Freiburg 1817; vgl. HERMANN MAYER: Bemühungen der Stadt Freiburg um die Erhaltung ihrer Universität in den Jahren 1816-1818, in: ZGGF 32 (1917), S. 103-130.

<sup>20</sup> Wie Anm. 2, fol. 8r.

<sup>21</sup> Ebd., fol. 9v.

In Basel fand Grimm ein Gedicht des ihm unbekanntem Dichters Hugo von Langenstein, er hoffte auf eine Weiterreise nach Bern, St. Gallen und Zürich. Doch die Alliierten, denen sich die Gesandtschaft nun anschloss, zogen durch die burgundische Pforte nach Zentralfrankreich. Der weitere Weg führte nun durch Kampfgebiet. Auch was die Handschriftenforschungen angeht, verlief die Reise für Grimm unbefriedigend. Am 2. Februar schrieb er aus Langres: *An literarischen Ausbeuten fehlt es seit Basel ganz [...]*.<sup>22</sup> In Montbéliard und Troyes fand er einige gedruckte Volksbücher.<sup>23</sup> Erst in Paris, wo er bereits 1805 zusammen mit seinem akademischen Lehrer Friedrich Carl von Savigny nach Handschriften geforscht hatte,<sup>24</sup> sollte er mit dem Fund einer Waltharius-Handschrift wieder auf seine Kosten kommen.<sup>25</sup>

## Anlage

Jakob Grimm an Wilhelm Grimm  
SBB PK, Nachlass Grimm 345, fol. 7-10.

lfol. 7r1

Basel, 20. Januar 1814

Lieber Wilhelm,

*seit meinem letzten Brief aus Rastadt bin ich einige Tage darauf in Freiburg angekommen, wo ich keine Ruhe fand, dir zu schreiben. Der Weg geht über Offenburg, eine ehemalige Reichsstadt und halbe Festung, die man auch jetzt wieder zuverschanzen angefangen hat, wiewohl bei dem gegen alles Erwarten schnellen Vorrücken der Alliierten nicht allzuernst; die Stadt ist breitstraßig wie Friedberg und etwa bald so groß.*

*Freiburg muß im Sommer ausnehmend schön liegen, ist aber nicht so gut gebaut, noch so groß wie Heidelberg, doch freundlich und wohlhabend, aber der [sic!] Münster ist auswendig und inwendig sehr schön, geräumig und voll Glasmalereien, ein Altargemälde von Hans Baldung, wenn ich den Namen recht behalten habe. Übrigens Stadt und Land (das Breisgau) noch herzösterreichisch, Kaiser Franz ist mit Wonne eingeholt worden, und als er sich das Ziehen verbat und deswegen aus dem Wagen auf ein Pferd gestiegen war, sollen sie sich an das Pferd gebunden haben; auch ist ihre einzige Hoffnung, daß sie wieder zu Österreich kommen und die badische Regierung wird wie Druck und Tyrannei betrachtet, die Auflagen sind ungeheuer (d. h. noch ärger als sonst in Westphalen), und ich habe brave und vernünftige Leute ordentlich rührend klagen hören, wie stiefmütterlich man von Carlsruhe aus diese Provinz behandelt.*

*Die beiden Kaiser mögen davon haben erzählen hören und ich weiß nicht, ob dies den russischen so aufgebracht und er eine andere Calendergeschichte nur zum Vorwand gebraucht hat, die in Freiburg allgemein erzählt wurde. In einem fürs badische Land gedruckten hinkenden Bot ist nämlich der russische Krieg nach der französischen Ansicht vorgetragen worden und es stehen einige Ausfälle und Albernheiten auf Kosten der Rußen darin. Wie nun der Großherzog neulich nach Freiburg reist, um aufzuwarten, läßt ihn Alexander erst eine halbe Stunde im Vorzimmer stehen, hält ihm, als er endlich eingeführt wird, den Calender vor, fragt, ob das in*

<sup>22</sup> An Wilhelm Grimm, 2. Februar 1814, Briefwechsel (wie Anm. 2), Nr. 130 – Teil 1, S. 274.

<sup>23</sup> Ebd. und Brief vom 8.-20. Februar 1814, ebd. Nr. 133 – Teil 1, S. 284.

<sup>24</sup> MORITZ (wie Anm. 5), S. 121-126; NICOUÉ (wie Anm. 5), S. 29.

<sup>25</sup> An Wilhelm Grimm, 19. April 1814, Briefwechsel (wie Anm. 2), Nr. 145 – Teil 1, S. 324, Teil 3, S. 177.

seinem Land gedruckt werde?, und auf Bejahren, spricht er: das ist abscheulich, soll ihn zerrißen und dem Großherzog vor die Füße geworfen haben, entfernt sich sogleich und hat ihn nachher nicht weiter mehr sprechen wollen, worüber dieser sehr mismuthig heimgereist seyn<sup>a</sup> muß. Ich weiß nicht, ob dir mit dieser Anekdote gedient ist, <sup>b</sup>zu verbürgen ist sie auch nicht, sondern Erzählung des Volks,<sup>b</sup> aber ich gönne doch den Rheinbundfürsten solche Demüthigungen, auf daß sie lernen, was sie sind, das Volk ist durchgehends beßer, aber die Verwandtschaften werden den Höfen einigermassen forthelfen. Um so schöner ist, daß obiges und ähnliches dennoch vorkommen kann und Alexanders reine und

lfol. 7v|

edle Gesinnung, die man allerwärts loben hört, durchbricht.

In Freiburg war ich blos bei Hug (Jacobi war einige Tage vorher begraben), deßen Äuseres Wesen etwas für uns Fremdes hat, das man aber vielleicht unter Katholiken öfter finden muß, etwas sanft schwärmendes und wortreiches in Augen und Mund; dabei aber hat er ein gutes, feines Gesicht, scheint grundgelehrt und war sehr gefällig gegen mich, besonders erzählte er mir umständlich die Geschichte der Universität und Bibliothek, wie sich alles seit Joseph und durch die große Einigkeit und Freude der Professooren untereinander gehoben habe, jetzt aber<sup>c</sup> Heidelberg in allem begünstigt und vorgezogen werde, so daß auch einige von dort<sup>d</sup> hierher gebrachte Professooren, die man dort nicht gewollt oder leicht entbehrt, hier nichts Gutes gestiftet hätten; hart schien mir auch, daß die Bibliothek z.B. kein Buch kaufen kann, ohne dem Großherzog<sup>e</sup> die Kaufsumme zu versteuern und so ihr sämtliches, nichteinmal reales, sondern putatives Vermögen. Dieser Bibliothek will Hug einmal, da er keine Kinder hat, seine eigene sehr auserwählte und seine Münzsammlung, beide von ihm mit großer Mühe erworben, vermachen. Über das Politische redete er mir sehr nach meinem Sinn. – Die Bibliothek konnte ich den Sonntag nicht sehen und den Montag reisten wir zu früh ab, sie soll indeßen, wie er mir sagt, bestimmt nichts altdeutsches besitzen, wohl aber mehrere dergleichen Manuscripte aus den aufgehobenen Klöstern entwendet worden seyn.

[...]

lfol. 10v|

[Außenadresse]: Herrn Bibliothecar Wilhelm Grimm, Caßel in Heßen

<sup>a</sup> Angesetzt: so. <sup>b-b</sup> Über der Zeile eingefügt. <sup>c</sup> Gestrichen: auch. <sup>d</sup> Gestrichen: her.

<sup>e</sup> Gestrichen: von der.



# Die Kriegserinnerungen der Anni Aschoff aus Freiburg

Von  
SARAH ÖHLER

## Zur Person

Anna Sophie Blanca Marie Aschoff, genannt Anni, wurde am 10. August 1896 in Göttingen geboren. Ihr Vater, Dr. med. Karl Albert Ludwig Aschoff (heute meist nur unter dem Namen Ludwig Aschoff bekannt), war zu diesem Zeitpunkt Privatdozent. Ihre Mutter war die Hausfrau Clara Marie Aschoff, geb. Dietrichs. Nachdem sie in Göttingen und Marburg gelebt hatten, zog die Familie 1906 nach Freiburg (Abb. 1), wo Ludwig Aschoff an der Albert-Ludwigs-Universität tätig war.

In einer Notiz zu Annis elftem Geburtstag hält ihre Mutter am 10. August 1907 ein paar Gedanken zu ihrem Wesen fest:

*Über die Entwicklung ihres Charakters ist es nicht ganz leicht zu schreiben, zeigt [sie] einem auch am wenigsten ihr Inneres [...]. Ihr Hauptfehler ist eine große Flüchtigkeit, die sie sowohl zu Hause, als auch in der Schule kund gibt [...]. In der Schule fällt ihr das lernen nicht leicht [...].<sup>1</sup>*

Besonders die Rechtschreibung fiel der jungen Anni schwer. Zu dieser Zeit war es nicht üblich, als Mädchen eine höhere Schule, vergleichbar einem Gymnasium, zu besuchen. So schickten sie ihre Eltern im Herbst 1912, Anni war jetzt 16 Jahre, nach Kreuznach auf die Haushaltsschule für ‚höhere Töchter‘ (Abb. 2). Dort hatte sie neben Chemie und Geschichte auch Unterricht in Französisch und Englisch. In diesem Internat findet Anni, die wegen einer schon länger dort lebenden Namensvetterin nun Anita gerufen wird, Freundinnen und entdeckt die Lust am Lernen. Nicht ohne Stolz schreibt sie ihren Eltern in Briefen, wie gut ihre Zensuren sind und wie gerne sie lernt. Auch bittet sie z.B. ihre Mutter, ihr Batterien für die Taschenlampe zu schicken, um auch zu den Schlafenszeiten noch im Bett lernen zu können.

1914 beendet Anni die Haushaltsschule und darf für vier Monate als zahlender Gast nach Vevey in die französische Schweiz, um dort in einer Familie mit anderen Gästen zu leben. An sich gefällt es Anni dort sehr gut. Sie nimmt Stunden in der örtlichen Schule und wird sprachlich von ihrer Hausmutter unterrichtet und korrigiert. Anni lernt in dieser Zeit viele verschiedene Menschen kennen: Engländer, Franzosen, Holländer sowie einen jungen Perser, für den sie in Freiburg über ihre Mutter eine Unterkunft für den Spätsommer suchen lässt. Sie versucht ihrer Gastmutter im Haushalt zur Hand zu gehen, um so Streit zu vermeiden; allerdings schreibt sie in ihren Briefen nach Hause auch immer wieder über den zum Teil offenen „Deutschenhass“, den ihre Hausmutter an den Tag legt:

<sup>1</sup> Dieses Zitat und alle weiteren persönlichen Informationen sowie die Fotografien in diesem Aufsatz entstammen Dokumenten von und Gesprächen mit Anni Aschoffs Tochter Brigitte Ogon.

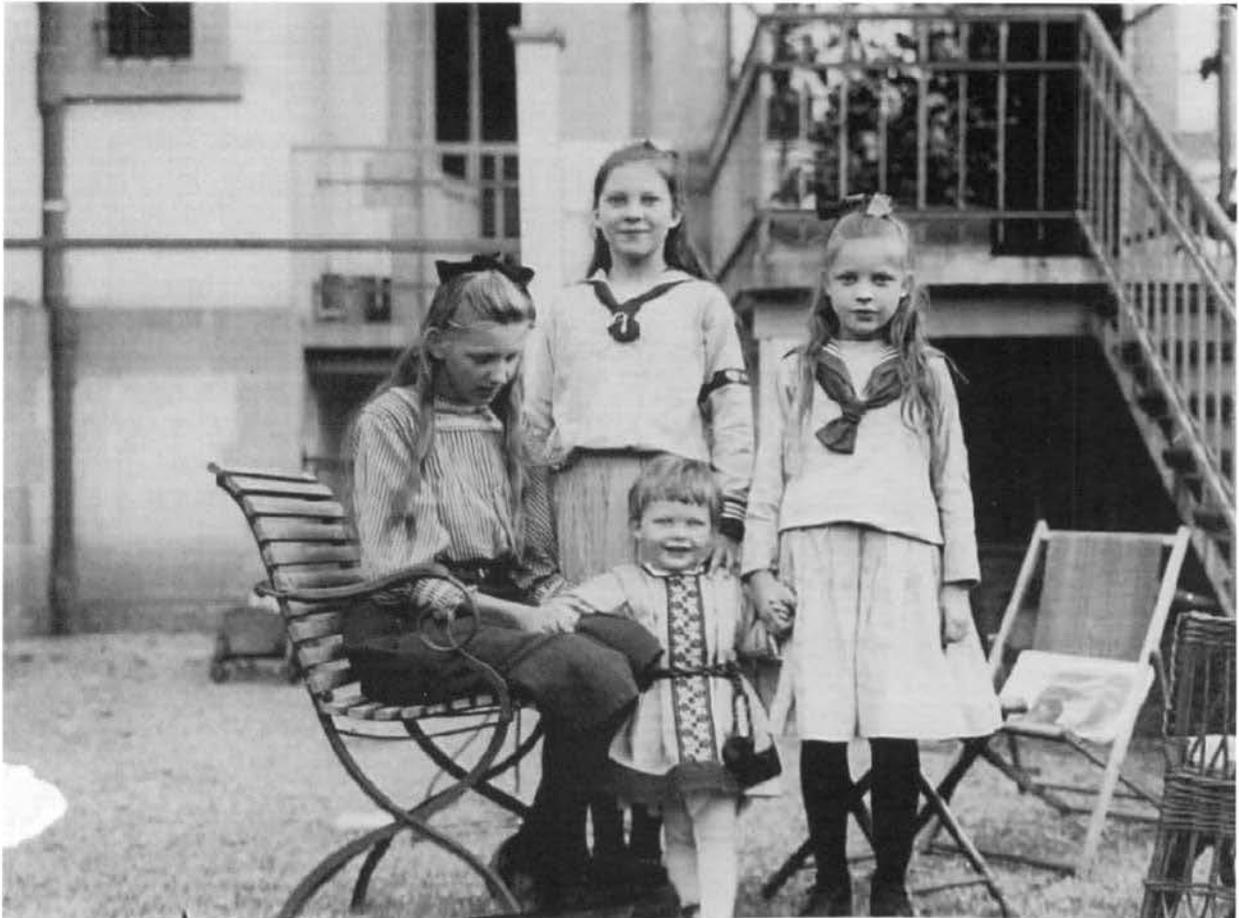


Abb. 1 Anni Aschoff (li.) mit ihren Geschwistern Heta, Eva und Volker, Aufnahme um 1908/09 (B. Ogon).

*Plötzlich fängt Madame an, auf Deutschland zu schimpfen. Sie kann sehr heftig werden, und so ging es denn los: Schlimmer als Sklaverei trieben wir es in Elsass-Lothringen und Schleswig Holstein. Nicht mal in ihrer Sprache ließen wir die Leute beten. Gerechtigkeit kenne man in Deutschland nicht. Achtung könne kein anderes Volk vor Deutschland haben. [...] Und das alles in einem dermaßen giftigen, schreienden Ton, dass ich beinah aufgestanden wäre und rausgegangen. Wenn ich nur eine deutsche Zeitung hier hätte, ich kann mich gar nicht verteidigen, wenn ich nicht weiß was eigentlich alles passiert. Ich habe mich rasend geschämt, daß mir nichts zu antworten einfiel. Es ist entsetzlich, wenn man da sitzt, nichts sieht, als die grinsenden Gesichter der Engländer und muß sowas mit anhören.<sup>2</sup>*

Erst im Sommer (etwa Mitte Juni-Juli) kehrt Anni in ihr Elternhaus nach Freiburg zurück.

Nach dem Attentat in Sarajewo und dem Mobilmachungsbefehl am 2. August 1914 wurde ihr Vater in die Vorbereitungen des Lazarettaufbaus involviert und so kam Anni wohl auch zu ihrer Arbeit als Hilfsschwester im Reservelazarett<sup>3</sup>, welches in unmittelbarer Nachbarschaft

<sup>2</sup> Anni an ihren Vater, Vevey 27. April 1914.

<sup>3</sup> Als Reservelazarette werden Einrichtungen bezeichnet, die – bereits zu Friedenszeiten geplant und organisiert – im Falle einer Mobilmachung in öffentlichen oder behördlichen Räumlichkeiten zügig eingerichtet werden konnten. Die Reservelazarette unter militärischer Leitung mussten innerhalb von zehn Tagen einsatzbereit sein. Im Anschluss wurden unter der Leitung des Roten Kreuzes oder von Privatpersonen und Stiftungen weitere Lazarette errichtet, die finanziell und organisatorisch von den militärischen Behörden unabhängig arbeiten sollten.



Abb. 2 Anni Aschoff (re.) und ihre Freundin Li in der Haushaltungsschule Kreuznach (B. Ogon).

ihres Elternhauses in Freiburg-Herdern im dortigen Realgymnasium eingerichtet wurde. Gegen Ende des Krieges wurde sie im französischen Sedan als Hilfsschwester eingesetzt.

Ihr Entlassschein wird am 17. Juli 1918 ausgestellt. Zu diesem Zeitpunkt ist Anni Aschoff fast 22 Jahre alt. Sie verlässt Freiburg erneut und besucht in Frankfurt die Schule für die Ausbildung zur Wohlfahrtspflegerin und legt am 15. August 1923 ihre Abschlussprüfung zur „Sozialbeamtin und Wohlfahrtspflegerin, Hauptfach Gesundheitsfürsorge“ ab. Parallel dazu arbeitet sie bereits als Fürsorgerin im Schwarzwald. Hauptsitz der von ihr betreuten Region ist Villingen, von dort aus kümmert sie sich besonders um Familien mit verwahrlosten Kindern. Im Rahmen dieser Tätigkeit begegnet sie oft dem Vikar Fritz Horch im evangelischen Gemeindehaus in Triberg. Die Fürsorgerin und der junge Witwer, dessen Frau und erstes Kind im Kindbett gestorben sind, verlieben sich ineinander und heiraten im Frühjahr 1929 (Abb. 3). Selbst noch kinderlos nimmt sich Anni des Waisenmädchens Emma an, welches fortan bei ihr lebt. Wohnsitz der jungen Familie wird nun bis 1936 Mannheim, dort bringt Anni ihre vier Kinder zur Welt. Ohne Emma, die für die Kinder der Familie Horch wie eine zweite Mutter war, hätte

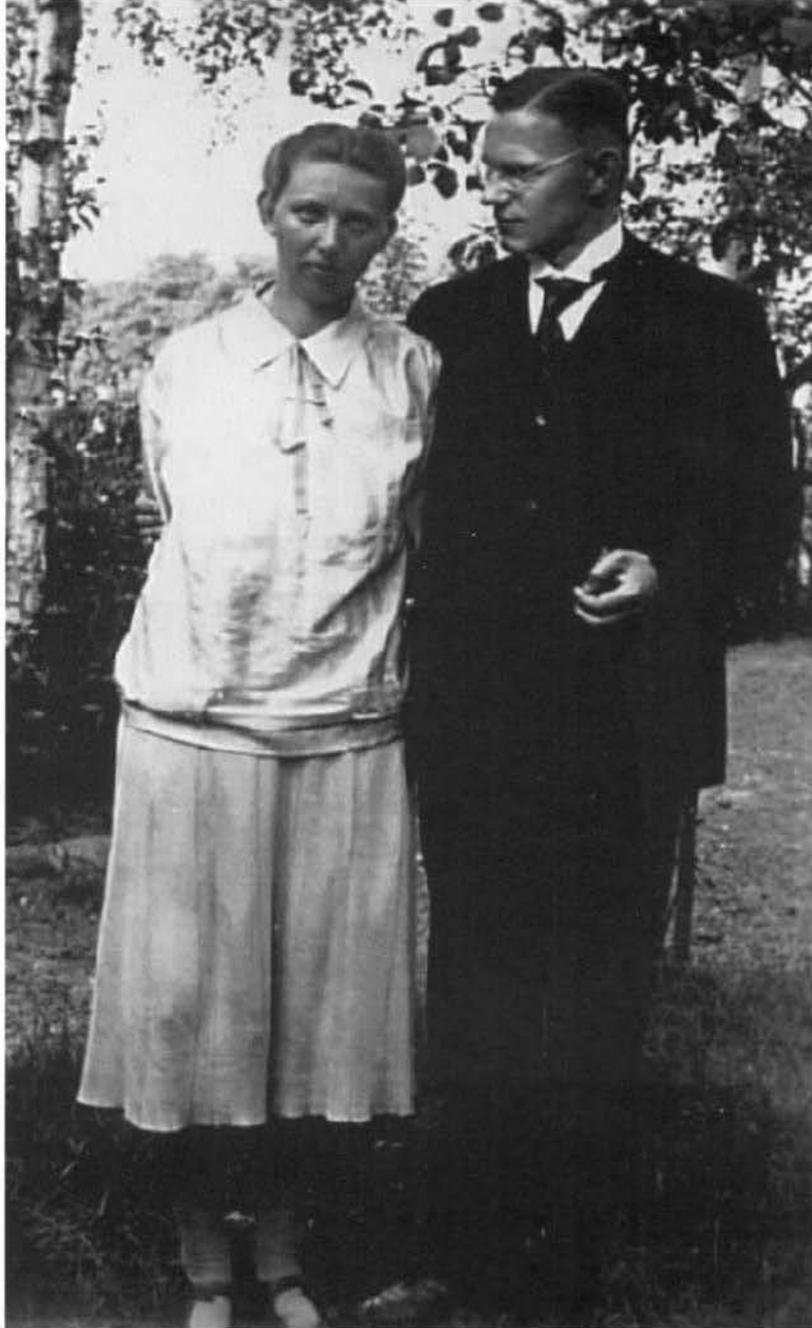


Abb. 3 Anni und ihr Ehemann Fritz Horch, Aufnahme um 1930 (B. Ogon).

Anni wohl nie so erfolgreich und vielseitig arbeiten können. Voll und ganz widmete sie sich ihren Ämtern in der evangelischen Frauenarbeit, war Mitglied der Landessynode und erfüllte auch noch die vielseitigen Aufgaben einer Pfarrersfrau. Immer kümmerte sie sich um die Menschen, denen es schlechter ging. „Diese Zuwendung zu den Kranken und Schwachen liegt in der Familie“, sagt heute ihre Tochter Brigitte.

Ab 1936 arbeitete Fritz Horch als Gemeindepfarrer im Freiburger Osten und war mit seiner Frau Mitglied des „Freiburger Kreises“, einer Untergruppe der „Bekennenden Kirche“, die sich gegen Hitler wandte.

Die Tochter Brigitte schätzt das politische Engagement ihrer Mutter jedoch gering ein, da sie neben ihren Bemühungen um Kriegswaisen und Witwen wohl kaum genügend Zeit gefunden hätte, sich auch noch eingehend politisch zu engagieren. Obwohl es für Anni schon schwer genug war, ihre eigene Familie in den Kriegsjahren zu versorgen, nahm sie zusätzlich

Waisen bei sich auf und kümmerte sich liebevoll um die Ärmsten der Gemeinde. Dies war für Anni Horch selbstverständlich.

Ihren Ehemann Fritz verlor Anni Horch bereits 1961. Fortan lebte sie mit ihrer Freundin und Weggefährtin Emma im Eschenhof, ihrem Elternhaus in Herdern. Als Emma in den 1980er-Jahren nach einer Demenzerkrankung plötzlich verstarb, wollte Anni in ihrem großen Haus nicht mehr alleine leben und zog in das Pflegeheim des Evangelischen Stifts in Freiburg.

Im August 1986 feierte sie dort im Kreise ihrer Familie ihren 90. Geburtstag. Wenige Wochen später verstarb sie friedlich, begleitet von ihrer Tochter Brigitte.

## Formale Quellenbeschreibung

Die von mir edierten und analysierten Handschriften von Anni Horch stammen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs und sind in zwei Büchern<sup>4</sup> bis heute im Familienbesitz.

Das „Erste Buch“ hat die Maße 14 x 17,5 cm. Der dunkelblaue Umschlag ist auf der Vorderseite links oben mit der Fahne des Deutschen Kaiserreichs (schwarz, weiß, rot) verziert; im unteren Drittel steht im Schrifttyp Arial „Kriegs-Tagebuch“ gedruckt. Die Innendeckel sind mit einem beige-goldenen Blumendekor ornamentiert. Das Buch hat 135 Seiten, wovon 110 Seiten beschrieben sind. Hinzu kommt das von Anni selbst gemalte Deckblatt, worauf in kunstvoller Schrift „Reserve-Lazarett Realgymnasium!“ geschrieben steht. Darunter wurde das Eingangsportal des Reservelazaretts im Realgymnasium liebevoll mit schwarzer Tinte bzw. Tusche gezeichnet (Abb. 4). Da zwischen den Aufzeichnungen immer wieder kleinere Skizzen und Zeichnungen zu finden sind, ist zu vermuten, dass Anni Aschoff diese Zeichnung selbst angefertigt hat. Die Seiten wurden ab dem ersten Eintrag auf der dritten Seite beginnend mit „1“ durchnummeriert. Da hierfür ein Bleistift benutzt wurde und die Nummerierung nach Seite „91“ endet, wurden diese Seitenzahlen entweder erst nachträglich hinzugefügt oder bereits im voraus eingetragen. Nach der Seite 93 sind zwei Seiten herausgetrennt worden; da dies innerhalb eines Eintrags geschah, wollte die Verfasserin vermutlich eine Zeichnung oder Formulierung entfernen. Eine Fotokopie dieses Buches wurde von Anni Aschoff noch zu Lebzeiten dem Stadtarchiv Freiburg übergeben.<sup>5</sup>

Das „Zweite Buch“ hat die Maße 12,5 x 19 cm. Der dunkelgrüne Umschlag ist auf dem Buchrücken mit drei goldenen Ornamenten verziert. Am Anfang des Buches sind einige Seiten herausgetrennt, sodass es noch 79 Seiten hat, von denen 39 beschrieben sind. Dieser Band enthält im Gegensatz zum „Ersten Buch“ keinerlei Zeichnungen, Skizzen oder sonstige Verzierungen. Auch hat die Autorin hier die Einträge mit Datum versehen, wohingegen im „Ersten Buch“ die Geschehnisse episodisch mit Überschriften und ohne genaue Datumsangaben gegliedert wurden. Das „Zweite Buch“ verfügt über keine Seitenzählung.

Das „Erste Buch“ enthält Berichte von den ersten Kriegstagen im August 1914 bis mindestens Winter 1914/15, die mit Überschriften versehen sind. Der Alltag im Reservelazarett wird episodisch und unter Vorstellung einzelner Personen dargestellt.

Das „Zweite Buch“ ist in klassischer Tagebuchform chronologisch und mit Datumsangaben geführt. Anni Aschoff schreibt darin ihre ganz persönlichen Eindrücke des Lazarettalltags vom 3. Februar 1915 bis 16. April 1915 nieder.

<sup>4</sup> Im Weiteren wird zur Unterscheidung von „Erstem Buch“ und „Zweitem Buch“ gesprochen.

<sup>5</sup> Stadtarchiv Freiburg, B 1/378.

# Reserve-Lazarett

## Realgymnasium!



Abb. 4 Zeichnung des Eingangsportals zum Reservelazarett, Deckblatt „Erstes Buch“ (B. Ogon).

### Strukturanalyse

Anni Aschoffs Handschriften unterscheiden sich in ihrer Struktur fundamental. Das „Erste Buch“ ist in seiner Grundform kein Tagebuch. Vielmehr ist es eine Sammlung von Erinnerungen. Die Autorin erzählt darin ihr Leben als junge Frau zu Beginn des Ersten Weltkriegs in Freiburg im Breisgau. Mit der emotionslosen und distanzierten Perspektive einer Beobachterin fasst sie ihre Erlebnisse in Episoden zusammen. Sie berichtet von Personen und Gesprächen, Sichtweisen und Problemen – dabei steht ihr Urteil meist zurück.

Die Aufzeichnungen weisen einen hohen Grad an Komposition auf, in der wörtliche Rede (Z. 37-39), Dialoge (Z. 66-84), Dialekte (Z. 300f) und sogar Notizprotokolle (Z. 29-32 und 154-157) aufgenommen werden.<sup>6</sup>

Das „Zweite Buch“ hingegen ist ein klassisches Tagebuch, das sie chronologisch, mit Datums- und teilweise sogar mit Tagesangaben, führt. Manche Tage, an denen sie nichts Spezielles notieren wollte, sind aufgeführt mit Aussagen wie *Nichts besonderes* oder *Alles beim alten*.<sup>7</sup> Dennoch gibt es auch immer wieder größere zeitliche Lücken in ihren Aufzeichnungen.

## Quellenkritik

Der genaue Entstehungszeitraum, des „Ersten Buches“, ist recht schwer einzuordnen, da die Aufzeichnungen, wie bereits erwähnt, nicht der Struktur eines Tagebuchs entsprechen.

Generell nennt Anni Aschoff in ihrem „Ersten Buch“ kein Datum zu ihren Kapiteln. Nur zweimal gibt sie eine fragmentarische Datierung an, die der Leser ergänzen muss.<sup>8</sup> Des Weiteren zeigen sich entweder Fehler in der Chronologie oder in der Datierung.

Zu Recht gibt Anni Aschoff den 9. August 1914 als Einzugstag in das Realgymnasium, das in ein Reservelazarett umgewandelt wurde, an.<sup>9</sup> Ihr zweites Kapitel leitet sie jedoch mit den Worten ein *Am nächsten Tag ist man trotz Sonntag und Sonnenschein schon wieder früh an der Arbeit*. Dies verwundert, da bereits der 9. August ein Sonntag war.<sup>10</sup> Nun könnte man vermuten, sie beschreibe bereits den 3. Kriegssonntag (16. August 1914), doch dann wäre es bezugslos von Anni Aschoff das darauffolgende Kapitel „Nächtlicher Überfall“ als bruchstückhafte Angabe des Tages mit den Worten *Am 12[. August] Abends* einzuleiten.<sup>11</sup>

Neben den konkreten Datumsdifferenzen, welche auf eine nicht unmittelbare Niederschrift schließen lassen, werden von der Autorin immer wieder Prolepsen und Analepsen in das „Erste Buch“ eingebunden:

*Der Herr Direktor aber tat manchen Seufzer, als er aus England zurückgekehrt nichts, auch garnichts mehr finden konnte; und in trüben Stunden sieht er die Zeit, da einmal Friede sein wird und er wieder Schule halten soll in den alten Räumen und keines Buben Hand sich rühren wird den Wirrwarr wieder zu lösen.*<sup>12</sup>

*Doch was machts. Scherben bedeuten Glück. 20 Waschschüsseln mehr oder weniger. Sie stehn ja doch nur so rum. Jetzt ist das anders.*<sup>13</sup>

*Doch damals waren noch die glückliche, goldene Zeit.*<sup>14</sup>

Aufgrund dieser erzählerischen Stilmittel sowie der Vermischung von Ereignissen kann davon ausgegangen werden, dass die Aufzeichnungen mit zeitlichem Abstand verfasst wurden.

Dies könnte auch die zum Teil unterschiedliche Schreibung der Namen erklären. Anni

<sup>6</sup> Deutsches Tagebucharchiv e.V. Emmendingen, 2001/I.

<sup>7</sup> Ebd., Z. 452 und 471.

<sup>8</sup> Ebd., Z. 1 und 87.

<sup>9</sup> Ebenso LORENZ WERTHMANN: Die Freiburger Lazarette im Völkerkrieg 1914-1915, Freiburg 1915, S. 44.

<sup>10</sup> Deutsches Tagebucharchiv e.V. Emmendingen, 2001/I, Z. 22.

<sup>11</sup> Ebd., Z. 87.

<sup>12</sup> Ebd., Z. 6-9.

<sup>13</sup> Ebd., Z. 25-27.

<sup>14</sup> Ebd., Z. 33.

Aschoff hat z.B. nachträglich Namen wie „Thoma“ in „Thomas“ abgeändert.<sup>15</sup> Hat sich dieser Schreibfehler aufgrund der Namensähnlichkeit mit der Frau des zu Kriegsbeginn amtierenden Oberbürgermeisters Emil Thoma eingeschlichen? Fest steht, dass nicht die Frau des Oberbürgermeisters gemeint war, sondern eine Frau Thomas, die Vorstandsdame der Küche, die im Lazarett arbeitete und von der in diesem Zusammenhang berichtet wird.<sup>16</sup>

Zur inhaltlichen Vermischung verschiedener Ereignisse soll an dieser Stelle exemplarisch das letzte Kapitel des „Ersten Buches“ analysiert werden:

Anni Aschoff berichtet von ihrer Nachtschicht. Mit einer zweiten Schwester kümmert sie sich um die Patienten, da die anderen Schwestern sich zur Ruhe legen. Im Folgenden berichtet sie von den Verwundeten: Da ist zum einen ein Landwehrmann, welcher sich weigert, sich das zerschossene Bein amputieren zu lassen. Dann der ihr besonders nahe stehende Patient mit einem Lungenschuss, den sie tröstet und mit Medikamenten versorgt, sowie ein junger Fähnrich, welcher noch in den Mannschaftsräumen liegen muss und sehr viel weint, weil er seine Mutter vermisst. Nach den nötigsten Versorgungsmitteln treffen sich die Nachtschwester mit dem diensthabenden Arzt in der Teeküche, um Kaffee zu trinken, zu welchem der Arzt übrig gebliebenen Weihnachtskuchen reicht.

Durch den Vergleich mit dem „Zweiten Buch“ kann man einige Vermischungen erkennen:<sup>17</sup>

1. Anni wiederholt in diesem Kapitel fast Wort für Wort die Aussage eines Soldaten, der aus einem Albtraum erwachte, wie sie es für den 9. Februar in ihrem Tagebuch notiert hat.
2. Der verwundete Landwehrmann ist laut des Freiburger Friedhofsbuches am 17. Februar 1915 verstorben,<sup>18</sup> so wie Anni Aschoff es auch unter diesem Tag notierte.
3. Der junge Fähnrich wurde am 18. Februar in die Offiziersstube verlegt. Die sich darauf beziehenden Notizen sind vom 16. über den 18. Februar hin verteilt zu finden.

Vollkommen unklar ist, wie Anni auf das Detail mit dem Weihnachtskuchen kommt, da es doch recht unwahrscheinlich ist, dass zu Kriegs- aber auch zu Friedenszeiten ein Arzt von seinem Weihnachtskuchen fast zwei Monate nach Heiligabend noch Reste aufbewahrt hat und ihn mit den Schwestern verspeist. Selbst wenn der Arzt aufgrund des Kriegszustandes besonders sparsam war und einen lange haltbaren Kuchen zu Weihnachten bekam, würde er den Kuchen wohl kaum so lange aufbewahren und sich rationieren, um ihn dann doch am Ende mit den Schwestern der Nachtschicht zu teilen. Offensichtlich stammt auch dieses Detail aus einer früheren Erinnerung.

Ob die Ereignisse aus redaktionellen Gründen miteinander vermischt wurden oder dies unbewusst durch die verstrichene Zeit passierte, kann nicht mehr nachvollzogen werden. Doch durch den Vergleich mit dem „Zweiten Buch“ lässt sich zumindest mit hoher Wahrscheinlichkeit sagen, dass das „Erste Buch“, nicht wie im Stadtarchiv notiert die Zeitspanne 1914-1918 behandelt, sondern es ist zu vermuten, dass sich der tatsächliche Zeitraum der Aufzeichnungen von Anfang August 1914 bis Mitte Februar 1915 erstreckt.

Der Stil der Formulierungen des „Ersten Buches“ lässt vermuten, dass Anni Aschoff die Aufzeichnungen nicht nur zu ihrer persönlichen Erinnerung aufgeschrieben hat, sondern viel-

<sup>15</sup> Ebd., Z. 82.

<sup>16</sup> WERTHMANN (wie Anm. 9), S. 42.

<sup>17</sup> Deutsches Tagebucharchiv e.V. Emmendingen, 2001/I, Zweites Buch.

<sup>18</sup> Hier hat Anni Aschoff den Namen des Verstorbenen falsch notiert: Es handelte sich um Wolf Stutzki, einen 24-jährigen Reservisten aus Bonkoreck, evangelischer Konfession, der unter der ‚Pfarrei Militär‘ in das Friedhofsbuch der Stadt Freiburg eingetragen wurde.

leicht schon mit Blick auf die Nachwelt. Dies würde erklären, warum sie zum Teil im *Pluralis Majestatis* schreibt und damit nur immanent den Leser oder einen weiteren Erzähler meint.<sup>19</sup> Allerdings wird das „wir“ von Anni Aschoff auch verwendet, wenn sie von der Gruppe der Schwestern und Helfern spricht und sich so als Teil des Kollektivs sieht.<sup>20</sup> Diese Absicht würde auch dem Geist der Familie entsprechen, wenn man bedenkt, dass die Briefe des Vaters an die Verwandtschaft von der Studienzeit bis ins Jahr 1940 gesammelt und als Buch herausgegeben wurden.<sup>21</sup>

Die Tagebuchstruktur des „Zweiten Buches“ lässt dessen Zeitraum sehr genau und mit hoher Wahrscheinlichkeit auf den 3. Februar 1915 bis 14. April 1915 datieren. Warum Anni Aschoff nach diesem Zeitpunkt mit ihren Notizen aufgehört hat oder ob es noch weitere Bücher gab, welche mit den Jahren verloren gingen, ist leider unklar. Allerdings fällt auf, dass sie beide Bücher mit dem Tod eines Patienten bzw. einem Begräbnis enden lässt. Dies könnte auf eine emotional schwierige Zeit der Autorin hindeuten, die ihr das Schreiben unmöglich gemacht hätte.

Das „Zweite Buch“ ist im Vergleich zum „Ersten Buch“ recht unsauber geschrieben, oft werden Rechtschreibfehler gemacht, Wörter gestrichen oder verbessert – dies spricht für die Authentizität und Unverfälschtheit der Quelle. Auch dass sie darin ihre Gefühlswelt immer wieder offenbart, erhärtet diese These. Am 8. März 1915 schreibt sie z.B.:

*Es gibt [A]ugenblicke wo [man] meint all dies Entsetzliche könne nicht wa[h]r sein und alles in einem wehrt sich dagegen und kann es nicht glauben. Wenn die Soldaten manchmal so kaltblütig von ihren Erlebnissen erzählen[,] dann muß ich einfach still herausgehn, ich kann es nicht mit anhören.*<sup>22</sup>

In diesen Notizen wird dem Leser vor Augen geführt, dass es sich bei der Autorin um ein erst 19 Jahre altes Mädchen handelt, welches bis zum Kriegsausbruch ein sehr privilegiertes und behütetes Leben geführt hat. Man könnte annehmen, dass es der Tochter eines renommierten Pathologen nichts ausmacht, in der Kriegskrankenpflege tätig zu sein, doch das Gegenteil wird dem Leser in den Aufschrieben der jungen Anni Aschoff klar. Sie ist schockiert und teilweise überfordert damit, so viele Schwerstverwundete zu versorgen, ihre Geschichten zu hören und sie sterben zu sehen.

Zu Beginn des Krieges hätte kaum jemand einen derart brutalen und verlustreichen Verlauf vermutet. Zahlreiche Pressemeldungen, in denen noch von einer geringen Verletzungsgefahr und einer verbesserten medizinischen Versorgung der Truppen vom Feld bis zurück an die Heimatfront die Rede war, belegen dies. Doch die Realität holte Freiburg als frontnahe Lazarettstadt bald ein: „Neben der Ankunft von französischen Kriegsgefangenen stellten die[se] Verwundetentransporte für manche Freiburger offenbar ein gleichzeitig interessantes wie grausiges Schauspiel dar.“<sup>23</sup>

Es scheint Anni zu entsetzen, dass das Leiden und Sterben der verletzten Soldaten sie als eine der wenigen unter dem Pflegepersonal so sehr berührt:

*Auf die Schwestern wirkt so etwas gar nicht mehr.*<sup>24</sup>

<sup>19</sup> Deutsches Tagebucharchiv e.V. Emmendingen, 2001/I, Z. 250.

<sup>20</sup> Ebd., Z. 1, 60 und 87.

<sup>21</sup> LUDWIG ASCHOFF: Ein Gelehrtenleben in Briefen an die Familie, Freiburg 1966.

<sup>22</sup> Deutsches Tagebucharchiv e.V. Emmendingen, 2001/I., Z. 550-554.

<sup>23</sup> Vgl. CHRISTIAN GEINITZ: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft, Essen 1998, S. 285f.

<sup>24</sup> Deutsches Tagebucharchiv e.V. Emmendingen, 2001/I., Z. 518.

Sie wird ihren Kindern später nicht sehr viel von der Lazarettzeit erzählen, vielleicht weil diese Erinnerungen sie schmerzten. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die Erlebnisse des Zweiten Weltkrieges, die sie mit ihren Kindern erlebt hat, noch einprägender waren, sodass sie mehr über diese Zeit sprechen wollte.

Im „Zweiten Buch“ erfährt der Leser auch mehr über Annis Leben, im Gegensatz zum „Ersten Buch“, in welchem sie als Beobachterin hinter den Ereignissen zurücktritt. So erfahren wir, dass ihr Privatleben seit dem Kriegsausbruch wohl sehr eingeschränkt war, bzw. der Krieg es erschwerte, Freundschaften zu pflegen. Im Februar – ein halbes Jahr nach Kriegsausbruch – schreibt sie in ihr Tagebuch:

*Wie einem das komisch vor kommt in Zivilkleidung. Erika und Hilda waren bei mir zum ersten mal nach Kriegsausbruch.*<sup>25</sup>

Über Familie oder Aktivitäten außerhalb des Lazarettes erfährt der Leser nichts. Entweder hat sie dieses Tagebuch speziell zur Erinnerung an ihre Arbeit im Lazarett geschrieben oder sie hatte tatsächlich kein Privatleben mehr, weil sie die meiste Zeit im Dienst war. Arbeit und Privates vermischten sich dadurch zusehends. Dies wird am Beispiel eines Patienten deutlich, in den sie sich offensichtlich ein wenig verliebt hatte, was wohl auf Erwidierung stieß, aber auch zu Konflikten führte:

*Unserem Kleinen der mit dem Lungenschuß geht es nicht gut. Er ist mein besonderer Freund und ich versorge ihn beinah allein.*<sup>26</sup>

*Von jeder Apfelsine die ich ihm zurecht mache muß ich ein[e] Scheibe essen sonst ist er nicht zu frieden.*<sup>27</sup>

*Von Dienstag bis Samstag hat er mir blos mit ja und nein geantwortet als Grund gab er an, ich habe ihn zu sehr gekränkt. Ich ahne aber nicht wieso.*<sup>28</sup>

## Quellenwert

Bei beiden Büchern handelt es sich um Autografen. Aufgrund seiner Struktur muss das „Erste Buch“ durch die Autorin redaktionell überarbeitet worden sein.

Wie eingangs erwähnt, sind die Quellen von Grund auf verschieden und müssen deshalb auch in ihrem Quellenwert getrennt voneinander bewertet werden.

Das „Erste Buch“ hat durch seine episodische Erzählung Unterhaltungswert und hohen Identifikationscharakter mit der Lazarettschwester Anni. Das „Zweite Buch“ dagegen wirkt durch seine persönliche und unverfälschte Art ansprechend auf den Leser und ermöglicht einen Einblick in das Leben des Mädchens Anni.

Beide Aufzeichnungen geben einen ganz persönlichen Einblick in das durch die Akten nur recht trocken dokumentierte Leben im Lazarett. Aktenbündel mit Zahlen über die Verletzten und deren Verteilung auf die städtischen Lazarette bekommen mit dem Fähnrich oder dem ‚Lungenschuss‘ zwar noch kein Gesicht, aber ein greifbares menschliches Schicksal und die

<sup>25</sup> Ebd., Z. 448f.

<sup>26</sup> Ebd., Z. 487f.

<sup>27</sup> Ebd., Z. 494f.

<sup>28</sup> Ebd., Z. 593-595.

Möglichkeit für den Leser, die Aufzeichnungen mit Empathie zu begleiten.

Insbesondere immanente Fakten des Lazarettalltages lassen sich aus dem Tagebuch herauslesen: So sind beispielsweise Aussagen, wonach die Lazarette im Handumdrehen eingerichtet und einsatzbereit gewesen wären, zu relativieren. An Szenen, wie sie im Kapitel „Nächtlicher Überfall“ beschrieben werden, wird deutlich, dass, wo Seife, Handtücher und ein Herd fehlen, noch nicht von Lazarettalltag gesprochen werden kann.<sup>29</sup> Die reibungslose Organisation der Militärverwaltung muss auch aufgrund der folgenden Notiz Annis im Kapitel „Kriegssonntag“ relativiert werden:

*Unterdessen waren Sendungen vom Militair gekommen. Ratlos standen die Damen drum rum. 10 Kohlenkästen mit Zange und Schaufel, und im ganzen Haus nur Zentralheizung.*<sup>30</sup>

Sehr bedauerlich ist natürlich, dass die Autorin in ihrem „Ersten Buch“ zwar den französischen Verwundeten Devaux mit seiner Sicht auf den Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu Wort kommen lässt, dies jedoch nicht weiter kommentiert.<sup>31</sup> Was sie selbst von dieser Darstellung gehalten hat, bleibt vollkommen im Dunkeln, auch wenn eine freundschaftliche Zuneigung aus den Zeilen spricht. Auch die Weiterentwicklung der jungen Frauen, die als Schwestern gearbeitet haben, wird wenige Seiten vorher thematisiert. Zunächst empfanden die Mädchen Angst und Scheu gegenüber den ausländischen Patienten, doch dann kommt es bald zu Annäherungen.<sup>32</sup> Anni werden diese ersten Kontakte zu den französischen Patienten sicherlich durch ihren Aufenthalt in Vevey und ihre Fremdsprachenausbildung in der Haushaltsschule erleichtert. Doch nicht nur die Schwestern, auch die verletzten deutschen Soldaten gehen im Lazarett teilweise auf ihre Feinde vom Feld zu und zeigen sich in Anni Aschoffs Schilderungen ganz verduzt, als ihnen klar wird, dass diese genauso *kleine Männer* sind, die ebenfalls nur für ihr Vaterland gekämpft haben.<sup>33</sup>

Durch die distanzierte Haltung Annis im „Ersten Buch“ und den recht kurzen Zeitraum des „Zweiten Buches“ ist es fast unmöglich eine angemessene Einschätzung ihrer persönlichen Entwicklung zu geben. Jedoch lässt sich am Anfang noch durchaus etwas Jugendliches in ihrem Erzählen erkennen. Wie sie beispielsweise amüsiert über den Einzug und die Missgeschicke der Pfadfinder und Mädchen berichtet, hinterlässt beim Leser den Eindruck eines ‚Abenteuers im Sommer‘.

Dem gegenüber machen die Aufzeichnungen im „Zweiten Buch“, die immer öfter auch Tod und Grauen beinhalten, traurig und betroffen. Einziger Lichtblick scheint der ‚Lungenschuss‘ zu sein, von dem sie zwar liebevoll spricht, doch nie seinen tatsächlichen Namen nennt – hatte sie vielleicht Angst, jemand könnte ihre Aufzeichnungen lesen, oder will sie ihn mittels der medizinischen Diagnose (Lungenschuss) auf Distanz halten?

Die Tagebücher und Erinnerungsschriften vergangener Generationen lassen Eindrücke und kurze Einblicke in jene Zeiten zu, deren Deutung jedoch aus dem Hier und Jetzt immer spekulativ bleiben wird.

<sup>29</sup> Ebd., Z. 87ff. Vgl. CHRISTIAN GEINITZ: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft, Essen 1998, S. 291.

<sup>30</sup> Deutsches Tagebucharchiv e.V. Emmendingen, 2001/I., Z. 57-59.

<sup>31</sup> Ebd., Z. 193-208.

<sup>32</sup> Ebd., Z. 161ff.

<sup>33</sup> Ebd., Z. 172-176.



# Maxim Gorki im Schwarzwald

Von  
KLAUS HOCKENJOS

## Einleitung

Am 12. Dezember 1887 sah Alexej Maximowitsch Peschkow keinen Sinn mehr darin, sein Leben fortzusetzen und schoss sich in die Brust. Die Kugel traf jedoch nicht das Herz, der 19-Jährige überlebte. Der Lungenverletzung gab man später die Schuld an der Tuberkulose, die sich erstmals 1896 bemerkbar machte. Alexejs Mutter hatte unter der gleichen Krankheit gelitten und war daran mit 35 Jahren gestorben. Nach einer Kindheit unter widrigsten Verhältnissen (eindringlich geschildert im ersten seiner autobiografischen Romane) wurde Alexej Gelegenheitsarbeiter, er kam in Kontakt mit illegalen Studentenkreisen und wanderte mit den „Barfüßigen“ durch Russland. Seine erste Erzählung schrieb er unter dem Pseudonym „Maxim Gorki“ („der Bittere“) und behielt diesen Namen für die Zukunft. Als Journalist konnte er endlich vom Schreiben leben, seine Erzählungen wurden bald ein großer Publikumserfolg, zur Sensation geriet 1902 in Moskau die Premiere seines Bühnenstücks „Nachtasyl“. 1905 war er der sozialdemokratischen Partei der Bolschewiki beigetreten, er erlebte den „Moskauer Blutsonntag“ und rief in einer Proklamation zum *sofortigen, hartnäckigen und gemeinsamen Kampf gegen die Selbstherrschaft* auf. Er wurde inhaftiert, doch die internationalen Proteste erreichten, dass er einen Monat später wieder freigelassen wurde. Im gleichen Jahr traf der „Sturmvogel der Revolution“ zum ersten Mal mit Lenin zusammen und entwickelte eine eigentümliche Schwäche für den Machtmenschen, der seinerseits vor allem den Nutzen sah, den der Ruhm des bereits international anerkannten Dichters der Partei einbringen würde. Es wurde beschlossen, Gorki solle in den Vereinigten Staaten über den russischen Revolutionskampf informieren und Geld für die leere Parteikasse sammeln. An eine baldige Rückkehr ins Zarenreich war nach seinen Angriffen auf die russische Regierung nicht mehr zu denken; Gorki erhielt politisches Asyl in Italien und bewohnte bis 1913 eine Villa auf Capri. Eine erste Krise hatte die Freundschaft mit Lenin zu bestehen, als 1908 Gorki in Anlehnung an die Gruppe der „Gotteserbauer“ für eine Synthese zwischen Marxismus und Christentum eintrat: Eine Zumutung für den Revolutionsführer! Noch tiefer wurde die Kluft bei der Machtübernahme der Bolschewiken, der Oktoberrevolution 1917: Gorki beschuldigte Lenin, er stürze das Land in ein anarchistisches Chaos, sei eine *denkende Guillotine*, durchdrungen von der *gnadenlosen Haltung des Herrenmenschen über Leben und Tod der Massen*.<sup>1</sup> Im Gegenzug schrieb nun die „Prawda“, Gorki habe die Revolution verraten und sich mit der Reaktion solidarisiert. Ende 1918 wurde ein Attentat auf Lenin verübt, auf das die Regierung mit Massenterror reagierte. Dennoch führte der Mordanschlag dazu, dass Gorki sich wieder der Führungsgestalt Lenins annäherte – ihn hielt er jetzt für den Einzigen, der eine wahnwitzige Anarchie unter den Bauern und Soldaten verhindern konnte. Um unter den gegebenen Umständen noch etwas zu erreichen, zu helfen, Leben retten zu können, schien ihm nun die Zusammenarbeit mit den Bol-

<sup>1</sup> GEIR KJETSAA: Maxim Gorki. Eine Biographie, Hildesheim 1996, S. 236.

schewisten unumgänglich. Aber er musste immer öfter Niederlagen hinnehmen, sein erbitterter Feind, der Petrograder Parteichef Sinowjew torpedierte erfolgreich Gorkis Interventionen, so als es darum ging, dem todkranken Dichter Alexander Blok die Ausreise in ein Sanatorium in Finnland zu ermöglichen oder den Lyriker Gumiljow vor der Exekution wegen „konterrevolutionärer Tätigkeit“ zu retten. Lediglich der Freundschaft mit Lenin hatte es Gorki zu verdanken, dass er noch in Freiheit lebte. Zuletzt wurde er dem Sowjetstaat noch einmal nützlich, als er 1921 mit Aufrufen an die Schriftstellerkollegen in aller Welt und die ausländische Presse dazu beitrug, dass endlich eine effektive Hilfe gegen die gigantische Hungerkatastrophe in der Sowjetunion in Gang kam. In Deutschland war es der an Gerhart Hauptmann adressierte Notruf, der die Reichsregierung unter dem gebürtigen Freiburger Joseph Wirth zur Beteiligung an der Hilfsaktion bewog. Allerdings beschränkte man sich auf ärztliche Hilfe und Heilmittelsendungen, weil Nahrungsmittelhilfen im Nachkriegsdeutschland nicht durchsetzbar gewesen wären.<sup>2</sup> Aber so wertvoll der prominente Gorki als Sympathieträger für das Regime auch war, jetzt wurde er der Führung zunehmend lästig. Als seine seit 1896 bekannte Lungentuberkulose wieder zu den alarmierenden Symptomen Bluthusten und Fieber führte (ihn *wie ein bössartiger Hund attackierte*)<sup>3</sup>, und auch die (absolut unübliche) Röntgenbestrahlung der Milz keine Besserung erbrachte,<sup>4</sup> empfahl Lenin dem Freund dringend, die Krankheit im Ausland auskurieren zu lassen. Dass auf diese Weise der unbequeme Dichter für einige Zeit lang auf Distanz von dem Geschehen in der Sowjetunion gehalten werden konnte, hatte der Taktiker bei seiner Empfehlung mit Sicherheit in Betracht gezogen!

Im Oktober 1921 reiste der jetzt 53-Jährige in Begleitung seines Sohnes Maxim, der Schwiegertochter Timoscha und des Freundes Rakicki zunächst nach Berlin. Die Stadt war ihm nicht unbekannt: 1906 hatte er seine Reise in die USA hier unterbrochen, um mit den führenden Köpfen der SPD Bebel, Liebknecht, Kautsky und Rosa Luxemburg Kontakt aufzunehmen. Wie er danach an Lenin berichtete, konnten ihm lediglich Rosa Luxemburg und Liebknecht imponieren; in der Wohnung Bebels hatte ihn die kleinbürgerliche Atmosphäre mit Spitzendeckchen und dergleichen genervt. Es hieß damals, Gorki hätte in Deutschland eine größere Leserschaft als sämtliche deutschen Schriftsteller zusammen. Seit 1903 war sein „Nachtasyl“ über 500-mal im „Kleinen Theater“ aufgeführt worden, und Max Reinhardt veranstaltete Gorki zu Ehren eine Sonderaufführung; unter dem Publikum waren auch der Kronprinz und Reichskanzler Bülow. Jetzt dagegen verlief seine Ankunft sang- und klanglos, die über hunderttausend russischen Emigranten verhielten sich abweisend: Warum nahm Gorki nicht Stellung gegen die bolschewistische Regierung in Moskau?

Gorki ließ sich in der Berliner Charité vom Lungenspezialisten Prof. Kraus untersuchen. Der Befund: Tuberkelbakterien im Auswurf, also offene Tuberkulose, Verwachsungen zwischen Lungenfell und Herzbeutel und nur noch ein Drittel ungeschädigter Lunge. Der Professor empfahl eine unverzügliche Kur im Süden oder im Schwarzwald. Schon Anton Tschechow, seit 1899 mit Gorki befreundet, hatte sich von Badenweiler eine Besserung seiner Tuberkulose erhofft – allerdings war ihm bei dem fortgeschrittenen Stadium seiner Erkrankung nicht mehr zu helfen, er starb am 15. Juli 1904.

<sup>2</sup> WOLFGANG ECKART: Nach bestem Willen tatkräftige Hilfe leisten, in: Ruperto Carola 1999/Heft 3, S. 15-20.

<sup>3</sup> KJETSAA (wie Anm. 1), S. 288.

<sup>4</sup> NINA BERBEROVA: Baronin Budberg, Hildesheim 1992, S. 139. Der Leibarzt Gorkis, Dr. Manuchkin, wandte seine Therapie 1922 in Paris auch bei der Schriftstellerin Katherine Mansfield an, der die Milzbestrahlung ebenfalls keinen Nutzen brachte.



Abb. 1 Lungensanatorium um 1915 (aus: Sanatorium St. Blasien, Freiburg ca. 1915).

## In St. Blasien

Am 4. Dezember 1921 kam Gorki zusammen mit Sohn Maxim, dessen Ehefrau Timoscha und dem Maler Rakicki in St. Blasien an. Das dortige Lungensanatorium (Abb. 1) hatte ihm ausgerechnet Lenin bereits 1913 als eines der *exzellenten deutschen Sanatorien* empfohlen, das *in der Lage ist, Lungenaffektionen vollständig zu heilen; man erreicht dort komplette Vernarbung der Herde, indem man die Patienten aufpäppelt und sie systematisch an die Kälte gewöhnt. so härtet man sie ab und kann sie kräftig und arbeitsfähig entlassen.*<sup>5</sup> Keine Werbeschrift hätte das therapeutische Konzept der 1882 von Dr. Haufe nach dem Modell des Davoser Höhensanatoriums begründeten St. Blasier „Heilanstalt für Lungenkranke“ besser formulieren können. Im Zentrum der Behandlung stand die Klimatherapie, die eine tägliche, mehrstündige Liegekur sowie dem Zustand des Patienten angepasste Spaziergänge vorsah. 1906 war hier bereits die Mutter der Dichterin Marina Zwetajewa behandelt worden. Dr. Sanders, der Nachfolger Haufes, hatte dessen Aufnahmepraxis jedoch geändert:<sup>6</sup> Infauste Endstadien der Lungentuberkulose sollten künftig nicht mehr in St. Blasien behandelt werden, also legte man der Patientin nahe, sich besser in Yalta behandeln zu lassen.<sup>7</sup> Seit 1914 leitete Prof. Bacmeister das Sanatorium, er konnte nachweisen, dass auch außerhalb der Schweizer Hochgebirgsverhältnisse die gleichen Heilerfolge zu erzielen seien. Den für die Liegekur unentbehrlichen Fellsack musste sich Gorki für 2.600 Reichsmark besorgen (damals war es üblich, „eindeutig als solche zu identifizierende Ausländer“ einen Aufschlag von 50 bis 100 % zahlen zu lassen), schon die Anfahrt von Freiburg her hatte ihn 1.250 RM gekostet. Zweimal am Tag müsse er jeweils zwei

<sup>5</sup> WLADIMIR I. LENIN: Collected Works, Bd. 35, Moskau 1976, S. 112f.

<sup>6</sup> SIGARD ADOLPHUS KNOPF: Les Sanatoria, Paris 1900, S. 179.

<sup>7</sup> CLAUDE DELAY: Marina Tsvetaeva. Une ferveur tragique, Paris 1997, S. 69: *Le sanatorium ne veut plus une incurable.*

Stunden liegen, schrieb Gorki an Freund Krjutschkow, dazu die obligatorischen vier Mahlzeiten und verordneten Spaziergänge: Wann werde er da Zeit für literarisches Arbeiten haben? Gorkis dichterische Produktion war unter der Fülle der organisatorischen Aufgaben in den letzten Jahren fast vollständig zum Stillstand gekommen. Ein anderes Problem: Weihnachten stand vor der Tür, es galt, Geschenke an den Chefarzt, die Bademeister und „Fräuleins“ zu kaufen, das würde wieder ins Geld gehen. Ein Freund in St. Petersburg wurde deshalb beauftragt, Wertgegenstände zu verkaufen. Zwar hatte es das Moskauer Politbüro auf Veranlassung Lenins übernommen, die Mittel für den Kuraufenthalt bereitzustellen, aber davon war einstweilen noch nichts eingetroffen. Dagegen hatte das deutsche Außenministerium bereits das Kreisamt St. Blasien angewiesen, Gorki während seines Aufenthalts im Schwarzwald jegliche gesetzlich zugelassenen Vergünstigungen zukommen zu lassen.<sup>8</sup> Rasch hatte sich Gorki einen Überblick über die Verhältnisse im Kurort verschafft, bereits am 16. Dezember berichtete er: *Hier lebt auch Admiral Tirpitz, - na, wie ist das? Und ironisch fuhr er fort: Aber da es sehr wenig Wasser hier in der Umgebung gibt, kommt er nicht in Versuchung, jemanden zu versenken, sondern spaziert einfach zu Fuß auf den Wanderwegen, und, indem er die Bäche sehr aufmerksam mustert, streicht er seinen preußischen Bart.*<sup>9</sup> Am gleichen Tag konfrontierte ihn ein Brief aus Stuttgart mit der politischen Wirklichkeit: *Irgendwelche Herrschaften drohen, mir eine Kugel zu verpassen. Der Brief ist auf Deutsch geschrieben, aber er riecht buchstäblich nach russischem Geist* – gemeint waren die russischen Emigranten. Mit den örtlichen Verhältnissen war Gorki zunächst durchaus zufrieden: *Alles ist hier sehr schön, akkurat und solide.* Man erweitere gerade das Sanatorium, um weitere 500 oder 1.000 Patienten unterbringen zu können. Die (wiederum an Lenin adressierte) Skizze des Sanatoriumalltags aus der Sicht eines Patienten scheint mit ihrer Ironie Thomas Manns zwei Jahre später erscheinenden „Zauberberg“ vorwegzunehmen: *Morgens kommt Professor Bacmeister zur Visite und fragt: „Geht's gut?“ – „Gut“. Danach drückt er mir herzlich die Hand und verschwindet zum nächsten. Vor ein paar Tagen hatte ich Bluthusten. „Gut?“ – „Sehr gut!“ – „Schön“.*<sup>10</sup> Seine Meinung über die Einheimischen hatte Gorki sich rasch gebildet: *Die Schwarzwälder sind ein ziemlich pffiffiges und verlogenes Völkchen.* Immerhin: *Wenn sie aber auf die Idee eines Bündnisses mit Russland zu sprechen kommen, dann spürt man, daß da ein lebhaftes Interesse besteht. Demnach ist selbst für die Massen ein derartiges Bündnis nicht unvorstellbar.*<sup>11</sup> Tatsächlich wurde wenig später im April 1922, während der Kanzlerschaft von Josef Wirth, der Vertrag von Rapallo geschlossen. Und weiter: *Bleiben Sie gesund und schonen Sie sich. Vergessen Sie nicht, dass der Russe ein Mensch ist, dessen Handlungsweise völlig unberechenbar ist – er begeht eine Gemeinheit und wundert sich dann selbst: Wie konnte ich das bloß fertigbringen?* Gorki meinte damit die Gefahr eines erneuten Attentats.<sup>12</sup> Nach diesem Brief riss die Korrespondenz zwischen Gorki und Lenin aus unerfindlichen Gründen ab. Im nächsten Jahr erlitt Lenin seinen ersten Schlaganfall und starb 1924.

Am Heiligen Abend besuchten die beiden Kinder von Prof. Bacmeister den Dichter in seinem Zimmer, überbrachten Geschenke und sagten ein ihnen beigebrachtes russisches „Fröhliche Weihnachten“ auf. Gorki, der glaubte, Russenkinder vor sich zu haben, reagierte mit einem russischen Wortschwall, woraufhin die Kinder erschrocken abzogen.<sup>13</sup>

<sup>8</sup> CLAUS-PETER HILGER: Vor 60 Jahren: Maxim Gorki 120 Tage in St. Blasien, in: Schwarzwälder Bote, Weihnachtsausgabe von 1981.

<sup>9</sup> MAXIM GORKI: Polnoe sobranie sočinenij Pism'a i jun' 1919-1921, Moskau 2007, S. 273.

<sup>10</sup> Ebd., S. 269.

<sup>11</sup> Brief an Lenin vom 25. Dezember 1921, ebd., S. 272.

<sup>12</sup> Lenin und Gorki. Eine Freundschaft in Dokumenten, hg. von EVA KOSING und EDEL MIROWA-FLONN, Berlin/Weimar 1974, S. 244.

<sup>13</sup> HILGER (wie Anm. 8).



Abb. 2 Gorki (mit Hund) auf dem Balkon des Sanatoriums in St. Blasien (Nachlass Claus-Peter Hilger).

Gorki schien sich willig in die für ihn ungewohnte Disziplin einzufügen, die man zu dieser Zeit als elementare Voraussetzung für den Heilungsprozess ansah. Das Gelage, über das Gorki (wahrscheinlich übertreibend) am 3. Januar 1922 berichtet, dürfte allerdings kaum Prof. Bacmeisters Billigung gefunden haben: *Ganz unverhofft und ohne Absicht wurde ich zu einer Berühmtheit in St. Blasien, weil ich im Verlauf von 2 bis 3 Stunden [am Silvesterabend?] etwa 6 Liter eines sehr guten Biers trank und nichts außer Vergnügen verspürte. Tags darauf wurde diese Heldentat im Klub der „Alten Bären“ unter den hiesigen Säufern bekannt.*<sup>14</sup>

<sup>14</sup> MAXIM GORKI: *Polnoe sobranie sočinenij Pism'a i jun' 1922-1924*, Moskau 2009, S. 7.

Die Anwesenheit des berühmten Dichters war für die St. Blasier Gesellschaft verständlicherweise eine Sensation. Die örtliche Buchhandlung hatte eigens für ihn russische Zeitungen und Illustrierte in ihr Angebot aufgenommen und das Schaufenster mit seinen Büchern dekoriert. Gelegentlich ließ sich Gorki in einem wallenden roten Gewand auf dem Balkon seines Zimmers sehen (Abb. 2). Im Übrigen legte er keinen Wert auf Publizität und rechnete es seinen russischen Mitpatienten hoch an, dass sie Diskretion übten und zumindest so taten, als hätten sie ihn nicht erkannt. Insbesondere lehnte er die Interviewbitten der ihn bestürmenden Journalisten ab, denn *sie verdrehen alles auf unerträgliche und boshafte Art*.

Über das Winterwetter in St. Blasien staunte Gorki: *Alles ist hier merkwürdig: Zuerst fällt richtig guter Schnee, am nächsten Tag regnet es und spült uns alles wieder dahin. Heute ist ein wunderbar frostiger Tag, -5 Grad. Und weiter: Die Tage sind kurz, und ich muß zwei Stunden unbeweglich herumliegen, auch zum Spazierengehen werde ich gezwungen. Ich glaube nicht an den schlechten Zustand meiner Lunge, ich denke, sie wird verleumdet: Die Körpertemperatur ist stabil, und obwohl ich Blut huste, fühle ich mich wohl. Bacmeister ist sehr liebenswürdig – und teuer: Zwar nicht meinem Herzen, aber meiner Brieftasche.*<sup>15</sup> Auf einem seiner Spaziergänge beobachtete Gorki das Schlittenfahren: *Wenn die Kinder der hier lebenden französischen Familien zum Hügel kommen, gehen die deutschen Kinder demonstrativ schweigend nach Hause. Wie der Oberlehrer der St. Blasier Schule erklärt, bringen die deutschen Eltern ihren Kindern bei, die Franzosen zu hassen.*<sup>16</sup> Die Winterlandschaft beeindruckte ihn (8. Januar): *Im Schnee rauschen die Bäche, mitten durch die blendend weiße Talebene fließt die schwarze Alb, an einem Wasserfall haben sich riesige Eiszapfen gebildet, auch der Architektur verleiht der Schnee ein eigentümliches Aussehen.*<sup>17</sup> Er sah sich ein Skirennen an, das ihn aber nicht sonderlich beeindrucken konnte (*ein wenig langweilig*), bemerkenswert schien ihm jedoch die Zähigkeit der Teilnehmer: *Was sie leisten! Ich werde nicht müde, darüber zu staunen. Gute Burschen!* So wenig sympathisch ihm die Deutschen waren, so sehr bewunderte er ihre Arbeitsfähigkeit: *Ich schaue ihnen zu und denke voller Erbitterung, voller Neid: Wenn man doch auch bei uns verstehen würde, so zu arbeiten. Wäre das doch nur der Fall!*<sup>18</sup>

Dass Gorki hingegen St. Blasiens Sehenswürdigkeit, den Dom, in seinen Briefen mit keinem Wort erwähnte, mag mit seinem Atheismus zu erklären sein. Im Übrigen stellten Kuppelkirchen für ihn nichts Besonderes dar, schließlich wies die St. Petersburger (mittlerweile Petrograder) Silhouette eine ganze Anzahl dieses Bautyps auf.

Allmählich fing Gorki an, sich unter dem starren Ritual der Kurmaßnahmen zu langweilen, auch wenn es ihm nicht an Besuchern fehlte. Es reisten Freunde und Bekannte an, unter anderen Bucharin, damals Mitglied des Politbüros, mit dem Gorki auf gutem Fuß stand. Anscheinend hatte er den Auftrag, Gorkis Äußerungen gegenüber der Presse zu überwachen (1936 ließ ihn Stalin liquidieren). Außerdem traf Sinowi Alexejewitsch Peschkow ein, den Gorki 1899 adoptiert hatte.<sup>19</sup> 1914 hatte er sich zur französischen Fremdenlegion gemeldet und schrieb jetzt nach seinem Besuch einen Bericht an den französischen Außenminister, in dem er Gorkis aktuelle politische Meinung darstellte: *Gorki zeichnet ein hoffnungsloses Bild von Russland, [...] er wartet darauf, dass das Schicksal die Bolschewiken zu Fall bringt.*<sup>20</sup> Peschkow wurde später Oberst und war zu Beginn des 2. Weltkriegs bereits General, er stellte sich de Gaulle zur Verfügung und wurde noch 1964 mit 80 Jahren von ihm als Berater und Delegationsleiter ein-

<sup>15</sup> Ebd., S. 15.

<sup>16</sup> Ebd., S. 12.

<sup>17</sup> Gorki fand es bemerkenswert, dass hier die Gewässer nicht ebenso zufrieren wie in Russland.

<sup>18</sup> GORKI (wie Anm. 14), S. 21.

<sup>19</sup> BERBEROVA (wie Anm. 4), S. 171f.

<sup>20</sup> KJETSAA (wie Anm. 1), S. 286f.

gesetzt. Auch Gorkis Ehefrau Jekaterina Peschkowa, von der er sich bereits 1903 „im Guten“ getrennt hatte, reiste an, um sich zu erholen und außer ihrem Ex-Mann den Freund Nikolajew zu besuchen. Gorkis Disziplin gegenüber dem Kurregime ließ nach: Er durfte nicht der Einzige gewesen sein, der die Liegekur schwänzte – schließlich war er Kettenraucher, und während der Liegestunden war Rauchen streng untersagt. Im Januar schien das *Tuberkulöschen* im Griff, der Auswurf enthielt keine Erreger mehr. Auf zusätzliche Therapieschritte wie das Anlegen eines Pneumothorax konnte somit verzichtet werden, auch die damals noch übliche Behandlung mit Tuberkulin blieb ihm anscheinend erspart – Prof. Bacmeister beurteilte diese Therapieform wesentlich skeptischer als seine Fachkollegen in anderen Heilanstalten, für die sie als Standardbehandlung galt.<sup>21</sup> Ob die laut Prof. Bacmeister in ausgesuchten Fällen erfolgversprechende Röntgenbestrahlung der tuberkulösen Lungenherde<sup>22</sup> auch bei Gorki zur Anwendung kam, ist nicht zu klären. Die jetzige Lungenfachklinik sieht sich außerstande, Einzelheiten des damaligen therapeutischen Vorgehens mitzuteilen.

Die zweite, die diätetische Säule der Tuberkulosebehandlung bestand darin, durch eine fett- und kohlehydratreiche Ernährung die Kachexie, die Auszehrung aufzuhalten und die Widerstandskraft zu erhöhen. Gorki machte sich über die Menüs lustig: „*Stille Eier*“, *Suppen* [deren eine „*Milchstraße*“ benannt war], *die sogar ein Kamel verschmähen würde*.

Am 26. Dezember hatte Gorki seinem Verleger mitgeteilt, er habe bisher seine literarische Tätigkeit noch nicht wiederaufgenommen, einige Wochen später schrieb er: *Ich arbeite wirklich viel und würde noch mehr arbeiten, wenn Dr. Bacmeister mich nicht dabei stören würde*. In der Arbeit war jetzt der Artikel „Vom russischen Bauern“, der am 15. Januar abgeschickt werden konnte. Gorki beschuldigte darin das russische Bauertum der Grausamkeit und Unbarmherzigkeit und nahm damit eine Gegenposition ein sowohl zur idealisierenden Sicht Leo Tolstojs als auch zur bolschewistischen Doktrin vom „Klassenbündnis zwischen Proletariat und Bauernschaft“. Der Essay löste deshalb bei den Emigranten ebenso wie in der Sowjetunion lebhaft Kritik aus. Ein weiterer Text über W. Korolenko, den entscheidenden Förderer seiner literarischen Anfangsjahre, sollte folgen. Als letzten Teil seiner autobiografischen Trilogie schrieb er in dieser Zeit „*Meine Universitäten*“, und schließlich hatte er auch die in Berlin vorgesehene Ausgabe seiner gesammelten Werke zu redigieren.

Auf den 25. Januar datiert ist Gorkis Beitrag zur „Festschrift der Frankfurter Goethewoche“. *Sie bitten mich, Ihnen einige Zeilen über meine Stellung zu Goethe zu schreiben: Nun, was sollte ich da eigentlich wohl sagen?* Tatsächlich ist dem Beitrag die Ratlosigkeit anzumerken. Er liest sich nicht im Geringsten wie eine Huldigung an den zu Feiernden, eher wie ein Dokument von Resignation und Pessimismus: *Die Schatten der einst unter uns gewesenen Großen* (darunter auch Goethe) müssten sich angesichts einer vom Krieg verwüsteten und von einem Untergang in Chaos und Blut bedrohten Welt eingestehen: *Jawohl, wir haben umsonst Großes geschaffen!*<sup>23</sup> In einem Brief an R. Rolland gab Gorki zu, dass er den Beitrag in *fürchterlicher Stimmung* verfasst habe.<sup>24</sup>

Sorgen machte sich jetzt Gorki um den Zustand seines Sohns, eines *guten, sehr begabten Burschen, dessen Nerven schlecht sind und der so willensschwach ist, daß er zum Arbeiten*

<sup>21</sup> GUSTAV LIEBERMEISTER: Tuberkulose, ihre verschiedenen Erscheinungsformen und Stadien sowie ihre Bekämpfung, Berlin 1921, S. 387ff.

<sup>22</sup> ADOLF BACMEISTER: Die Röntgenbehandlung der nichtchirurgischen Tuberkulose, insbesondere der Lungentuberkulose, in: Real-Encyclopädie der gesamten Heilkunde, hg. von THEODOR BRUGSCH, Berlin/Wien 1921, S. 295-303.

<sup>23</sup> Die Frankfurter Goethewoche, Frankfurt 1922, o. S.

<sup>24</sup> Correspondance Romain Rolland-Maxime Gorki, Cahier 28, Paris 1991, S. 65.

gezwungen werden müsste.<sup>25</sup> Dann aber traten bei Gorki Herzbeschwerden in den Vordergrund, *mein altes, abgenutztes Herz läßt grüßen*. Also musste die Kur verlängert werden – eigentlich war geplant gewesen, bereits im März zurück nach Berlin zu reisen. Auch ein erneuter Aufenthalt in Italien wurde erstmals erwogen. Gorkis Stimmung verdüsterte sich. Am 1. März schrieb er: *Es gibt hier keine Neuigkeiten außer neuen Leichen (ein kleiner und gemütlicher Friedhof lag gleich gegenüber den Sanatoriumsfenstern, wo die verstorbenen Patienten an Sonn- und Feiertagen begraben wurden)*.<sup>26</sup>

In einer seiner Erzählungen aus dieser Zeit („Dora“) schilderte Gorki eine (allerdings auf der Krim lokalisierte) Pension für „Phtisiker“, wie man die Schwindsüchtigen damals auch nannte. Darin charakterisierte er die Tuberkulose als eine Krankheit, die *tötet und gleichzeitig Lebensdurst anstachelt, wie das Übermaß an Erotik beweist, von der die Phtise begleitet wird*.<sup>27</sup> Und in dem Spätwerk „Klim Samgin“ zeichnete er in der Gestalt der jungen, liebesdurstigen Netschajeva das Porträt einer „Phtisikerin“: *ihr armseliger dürrer Körper [...] ihre unnatürlich heiße Hand [...] ihr trockenes Hüsteln [...] die roten Flecken auf ihren Wangen glühten noch greller; unter ihren Augen lagen Schatten, die ihre Backenknochen spitzer erscheinen ließen und dem Blick einen fast unerträglichen Glanz verliehen* [...].<sup>28</sup>

Der März brachte Gorki an die Grenzen seiner Geduld: *Es wird langsam unerträglich, hier zu leben: Seit gestern hat man [im Rahmen der Erweiterung des Sanatoriums] noch eine Steinbrechmaschine aufgestellt. Stell Dir vor: Schnee, Feuchte und Kälte, eine Rundsäge, eine Steinklopfmaschine, Dynamitexplosionen. Und eine Unzahl an Rechnungen für all das! Ich habe wieder an Gewicht verloren [eines der Hauptsymptome der aktiven Tuberkulose], Bacmeister meint, ich solle bis Mai bleiben, aber das kann ich nicht*.<sup>29</sup> Als Gorki am 19. März von einem Freiburger Filmteam ohne seine vorherige Erlaubnis aufgenommen wurde, beschwerte er sich beim Bezirksamt St. Blasien. Hierauf kam Ende März von „Express-Film“, Freiburg und der Redaktion von „Der Tag im Film“ die schriftliche Bitte, einen Dokumentarfilm, jetzt mit seiner Genehmigung, drehen zu dürfen.<sup>30</sup> Über Gorkis Reaktion und das Schicksal der bereits gedrehten Filmrollen ist nichts bekannt.

Im gleichen Monat erschien in Berlin die Broschüre „Russland und die Welt“, mit der Maxim Gorki und Frithjof Nansen noch einmal an die Welt appellierten, dem hungernden Russland Hilfe zu leisten. Gorkis Beitrag „Wenn Europa sich nicht besinnt“ ist ähnlich wie jener in der Festschrift der Frankfurter Goethewoche von düsterer Grundstimmung gekennzeichnet.<sup>31</sup> Er zeichnet darin ein abstoßendes Bild des westlichen Europa: *Mir scheint, daß sein Herz verblendet, abgestumpft ist und sein Hirn verwesend sich in grünen Schaum verwandelt und alles das mit seinem Gift bespritzt, was früher für human, für Menschenpflicht gegolten hat. Kraft der aufgespeicherten Menge an Habgier, Neid, Böswilligkeit und Rache werde das Ende Europas durch äußeren Druck und eine aus innerer Anarchie geborene Explosion herbeigeführt werden*. Ein Bitten oder Werben, wie es der eigentlichen Absicht des Aufrufs entsprochen hätte, war das nicht gerade; statt dessen ein Drohen in jenem groben Tonfall, den Gorki in seinen polemischen Äußerungen anschlagen konnte.

<sup>25</sup> Maxim jr. hatte keine Berufsausbildung und war, abgesehen von kurzzeitiger Tätigkeit für die Sowjetregierung, ausschließlich Assistent seines Vaters.

<sup>26</sup> Demnach war von Bacmeister die restriktive Aufnahmepraxis seines Vorgängers wieder rückgängig gemacht worden.

<sup>27</sup> MAXIM GORKI: *Erlebnisse und Begegnungen*, Berlin 1926, S. 260. Thomas Mann thematisierte die Affinität von Tuberkulose und Sexualität wenig später im „Zauberberg“.

<sup>28</sup> MAXIM GORKI: *Klim Samgin*, Bd. 1, München 1980, S. 200ff.

<sup>29</sup> GORKI (wie Anm. 14), S. 40.

<sup>30</sup> HILGER (wie Anm. 8).

<sup>31</sup> MAXIM GORKI: *Wenn Europa sich nicht besinnt*, in: *Russland und die Welt*, Berlin 1922, S. 28f.

## Im Norden

Gründe für die Abreise am 11. April gab es genug: die hohen Behandlungskosten des Sanatoriums, die unerträgliche Langweile des Kurregimes<sup>32</sup> und die weite Entfernung vom pulsierenden kulturellen Geschehen. In Berlin zerrann jedoch die im Schwarzwald gewonnene Besserung rasch, dafür genoss Maxim jr. endlich wieder die Vergnügungen der Metropole. Am 15. Mai schrieb Gorki an seinen Freund, den Sänger Schaljapin: *Der Schwarzwald hat mir nicht geholfen*. Erneut hatte sich Bluthusten eingestellt. Wieder untersuchte ihn Professor Kraus und stellte eine schwere Herzerkrankung fest, deren erfolgreiche Behandlung Vorbedingung für eine Besserung der Tuberkulose sei. Nun bezog Gorki eine Villa in Heringsdorf an der Ostsee. Vielleicht spielte dabei die Nähe des Orts zur Heimat eine Rolle, denn Gorki hielt es immer noch für möglich, demnächst wieder nach Russland zurückkehren zu können. Aber aus Moskau kamen irritierende Nachrichten. Mitgliedern der sozialrevolutionären Partei war der Prozess gemacht worden, ihnen drohte die Todesstrafe. Gorki wandte sich deshalb in scharfer Form an Innenminister Rykow und erreichte immerhin, dass die Strafe auf Bewährung ausgesetzt wurde. Als dann noch im Herbst zahlreiche Intellektuelle aus der Sowjetunion ausgewiesen wurden, gab Gorki seine Pläne für eine Heimreise auf. Er lebte nun bis zum Sommer 1923 in einem Sanatorium in Bad Saarow, einige Stunden von Berlin entfernt und von den Freunden in der Hauptstadt leicht per Zug zu erreichen. Nina Berberowa wohnte mit ihrem Mann, dem Dichter Chodassewitsch um diese Zeit ebenfalls in Bad Saarow, sie schildert in ihrer Autobiografie, wie hier an den Sonntagen die Atmosphäre der riesengroßen, gastfreundlichen Petersburger Wohnung Gorkis wiedererstand.<sup>33</sup> Gorkis Lebensumstände hatten sich seit dem Aufenthalt in St. Blasien entscheidend geändert: Marija Ignatjewna, seine Sekretärin in Petrograd, eine schillernde Figur, der unter anderem eine Agententätigkeit für verschiedene Geheimdienste nachgesagt wurde, war durch eine Heirat Anfang 1922 zur Baronin Budberg geworden. Bereits in Heringsdorf hatte sie die Stelle der Hausfrau bei Gorki eingenommen, und seither bestand eine Art Balance zwischen ihr als Lebensgefährtin und den beiden bisherigen Frauen Gorkis, Jekaterina Pawlowna und Marija Andrejewna, die auch in Zukunft gelegentlich, jedoch abwechselnd anzureisen pflegten.

## In Günterstal

Im Sommer 1923 machte sich die Lungenerkrankung erneut mit Bluthusten bemerkbar, Prof. Kraus empfahl eine weitere Kur im Schwarzwald. Noch einmal nach St. Blasien zu fahren, erschien Gorki als Zumutung. Stattdessen wählte er zum Aufenthaltsort Günterstal bei Freiburg, das bisher noch nie als Kurort für Tuberkulosekranke hervorgetreten war. Entscheidend für die Ortswahl war vermutlich die Sympathie zur Universitätsstadt, die ihn 1921 zu einem Vortrag über Russland und die russische Literatur eingeladen hatte und wo damals ein „Akademisches Hilfskomitee für das hungernde Russland“ gegründet worden war.<sup>34</sup>

Gorki und „Moura“ Budberg nahmen Anfang Juni 1923 zunächst Quartier im Hotel Kyburg,

<sup>32</sup> GORKI (wie Anm. 14), S. 48: *Ich verbrachte drei Monate im Schwarzwald, in einer langweiligen Grube mitten in den Bergen, die bis aufs Äußerste mit Tuberkulosen vollgestopft war.*

<sup>33</sup> NINA BERBEROVA: *Ich komme aus St. Petersburg*, Düsseldorf 1990, S. 212.

<sup>34</sup> ANTONIN MEŠTAN: *Friburgum slavicum*, in: *Schau-ins-Land* 102 (1983), S. 39-46, hier S. 43f. Gorkis Briefe geben keinerlei Hinweis darauf, dass der Vortrag tatsächlich gehalten wurde. Auch in der „Freiburger Zeitung“ findet sich keine Erwähnung.

10 Pferdeminuten von Freiburg entfernt (Abb. 3). Einige Tage nach der Ankunft erwähnt Gorki seinen Freund Anton Tschechow, der *hier in der Nähe wohnte, aber nicht lange, er starb, weil für ihn der Ort vermutlich zu ungewohnt war.*<sup>35</sup>

Schon nach kurzer Zeit schlug die anfänglich gute Stimmung um: *Meine Gesundheit hat sich offensichtlich völlig verschlechtert: Erneut habe ich wieder meine Bronchitis mit teuflisch starkem Husten, Fieber, Kopfschmerzen und Atemnot. Und das Wetter ist miserabel und schändlich: Es regnet jeden Tag, das Heu verfault. Die Deutschen schauen finster zum Himmel und werden demnächst wohl zu Atheisten. Ich möchte unbedingt arbeiten, aber mein scheußliches Unwohlsein hindert mich daran.*<sup>36</sup> Auch „Moura“ wurde wegen des kalten Wetters wütend und völlig unzugänglich. Anfang Juli war diese Krise jedoch vorüber, die Sonne schien *nach deutscher Art richtig tüchtig und ich werde gesund und gesünder, bin schon dick geworden und habe eine gesunde Gesichtsfarbe bekommen.* Der ihn behandelnde Arzt, sehr wahrscheinlich Dr. Levi, *ein guter Arzt,* wollte keine Bezahlung.<sup>37</sup> Gorki hatte vor, ihn mit seinen Büchern zu entschädigen, deren deutsche Übersetzung aber im Verlag Kurt Wolff noch immer nicht erschienen war. Die Briefe verraten nichts darüber, ob Gorki in Günterstal auch nur im Entferntesten eine der Therapieprinzipien befolgte, wie sie ihm erst- und letztmals in St. Blasien abverlangt worden waren.

Trotz erneut unfreundlichen Wetters erhielt Freiburg im August ein Lob: *Hier ist es sehr regnerisch, zwar ein bisschen kalt, aber trotzdem gut! Freiburg hat mich bezaubert. Wie viel ist hier zu spüren von den alten, geschmackvollen Zeiten, und wie sorgsam und mit welcher Liebe die Deutschen hier die Spuren der Vergangenheit pflegen!*<sup>38</sup> Gorki nannte als Beispiele natürlich den Münsterturm und die teilweise auch *unanständigen* Wasserspeier.

Die autobiografischen Romane waren mittlerweile abgeschlossen. Nun ging es Gorki vor allem um seine literarisch-wissenschaftliche Zeitschrift „Beseda“ („Das Gespräch“), für die er Beiträge unter anderem von Stefan Zweig, Romain Rolland und emigrierten russischen Autoren erhielt, während die vorgesehenen Texte sowjetischer Schriftsteller *auf dem Postweg verloren gingen.* Das Projekt, die Zeitschrift auch in der Sowjetunion erscheinen zu lassen, wurde zu seiner Erbitterung von den Behörden unterbunden, 1925 musste „Beseda“ eingestellt werden. Unterdessen war Gorki *fast gesund geworden, nur in der linken Lunge pfeift es noch etwas.* Tatsächlich wurde der ominöse Bluthusten während des Freiburger Aufenthalts nicht mehr erwähnt und sollte erst nach der Abreise erneut auftreten. Gorkis Sohn Maxim suchte in dieser Zeit für die Großfamilie eine Wohnung am Berliner Stadtrand, hatte dabei aber keinen Erfolg. Gorki lud ihn und Timoscha daraufhin nach Günterstal ein. Sein Blick auf die Günterstäler war mittlerweile kritischer geworden, wie die satirisch-drastische Schilderung eines Tanzabends im Hotel Kyburg zeigt: *Obwohl die hiesigen Deutschen besser als die Preußen sind, haben sie etwas Grobes an sich. Oh Gott, was sie nicht alles in unserem Hotel an den Samstagen anstellen. Der Mann umarmt mit Vorliebe eine dickschenklige Frau, drückt sie eng an sich und malträtiert ihr mit den Knien den Unterleib. Sie sind überzeugt, daß sie dabei einen Tanz vollführen. Wenn man aber durch das Fenster zuschaut, die Musik nicht hört und dieses lautlose Geschehen betrachtet, könnte man eher meinen, es handle sich dabei um*

<sup>35</sup> GORKI (wie Anm. 14), S. 195.

<sup>36</sup> Ebd., S. 201.

<sup>37</sup> Ebd., S. 219. Dr. Levi wurde 1936 gezwungen seine Praxis aufzugeben. Im August 1942 wurde er mit seiner Frau in das KZ Theresienstadt deportiert und verhungerte ein halbes Jahr später. Siehe hierzu den Beitrag von Peter Künzel „Auf behördliche Weisung eröffnen wir Ihnen ... Die Deportation der jüdischen Bürger Freiburgs nach Theresienstadt am 21. August 1942 – Ein Beitrag zum 50. Jahrestag“ in dieser Ausgabe des „Schau-ins-Land“.

<sup>38</sup> GORKI (wie Anm. 14), S. 225.



Abb. 3 Hotel Kyburg, Postkarte von 1912 (Archiv R. Thomann).

*unterschiedliche Methoden eine Frau zu foltern.*<sup>39</sup>

Wohlwollender klingt hingegen die Schilderung der Landschaft: *Wir leben in einem schönen, grünen Tal bei Freiburg und beabsichtigen den Winter über hier zu bleiben. Interessant ist hier die Vegetation, nicht nur wegen ihrer Farben, sondern auch wegen ihrer Formen: Thujen, Zypressen, verschiedene Nadelbäume. Es ist eine milde, bergige Landschaft, die Ihnen übrigens vermutlich nicht gefallen würde* (die Baumexoten dürften Gorki beim Spaziergang durch den Park des „Bernshofs“ aufgefallen sein, wo sie mittlerweile stolze Dimensionen erreicht haben).<sup>40</sup>

Mit dem Strom der Exilanten der sich nun zunehmend nicht mehr nach Berlin, sondern nach Paris wandte, geriet der *berühmte Maler Korovin* ausgerechnet in das Hotel Kyburg, wo er eines Abends unversehens auf Gorki stieß, der in vorrevolutionären Zeiten schon Gast in Korovins Villa auf der Krim gewesen war. *Er hat sich Maxims Zeichnungen angeschaut und äußerte sich über diese sehr begeistert; er findet, dass Maxim ein großes und originelles Talent hat.* So angespornt, malte Maxim jr. Ein *vortreffliches Bild der St. Paulistraße in Hamburg, in der die unterschiedlichsten „lustigen“ Orte zu finden sind.*<sup>41</sup>

Für die um Sohn und Schwiegertochter erweiterte Familie war nunmehr eine andere Unterkunft zu suchen. Der Eigentümer des Anwesens Dorfstr. 5, der Arzt Dr. Breul, war erkrankt, musste zur Kur fahren und vermietete solange einen Teil seines Hauses (Abb. 4). Möglicherweise hat bei der Vermietung eine Rolle gespielt, dass Dr. Breul Tuberkulosespezialist war und deshalb keine Scheu vor der Krankheit seines Mieters hatte.

<sup>39</sup> GORKI (wie Anm.14), S. 224.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Ebd., S. 245.

Obwohl es etwas eng zugeht, wurde die am 5. September bezogene *Datscha* als *wunderbar* und *gemütlich* geschildert. Da Gorki praktisch keine Fremdsprachenkenntnisse hatte, war er für seine Korrespondenz mit Stefan Zweig, Romain Rolland und anderen auf die Übersetzung durch M. Budberg angewiesen. Der einzige Freiburger, der zu Gorki Kontakt hatte, war offenbar der aus St. Petersburg stammende Gründer und langjährige Leiter des Russischen Chors, Alexander Kresling, der seinen Erinnerungen zufolge im Herbst 1923 fast jeden Abend nach Günterstal kam; die beiden verband die Liebe zur musikalischen Folklore Russlands.<sup>42</sup>

Ein weiterer russischer Emigrant, der Philosoph Fedor Stepun, wohnte damals ganz in der Nähe (im Weilersbacher Weg) als Gast des Philosophieprofessors Jonas Cohn. Er hatte die demokratische Revolution im Februar 1917 begrüßt, war Propagandachef im Kriegsministerium der provisorischen Regierung unter Kerenski geworden und entging nach dem Sieg der Bolschewisten im Oktober nur knapp der Liquidation. Stepun hatte seine Vorbehalte gegenüber dem Schaffen Gorkis, der ihn in seinen Briefen nur flüchtig erwähnte.<sup>43</sup> Dafür kamen zu Gorki häufig andere russische Gäste, wie der amerikanische Schriftsteller Barrett H. Clark in einer detailreichen Schilderung seines Besuchs am 30. September beschrieb.<sup>44</sup> Clark fand den Dichter in besserem Gesundheitszustand vor als zuvor in Bad Saarow. Gorki hatte vor, das Abendessen mit russischen Spezialitäten selber zuzubereiten, weshalb auch lange Diskussionen an diesem Tag nicht vorgesehen waren: Wenn er koche, solle man ihn nicht mit Gesprächen über weltbewegende Themen nerven, hatte „Moura“ als Richtschnur festgelegt.

Zwei Zwischenfälle hatten ihn zuletzt verärgert: Vor drei Tagen war eine seiner *wundervollen* Perserkatzen böswillig von dem Sohn des Nachbarn, eines adligen ehemaligen Generals, erschossen worden. Maxim jr. hatte den Burschen schießen gesehen, die beiden begannen sich zu schlagen, „Moura“ konnte sie trennen. Nun drohte Gorki, den Missetäter umzubringen und ging mit einem Stock auf ihn los, schließlich gelang es, Gorki ins Haus zurückzubringen. Das zweite Ereignis: Die ganze Familie war in die Stadt ins Kino gegangen. Dort war ein Mann mit der Toilettenfrau in Streit geraten, schlug und trat sein Opfer, während die Umstehenden zuschauten. Gorki marschierte mitten in das Gedränge, und wieder konnte er nur mit Mühe daran gehindert werden, den Angreifer zu verprügeln. Dem Deutschen fehle es an Männlichkeit, bemerkte Gorki zu dem Vorfall, und ließ sich weiter über die Deutschen mit ihren kindischen Beschwerden aus, die er allmählich satt habe; der gegenwärtige wirtschaftliche und politische Umbruch beseitige rasch den dürftigen Schleier ihrer Zivilisiertheit und zeige das blöde Tier darunter.

Mit Herbstbeginn 1923 begann sich die Situation in Deutschland für den Emigranten zu verdüstern. Das Schicksal seines Katers war für Gorki ein Symbol der zunehmenden Gewaltbereitschaft in Deutschland; die sich abzeichnende politische Radikalisierung erinnerte ihn an die Oktoberrevolution: *Das Leben hier fängt an unruhig zu werden (mir allzu bekannt) und nimmt mir sehr bekannte (russische) Züge an: Arbeiter [auf deren Fahnen der Sowjetstern prangte] und Bauern werfen [in Lörrach] Granaten auf die Polizisten, die Polizei schießt zurück. Gestern war in Freiburg eine Versammlung, es haben sich zwanzigtausend Menschen versammelt, und es wurde [von den Kommunisten]<sup>45</sup> ein Generalstreik ausgerufen.*<sup>46</sup> Während in Lörrach ein Demonstrant von der Polizei erschossen wurde,<sup>47</sup> ging es in Freiburg zwar ebenfalls turbulent, aber harmloser zu. Gorki berichtete: *Neulich hat die Menge in Freiburg bei*

<sup>42</sup> Interview mit Alexander Kresling, in: Freiburger Universitätsblätter 57 (1977), S. 17-34.

<sup>43</sup> CHRISTIAN HUFEN: Fedor Stepun. Ein politischer Intellektueller aus Russland in Europa, Berlin 2001, S. 128f.

<sup>44</sup> BARRETT H. CLARK: Intimate portraits, New York 1951, S. 19ff.

<sup>45</sup> WOLFGANG HUG: Geschichte Badens, Stuttgart 1992, S. 321.

<sup>46</sup> GORKI (wie Anm. 14), S. 247f.

<sup>47</sup> Freiburger Zeitung vom 18. September 1923.



Abb. 4 Günterstal, Dorfstr. 5, ca. 1930 (Stadtarchiv Freiburg, M 70 S 205/21 Nr. 23).

*einer großen Versammlung einem Polizisten in Zivil eine Tracht Prügel verpasst, danach hat man seine Wunden versorgt und ihn zur Polizeiwache begleitet. In Russland hätte man ihn wahrscheinlich umgebracht, keinesfalls hätte man ihm jedoch seine Wunden verpflestert, sehr wahrscheinlich hätte man sie ihm noch mit Salz eingerieben.*<sup>48</sup>

Als die Lage in Freiburg sich wieder beruhigt hatte, schilderte Gorki nochmals eine Idylle: *Wir (ich und Maxim) haben unseren deutschen Wirtsleuten den verwilderten Garten in Ordnung gebracht, gejätet und umgegraben. Morgens schreibe ich, M.I. [Budberg] übersetzt, die anderen malen, das Leben ist ruhig und geregelt.*<sup>49</sup> Aber nun häuften sich Gorkis Klagen über die Teuerung (die Inflation stand zu diesem Zeitpunkt auf ihrem Höhepunkt), und im Novem-

<sup>48</sup> Correspondance (wie Anm. 24), S. 109.

<sup>49</sup> GORKI (wie Anm. 14), S. 254.

ber beschloss er unter dem Eindruck der wirtschaftlichen und politischen Instabilität, Freiburg zu verlassen. In einem seiner letzten Briefe entwarf Gorki ein schonungsloses Porträt seines Gastlandes: *Das Leben hier wird immer härter und unangenehmer. Der Staat der „Bürger“ ist in Zersetzung begriffen und man bemerkt keine Kraft, die diese Zersetzung anhalten könnte. Die „Bürger“ sind ausschließlich durch die Sorge in Anspruch genommen sich Dollars zu beschaffen. [...] Die Intelligenz leidet Hunger und wendet sich in der Mehrzahl nach Bayern. Sie ist sehr seltsam, die hiesige Intelligenz, soweit ich es beurteilen kann: Ihr politischer Konservatismus scheint mir ebenso fratzenhaft wie ihr so krankhaft aufgeblasener Nationalismus.* Und Gorki führte als Beispiel *einen sehr bekannten Philosophen, Husserl, an, der [in Offenburg] die Auffassung äußerte, die einzige ideale Staatsführung hätte Deutschland in den 1848er-Jahren gehabt, als hundertfünfzig Professoren dem Parlament angehörten.*<sup>50</sup>

Schon in St. Blasien war die Idee entstanden, wieder nach Italien zu ziehen. Jetzt jedoch zögerte Mussolinis Regierung die Erteilung der Visa hinaus. Gorki beschloss deshalb, zunächst über Berlin in die Tschechoslowakei zu fahren. Am 8. November 1923 schrieb er erwartungsfroh: *wir, tutta famiglia, begeben uns samt Büchern, Katzenjungen, Hunden und Papieren nach Berlin. Und das mit großem Vergnügen, da wir es mächtig satt sind, hier zu sein.*<sup>51</sup> Seinen Überdruß an Deutschland formulierte Gorki noch mehrfach: Am 25. November: *Hier zu leben ist schwer und teuer. Die Deutschen sind ein sehr seltsames Volk! Ihre seelische Armut und Grobheit ist erstaunlich. Aber: Ihre politische Situation ist unglaublich mühsam, und ihre Geduld absolut bewundernswert. Und ich dachte, es gebe kein Volk, das geduldiger wäre als die Russen.*<sup>52</sup>

Im Dezember aus Marienbad ein letzter Rückblick (Abb. 5): *Es wurde unerträglich in Deutschland zu leben. Die Kultur ist ein erstaunlich zerbrechliches und feines Ding, und es ist unheimlich zu beobachten, wie schnell sie sogar einem so disziplinierten und gedrillten Volk wie den Deutschen verlorengeht.*<sup>53</sup>

Während der kommenden acht Jahre in Sorrent, den glücklichsten seines Lebens, blieb Gorki von der Tuberkulose verschont. Dafür plagte ihn zunehmend das Heimweh.

## Trauriger Abgesang

1928 reiste Gorki erstmals wieder in die Sowjetunion, wo man ihm einen überschwänglichen Empfang bereitete. 1932 kehrte er endgültig heim und hatte noch vier Jahre zu leben. Der seit 1921 erreichte materielle Aufschwung der Sowjetunion beeindruckte Gorki so tief, dass er sich blenden ließ und Stalins Täuschungsmanöver nicht mehr durchschaute. Er wurde zum inoffiziellen Kulturminister und hatte in Stalins Auftrag den „Sozialistischen Realismus“ zu proklamieren (den er aber selber in seinem unvollendeten Spätwerk „Klim Samgin“ keineswegs praktizierte). Die Gunst des Diktators gipfelte in der Umbenennung von Gorkis Geburtsstadt Nischni-Nowgorod in „Gorki“. Zum Schluss wurde er in einer luxuriösen Villa ständig vom Geheimdienst überwacht und von Besuchern abgeschottet. 1935 besuchte ihn Romain Rolland, aber es wurde eine enttäuschende Begegnung ohne jenen offenerherzigen Gedankenaustausch, wie er seit 1918 in ihrer Korrespondenz geführt worden war. Doch unter dem Anschein eines jovialen *alten Bären, dem man einen Ring durch die Nase gezogen hat, sah Rolland Schmerz*

<sup>50</sup> Brief an Romain Rolland vom 6. November 1923, Correspondance (wie Anm. 24), S. 113f.

<sup>51</sup> GORKI (wie Anm. 14), S. 266.

<sup>52</sup> Ebd., S. 270.

<sup>53</sup> Ebd., S. 272.



Abb. 5 Gorki mit Sohn Maxim, Schwiegertochter Timoscha, M.I. Budberg und Freund Krjuschkov in Marienbad (aus: GORKI [wie Anm. 14], S. 270).

und Pessimismus, viel Güte und viel Traurigkeit.<sup>54</sup>

Gorkis Sohn war 1934 vermutlich auf Betreiben des Geheimdienstchefs Jagoda ermordet worden. Der Verdacht, dass Gorkis Tod zwei Jahre später von Stalin befohlen war, konnte nie völlig aus der Welt geschafft werden – immerhin hatte Gorki seinem Freund Romain Rolland bereits 1935 anvertraut, dass er befürchte, vergiftet zu werden. Rollands zunächst fortbestehende Loyalität gegenüber der Sowjetunion war der Grund dafür, dass er dieses Detail erst 1939 in einem Gespräch erwähnte.<sup>55</sup>

## Nachlese

In Gorkis Werken, seine Briefe ausgenommen (die er im Übrigen ganz vorwiegend mit seinem Geburtsnamen „Peschkow“ unterzeichnete), hat der Schwarzwald keine Spuren hinterlassen. In welchen Orten die in den Jahren 1921 bis 1924 entstandenen Kurtztexte und Erzählungen genau verfasst wurden, lässt sich nicht exakt belegen. Die „Erlebnisse und Begegnungen“

<sup>54</sup> ROMAIN ROLLAND: Voyage à Moscou, Paris 1992, S. 230f.

<sup>55</sup> CHARLES VILDRAC: Pages de journal. 1922-1966, Paris 1968, S. 103.

reichen bis in das Revolutionsjahr 1917; Gorki wollte die Sammlung ursprünglich „Das Buch von den russischen Menschen, wie sie einmal waren“ nennen und schrieb in seinem Nachwort *Ich bin mir nicht ganz klar, über meine Gefühle: Möchte ich eigentlich, dass diese Menschen anders werden?* Die Erzählungen 1922 bis 1924 („Das blaue Leben“) stellen hingegen nach Armin Knigge eine „hochentwickelte Kunstprosa dar mit ihrer Behandlung vielschichtiger philosophischer und ästhetischer Themen, wie sie das Werk Gorkis bis dahin nicht kannte“.<sup>56</sup> Für den letzten der autobiografischen Romane („Meine Universitäten“) ist hingegen nachweisbar, dass er „im Jahre 1922 im Verlaufe von drei Monaten während eines Aufenthaltes im Schwarzwald“, also in St. Blasien entstand.<sup>57</sup> Dafür kann Günterstal in Anspruch nehmen, dass Gorki hier an einem anderen Roman arbeitete. Sein Inhalt in Barrett H. Clarks Wiedergabe: *A merchant who loses everything when the revolution comes*.<sup>58</sup> Demnach handelte es sich um „Das Werk der Artamonows“, Gorkis letzten vollendeten Roman.

Und was erinnert im Schwarzwald an Gorkis Aufenthalt? In St. Blasien erfuhr Anfang der 1980er-Jahre der Kölner Dolmetscher und Übersetzer Karl Schuster davon, dass Gorki hier Patient war. Er stellte Recherchen an, die zur Übersetzung der damals bereits publizierten, von St. Blasien aus geführten Korrespondenz Gorkis führten. Mit diesem Material konnte der aus St. Blasien stammende Journalist Claus-Peter Hilger im „Schwarzwälder Boten“ 1981 erstmals den Aufenthalt des Dichters im Hochschwarzwald ausführlicher darstellen und sich dabei noch auf persönliche Mitteilungen von Zeitzeugen stützen.<sup>59</sup> 1983 wurde im „Schau-ins-Land“ ein Aufsatz mit dem Titel „Friburgum slavicum“ veröffentlicht, der auch Gorkis Aufenthalte in St. Blasien und Günterstal erwähnte und dem vermutlich der Artikel Hilgers als Quelle diente.<sup>60</sup> Im Lungensanatorium St. Blasien konnte bis vor einigen Jahren noch ein „Gorki-Zimmer“ besichtigt werden, jetzt erkundigt man sich an der Rezeption vergebens danach. Das von C.-P. Hilger ins Gespräch gebrachte Projekt einer Gedenkstube wurde nach seinem Tod zu den Akten gelegt. Kein Zweifel, wer in Badenweiler nach Hinweisen auf Anton Tschechow sucht, wird eher fündig. Im kleinen Museum der Domstadt ist immerhin einer der an Lenin gerichteten Briefe Gorkis zu besichtigen.

Über die Monate in Günterstal hat Wolfhard Wimmenauer 1990 einige im Ort überlieferte Details veröffentlicht.<sup>61</sup> Der Übersetzerin Swetlana Geier, die seit 1944 bis zu ihrem Tod hier wohnte, war der Günterstaler Aufenthalt Gorkis sicherlich bekannt; sie sah aber keinen Anlass, sich näher mit ihm zu beschäftigen; ihr zufolge hatte sein Referat zur Eröffnung des Allunions-Schriftstellerkongresses 1934 *die Verurteilung und Verfolgung vieler Künstler in den nächsten Jahrzehnten legitimiert*.<sup>62</sup> Sie nahm den Text der Rede zwar in den Sammelband „Puschkin zu Ehren“ auf, übersetzte ihn aber im Gegensatz zu den anderen Beiträgen nicht selbst und signalisierte damit ihre Distanz zu Text und Autor.<sup>63</sup>

<sup>56</sup> ARMIN KNIGGE: Maksim Gor'kij. Das literarische Werk (Quellen und Studien zur russischen Geistesgeschichte 13), München 1994, S. 108f.

<sup>57</sup> MAXIM GORKI: Autobiographische Romane, München 1976, S. 742 (Nachwort von Helene Imendörffer).

<sup>58</sup> CLARK (wie Anm. 44), S. 20.

<sup>59</sup> HILGER (wie Anm. 8).

<sup>60</sup> MEŠTAN (wie Anm. 34), S. 43f.

<sup>61</sup> WOLFHARD WIMMENAUER: Unser Dorf vor 60 Jahren, in: 100 Jahre Freiburg-Günterstal, Festschrift, Freiburg 1990, S. 97-105, hier S. 100f.

<sup>62</sup> Puschkin zu Ehren. Von russischer Literatur, hg. von SWETLANA GEIER, Zürich 1999, S. 11.

<sup>63</sup> Mündliche Mitteilung von Franz Leithold.



Abb. 6 Günterstal, Dorfstr. 5 (Foto: Klaus Hockenjos 2012).

Das Hotel Kyburg ist längst abgerissen, das Haus Nr. 5 in der Dorfstraße ist dagegen erhalten geblieben und in der letzten Zeit aufwendig renoviert worden (Abb. 6). Aber nichts deutet darauf hin, dass im Jahr 1923 Maxim Gorki für einige Zeit darin gewohnt hat. An ihn erinnert in Freiburg lediglich ein Straßenschild – freilich sieben Kilometer entfernt von seiner damaligen „Datscha“.

---

#### Dank

Ich danke Herrn Prof. Dr. A. Knigge für den Hinweis auf die 2007 bzw. 2009 in Moskau veröffentlichten Briefe Gorkis. Die Übersetzungen wurden dankenswerterweise von Henriette Geringer, Xenia Hübner M.A. und Irina Sazonova übernommen.  
Frau Christel Hilger verdanke ich die Einsicht in den Nachlass ihres Mannes.



## *Auf behördliche Weisung eröffnen wir Ihnen ...*

### Die Deportation der jüdischen Bürger Freiburgs nach Theresienstadt am 21. August 1942 – Ein Beitrag zum 70. Jahrestag

Von  
PETER KÜNZEL

Am 16. August 1942 erhielten Adolf und Pauline Besag aus der Freiburger Erbprinzenstr. 8 ein Einschreiben aus Karlsruhe von der Bezirksstelle Baden-Pfalz der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland (RJD): *Auf behördliche Weisung eröffnen wir Ihnen, dass Sie zur Teilnahme an einem am Samstag, den 22. August 1942 von Karlsruhe abgehenden Abwanderungstransport bestimmt sind. Wir bitten Sie, die nachstehenden Anweisungen genau durchzulesen und zu befolgen und in Ruhe die Vorbereitungen für Ihre Abreise zu treffen. Sie werden nach Möglichkeit im Laufe der nächsten Tage von einem unserer Mitarbeiter aufgesucht, der Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen wird. Anträge auf Befreiung von der Teilnahme am Abwanderungstransport sind zwecklos. Wir bitten daher, hierwegen weder schriftlich noch mündlich an uns heranzutreten. Auch die Einreichung ärztlicher Atteste muss unterbleiben. Dass Anträge an Behörden ohne Einholung einer Auskunft bei uns unzulässig sind, ist unseren Mitgliedern bekanntgegeben worden. Sie müssen sich in Ihrer Wohnung am 21. August abreisebereit halten [...]<sup>1</sup>*

Der Inhalt des Briefes übertraf ihre schlimmsten Befürchtungen. Unmissverständlich wurde ausgesprochen, dass ihnen nur noch wenige Tage bis zum endgültigen Verlassen Freiburgs und zur „Abwanderung“ an einen nicht genannten Ort verblieben. In dieser Situation war es wenig trostreich, dass der Besuch eines „Mitarbeiters“ angekündigt war, der ihnen beratend zur Seite stehen sollte, zumal im selben Atemzug jedwede Möglichkeit, sich dem drohenden Schicksal zu entziehen, kategorisch ausgeschlossen wurde.

Wie das Ehepaar Besag erhielten weitere 29 jüdische Einwohner Freiburgs das gleichlautende Einschreiben aus Karlsruhe.<sup>2</sup> Überall herrschten Fassungslosigkeit und Entsetzen. Nicht

<sup>1</sup> Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland (ZEGJ), Heidelberg, B1/19-333.

<sup>2</sup> Abdruck des gesamten Rundschreibens in: Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933-1945, Bd. 2, bearb. von PAUL SAUER, Stuttgart 1966 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung 17), S. 338ff. Eine Liste aller 31 nach Theresienstadt deportierten Personen ist am 3. Juli 1945 von Nathan Rosenberger an den Freiburger Oberbürgermeister Dr. Keller zugesandt worden; Abdruck in: Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C5/2587. Rosenberger war bis zu seiner eigenen Deportation im August 1942 Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Freiburgs und Vertrauensmann der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland für den Bezirk Freiburg und Oberbaden. In der Überlieferung der Polizeibehörden, der NSDAP-Gliederungen und des Badischen Innenministeriums ist eine entsprechende Deportationsliste nicht enthalten. Dagegen ist ein maschinengeschriebenes Verzeichnis aller Transportteilnehmer dieser Deportation überliefert. Die Auflistung der Betroffenen in einen württembergischen und einen badischen Anteil, beide mit Nennung der Geburtsdaten, der erste in alphabetischer Reihenfolge der Herkunftsorte, der andere nach den Familiennamen, lässt auf

dass man sich trügerischen Hoffnungen hingeeben hätte, der Verfolgungsdruck würde nach den massiven Deportationen nach Gurs im Oktober 1940 abgeschwächt werden. Im Gegenteil: Die Maßnahmen der Ausgrenzung hatten in der Folgezeit ständig zugenommen. Aber angesichts der unnachsichtigen Härte, welche ihnen im jetzigen Schreiben entgegentrat, mussten sie doch eine einschneidende bzw. radikale Verschärfung ihrer Situation befürchten.

Der nachfolgende Bericht zeichnet zunächst das Lebensbild von drei der betroffenen Familien bis gegen Ende des Jahres 1940 auf. Anschließend soll dargestellt werden, wie auch nach der Katastrophe von Gurs der Prozess der völligen Entrechtung der jüdischen Bevölkerung weitergetrieben wurde und in den dramatischen Ereignissen der Augusttage 1942 seinen Höhepunkt gefunden hat. Am Schicksal der Freiburger Deportierten ist schließlich der Frage nachzugehen, inwieweit es für sie eine Chance gab, Theresienstadt selbst und die Gefahr einer Weiterdeportation zu überleben.

## Drei Biografien

### Adolf und Pauline Besag – eine Allianz fürs Leben?

Beide Ehepartner stammen aus dem mittelbadischen Gebiet südlich von Karlsruhe: Adolf Besag kommt am 7. Februar 1873 in Bühl, seine Ehefrau Pauline, geb. Maier, am 20. März 1875 in Malsch auf die Welt.<sup>3</sup> Tochter Luise wird als einziges Kind am 27. April 1905 in Mannheim geboren. Hier startet Besag ein Jahr zuvor seine berufliche Karriere bei der „Obrerrheinischen Versicherungsgesellschaft“. Er ist gelernter Versicherungskaufmann – ein eher seltener Beruf im jüdischen Umfeld; aber schon sein Vater Emil Besag hatte, wie es hieß, als „Buchhalter von Heidelberg“ sein Geld in einem Büro in Bühl und nicht auf den Viehmärkten des Landkreises verdient. Über 30 Jahre stellt der Sohn seine Arbeitskraft dem Dienstleistungsunternehmen zur Verfügung, nur durch einen 4-jährigen Fronteinsatz während des Ersten Weltkrieges unterbrochen. Ab 1914 in Freiburg wohnhaft, vertritt er ab Mitte der 20er-Jahre die dortige Niederlassung in führender Stellung als Subdirektor; er festigt diese Position auch, als der Mannheimer Konzern wenige Jahre später mit der „Allianz und Stuttgarter Verein Versicherungs AG“ fusioniert. Besag ist in beamteter Stellung als Haftpflichtschadensregulierer für den gesamten südbadischen Bezirk der „Allianz“ verantwortlich. Man wohnt im bürgerlichen Umfeld zur Miete in der Friedrichstraße, Vierlinden 1, dann Zasiusstr. 84; mit 480 RM monatlichem Fixum und den erhaltenen Spesen leben Besags in gutsituierten Verhältnissen. Tochter Luise wird nach ihrer Ausbildung zur Stenotypistin von 1930 bis 1933 für die Allianz Freiburg tätig. Nach ihrer Heirat mit Georg Drewienka aus Schönsee/Westpreußen im August 1932 übersiedelt sie zu ihrem Ehemann nach Frankfurt. Dieser arbeitet dort als Außenberater ebenfalls bei der Allianz. Sohn Peter wird 1935 geboren.

Mit Beginn des Jahres 1936 ändern sich alle bisher so konfliktfrei verlaufenen Entwicklungen grundlegend. Zunächst spricht die Allianz die vorzeitige Pensionierung Adolf Besags zum 1. April 1936 aus – wegen „rassischen Gründen“; für einen überaus treuen und verantwor-

---

ein behördliches Dokument der Lagerleitung Theresienstadt schließen. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, EA 99/001 und Bü 267. Dazu auch PAUL SAUER: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgung 1933-1945. Statistische Ergebnisse der Erhebungen der Dokumentationsstelle bei der Archivdirektion Stuttgart und zusammenfassende Darstellung, Stuttgart 1969, S. 297f.

<sup>3</sup> Zu den biografischen Daten: Staatsarchiv Freiburg (StAF), F 196/1-02196 (Adolf Besag), -14956 (Pauline Besag) und -08936 (Luise Drewienka). Desgl. StadtAF, Einwohneradressbücher der Stadt Freiburg.

tungsvollen Mitarbeiter in leitender Stellung ist dies tief verletzend. Das bedeutet auch die Reduzierung des monatlichen Einkommens zuerst auf 150, dann auf 200 RM; Steuern und Sozialabgaben fallen noch an. Zwangsläufig erfolgt der Umzug in eine preiswertere Wohnung.

Dann wird zur gleichen Zeit sein Schwiegersohn von der Frankfurter Allianz entlassen – ebenfalls aus „rassischen Gründen“. Unter dem Eindruck der sozialen und beruflichen Diskriminierung zieht der 33-Jährige umgehend die Konsequenzen und wandert noch im selben Jahr in die USA aus, in der Hoffnung, die Familie werde in Bälde nachkommen. Vorerst kehrt Luise Drewienka mit ihrem Sohn in die elterliche Wohnung nach Freiburg zurück. Ihr Aufenthalt hier soll nicht nur das finanzielle Polster für die eigene Auswanderung anreichern, sondern auch die Eltern vom Nutzen eines solchen Schrittes für sich selbst überzeugen.

Aber der Versuch Luisens, in Freiburg eine Arbeitsstelle zu finden, scheitert – wegen ihrer jüdischen Abstammung. Nun werden alle Anstrengungen dem Projekt ihrer Emigration unterstellt. Und diese gelingt: Am 21.4.1938 schiffen sich Luise und Peter Drewienka auf der „Hamburg“ der Hamburg-Amerika-Linie ein mit dem Ziel New York, wo sie am 1. Mai 1938 ankommen.

Jetzt entschließen sich auch die Eltern zur Auswanderung. So verbuchen sie die Gelder, die als regelmäßige Unterstützungen von Bruder Ernst Besag aus Baden-Baden kommen, auf ein imaginäres Konto „Emigration Amerika“; ganz konkret dann Adolf in einem Brief an das Badische Finanz- und Wirtschaftsministerium vom 8.12.1938: *Obwohl die Auswanderung von mir und meiner Frau von der noch unbestimmten Visumserteilung abhängt, habe ich offene Schiffsplätze einschließlich Bordgeld mit RM 1.025,00 bezahlt. Ich war vier Jahre im Felde, war Frontkämpfer und stehe im 66. Lebensjahr.*<sup>4</sup> Noch im Frühjahr 1941 – beide Ehepartner waren glücklicherweise von den Deportationen nach Dachau und Gurs verschont geblieben – erfolgen beträchtliche Zuwendungen von verwandtschaftlicher Seite aus den USA, um die Chance des letzten Augenblickes wahrzunehmen. Doch sie kann nicht genutzt werden: Die Vergabe von Einreisepapieren und die Reservierung von Schiffspassagen nach den USA ist der übergroßen Nachfrage in all den Jahren nicht gewachsen. Besags haben keine Chance. Der Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 hat dann diese Option endgültig zerstört.

### Johanna und Lotte Meyer – Rettungsanker Schweiz?

Am 18. Dezember 1939 erhalten Johanna und Lotte Meyer einen angekündigten Besuch von der Gestapo Freiburg. Sie ist beauftragt, in ihrer Wohnung nach Vermögenswerten zu suchen; denn beide Damen – Mutter und Tochter, die seit knapp zwei Jahren in Freiburg wohnhaft sind – bemühen sich intensiv um eine Emigration in die Schweiz.<sup>5</sup>

Ins Visier der Polizei ist auch die umfangreiche Volksliedsammlung Lotte Meyers geraten; jetzt läuft sie Gefahr, ihr entrissen zu werden. Prof. John Meier, Leiter des Deutschen Volksliedarchivs (DVA) in Freiburg und mit Lotte seit langen Jahren bekannt, erfährt von dem Vorgang: *Als mir die Beschlagnahme der im Besitz von Frl. Meyer befindlichen Volksliedliteratur bekannt wurde, habe ich Dr. Seemann zu ihr entsandt, um womöglich Eingriffe in schwererer Form zu verhüten.*<sup>6</sup> Seemann, als Mitarbeiter Meiers ein Wissenschaftler von Rang, ist ein Mann von beeindruckender Körpergröße. Jetzt verhindern seine Anwesenheit und sein energisches Auftreten ein drohendes, anmaßendes Verhalten der Herren der Gestapo den beiden Da-

<sup>4</sup> StAF, F 196/1-02196.

<sup>5</sup> Deutsches Volksliedarchiv Freiburg, S 02040 (Volksliedsammlung Lotte Meyer, handschriftliche Liedaufzeichnungen). In der Beilage befinden sich Dokumente zur Biografie der Sammlerin.

<sup>6</sup> Schreiben Meiers an Prof. T. Epstein, Berlin, vom 12. September 1947, ebd.

men gegenüber. Zwar kann er die Beschlagnahme nicht abwenden, aber es gelingt ihm, die wertvollen Bestände vor einer Verschleuderung zu retten und sie in ihrer Gesamtheit dem DVA zuzuführen. Lotte Meyer ist glücklich darüber: *Frl. Meyer hat auch ihren Dank dafür ausgesprochen und nicht nur Dr. Seemann, sondern auch einer Bekannten [Frau Prof. Dragendorff] gegenüber ihre Freude geäußert, dass, wenn die Beschlagnahme nicht abzuwenden sei, ihre Bücher wenigstens dem VA zugute kämen und dort Nutzen stifteten.*<sup>7</sup>

So vermeldet das Zugangsbuch der Archivbibliothek des DVA mit dem Datum des folgenden Tages 62 Liederbücher namentlich unter der Nummer 1820 bis 1881. Der Eintrag ist mit dem Vermerk *durch die Geheime Staatspolizei bei Frl. Lotte Meyer beschlagnahmt und ans Archiv abgegeben* gekennzeichnet. Aber Seemann kann in gleicher Mission noch andere, weit- aus wertvollere Materialien aus ihrem Besitz vor der Gestapo retten und dem Archiv sichern. Es sind erstschriftliche Erträge der eigenen Forschungstätigkeit Lotte Meyers, auf deren Entstehung wir unseren Blick lenken wollen.<sup>8</sup>

Lotte Meyer wurde am 17. Oktober 1876 in Chur geboren. Die Familie zog im Jahre 1889 von Berlin nach Braunschweig, wo Vater Richard Meyer eine Professur für Chemie an der TH innehatte. Wie in gebildeten Kreisen häufig, verbrachte man die gemeinsamen Ferien gerne in den Schweizer Bergen mit kulturellen Abstechern in die großen Städte, und Lotte teilte mit den Eltern die Liebe zu diesem Land, vor allem zum ostschweizerischen Kanton Graubünden. Sie war fasziniert von der Vielfalt des eidgenössischen Volksliedgutes. Reisen nach Russland, Dänemark und in die Niederlande zwischen 1902 und 1915 waren vom Interesse am dortigen Liedgut geleitet; und mit den Jahren erstreckte sich ihre Sammelleidenschaft auf weitere 12 Länder, aus welchen sie Liedalben zusammentragen sowie Texte und Melodien miteinander vergleichen konnte.

Im Juli 1913 treffen sich Lotte Meyer und die Baslerin Lina von Schröder zur Fahrt nach Graubünden. Gemeinsam unternehmen sie eine Feldforschungsreise ins dortige Prättigau. Im dörflichen Umfeld der Gemeinden Seewies, Schiers und Grüşch sammelnd, zeichnen sie Texte und Melodien von Liedern auf, die ihnen von der einheimischen Bevölkerung vorgetragen werden (Abb. 1). Innerhalb von zwei Monaten tragen sie 158 Lieder zusammen und versehen sie mit den Etiketten Gewährsperson, Ort und Datum als den notwendigen Herkunftsmerkmalen. Es ist eine sehr intensive, oft mühevollere Arbeit: so bieten die Eigenheiten der dialektalen Lautgestalt oder die Aufteilung der Silben zur Melodie immer wieder Spielraum für verschiedene Interpretationen. Oder ein anderes Problem: *Es ist ja überhaupt eine eigene Sache mit dem „treuen“ Nachschreiben! Wenn man Sinn für Gewissenhaftigkeit hat [...], so neigt man leicht dazu „katholischer als der Pabst“ sein zu wollen. So bin ich etliche Male „zur Sicherheit“ noch einmal zum Kontrollieren zu Frl. Eva Tausch oder M. Sprecher in Seewis gelaufen, - und siehe da, sie sangen plötzlich einen anderen Schluß oder dergl. Auf meine verdutzte Frage, wieso sie denn neulich so gesungen hatten wie meine Notiz lautete, entgegneten sie gemühtlich: „Jo, öppen amol singan mir aso, u. öppen amol aso, - wie's grad kummt.“*<sup>9</sup> Trotz der Be-

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Wesentliche Informationen verdanke ich Barbara Boock, Bibliothekarin im DVA. Sie hat seit 2001 im Rahmen einer personenbezogenen Recherche zahlreiche ergänzende Dokumente zu Lotte Meyer zusammengetragen. Zu den Biografien: StAF, F 196/2-317 (Meyer, Lotte). Desgl. MANUELA MÜLLER: *Leben im Denkmal. 14 Portraits moderner Menschen in historischen Häusern*, Freiburg 2005, S. 78ff; KARIN-ANNE BÖTTCHER: *Auf Spurensuche im Volksliedarchiv*, in: *Badische Zeitung* vom 15. Januar 2002.

<sup>9</sup> Lotte Meyer in einem Brief an Prof. Hoffmann-Krayer, 1906 Gründungsmitglied des SVA. Zitiert nach BARBARA BOOCK: *Die Volksliedsammlung von Lotte Meyer im Prättigau 1913*, in: *Regionalität in der musikalischen Popularkultur. Tagungsbericht Hachenburg 2006 der Kommission zur Erforschung musikalischer Volkskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V.*, hg. von GISELA PROBST-EFFAH (Berichte aus der Musikwissenschaft), Aachen 2009, S. 255-269, hier S. 257.



Abb. 1 Lied „Der stolzen Schönheit“ aus dem Schweizer Plättigau (DVA, S 02409).

lastung verstehen sich die beiden Frauen offenbar gut. Lina von Schröder bemerkt: *Das Zusammenarbeiten mit Fräulein Meyer ging sehr gut, und ich habe sie in jeder Beziehung schätzen gelernt. Von Anfang an bewunderte ich ihr schnelles, sicheres Arbeiten, ich finde wir dürfen uns freuen, dass sie sich für unsere Volksliedersammlung interessiert.*<sup>10</sup>

Abschriften der aufgezeichneten Lieder gelangen im Dezember 1913 an das Schweizerische Volksliedarchiv (SVA). Im Jahre 1914 wird der gesamte Bestand von Basel aus an das im selben Jahr in Freiburg entstandene DVA versandt und dort abgeschrieben, katalogisiert und an das SVA zurückgereicht. Beide Institute wurden von John Meier gegründet, das in der Schweiz bereits 1906. Er war über den Zugang der Volksliedersammlung aus dem Prättigau natürlich informiert; mit Lotte Meyer, die im Besitz der originalen Liedmitschriften verblieb, stand er nach eigenem Bekunden *schon längere Zeit [...] persönlich in freundlicher Verbindung.*<sup>11</sup> Ob es später und unter bedrohlicheren Umständen zu einer Begegnung zwischen den beiden Forscherpersönlichkeiten kam, ist nicht gesichert.

Nach vielen Jahren, in welchen sie im Wechsel zwischen Wohnorten im Harz und bei ihren Eltern in Braunschweig lebte, kehrte Lotte 1934 endgültig zu ihrer Mutter zurück. Johanna

<sup>10</sup> Ebd., S. 268.

<sup>11</sup> Wie Anm. 6.

Meyer war seit dem Tod ihres Mannes 1926 in eine kleine Pension umgezogen. Man darf annehmen, dass das Zusammenleben der beiden Frauen nicht allein aus familiären Gründen, sondern auch unter dem Eindruck der neuen politischen Lage erfolgte: die Region Braunschweig diente dem Nationalsozialismus gleichsam als Basislager zur Eroberung der Macht in Deutschland und zeichnete sich nach der „Machtergreifung“ durch eine besonders rücksichtslose Verfolgung der politischen Gegner aus. Für die jüdische Bevölkerung begann wie überall im Deutschen Reich unmittelbar die Entrechtung und Diskriminierung.

Es dauerte allerdings noch drei Jahre, bis sie sich entschlossen hatten, gemeinsam ihre Heimat zu verlassen. Am 17. März 1938 zogen sie in eine kleine Wohnung der Freiburger Goethestr. 73 und wurden ab 1940 im gleichen Haus Gäste der Privatpension Maria Kluthe, welche in diesem Jahr vom Nebenhaus hier eingezogen war. Vieles deutet auf den Versuch hin, die nahe Schweiz als rettendes Ufer zu erreichen und von Freiburg aus leichter alle notwendigen Formalitäten für eine Emigration zu beschaffen. Doch der Plan scheiterte. „Langwierige Verhandlungen mit den Schweizer Behörden über eine Emigration in die Schweiz, bei denen sie von Freunden in Zürich unterstützt wurde, endeten offenbar mit einer Ablehnung des Gesuchs.“<sup>12</sup> Finanzielle Gründe waren wohl ausschlaggebend. Mitte 1939 band eine „Sicherungsanordnung“ der Zollfahndungsstelle Freiburg die freie Verfügung über das gesamte Vermögen von Mutter und Tochter an die Genehmigung der Devisenstelle in Karlsruhe, und ähnliches geschah mit dem Witwengeld von Johanna Meyer, das auf ein Sonderkonto mit Sperrvermerk überwiesen werden musste. Waren sie diesen Schikanen als Emigrationswillige ausgesetzt, so traf sie ab Januar 1939 die Judenvermögensabgabe wie jede jüdische Familie gleichermaßen hart mit dem Verlust eines Viertels des gesamten Vermögens. Schließlich entzog die 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 allen im Ausland lebenden oder dieses Ziel anstrebenden Juden mit ihrer Staatsbürgerschaft auch das gesamte Eigentum.

Natürlich mussten diese Maßnahmen mit dem Zweck der finanziellen Ausblutung die Chancen, in der Schweiz aufgenommen zu werden, erheblich mindern; erfolgreicher waren nur diejenigen, die nachweisen konnten, dass sie dem dortigen Staat nicht zur Last fallen würden.

### Josef und Sophie Levi – Emigration ohne Ende?

Auch in der Familie Levi steht das Thema Emigration im Mittelpunkt jahrelanger Überlegungen. Von den vier Kindern, die der Ehe entstammen, wandern drei rechtzeitig aus; der älteste, 1895 in Konstanz geborene Sohn Oskar Felix war als Medizinstudent 1916 im Alter von 21 Jahren an der Front in Frankreich gefallen. Und die Eltern?<sup>13</sup>

Josef Levi, 1864 in Worblingen/Bodenseekreis geboren, lernt Freiburg durch schulische und universitäre Ausbildung kennen und erhält hier seine medizinische Approbation. Es folgen Jahre der Rückkehr nach Konstanz, seine Heirat mit Sophie, geb. Kiefe aus Baisingen/Württemberg, und die Geburt der älteren beiden Kinder; schließlich 1903 die Übersiedlung nach Freiburg in das Haus Karlstr. 2, welches Levi bereits 1900 erworben hat. Das Haus bietet genügend Platz für Praxis und Wohnung der bald vielköpfigen Familie, denn zwei weitere Jungen, Ernst Friedrich und Heinz Otto, werden 1904 und 1912 geboren. Die Wahl fällt auf Freiburg, um allen Kindern die bestmögliche Ausbildung zu bieten (Abb. 2).

<sup>12</sup> BOOCK (wie Anm. 9), S. 255. Nachforschungen zur Emigrationsabsicht der beiden Frauen im schweizerischen Bundesarchiv in Bern verliefen ohne Ergebnis.

<sup>13</sup> Zu den Biografien: StAF, F 196/1-04872 (Josef Levi), -09419 (Sophie Levi), F 200/7-855, -858 und -1521 (Josef Levi).



*Abb. 2* Sophie und Josef Levi (StadtAF, M 2/127a Nr. 85-1).

Verantwortungsbewusstsein und eine im besten Sinne deutsch-nationale Gesinnung sprechen aus den Worten, mit denen Tochter Elisabeth nach dem Krieg ihren Vater skizziert: *Mein Vater war immer ein sehr pflichtgetreuer Staatsbürger. Im Ersten Weltkrieg war er zuerst Stabsarzt und Leiter des Lazarett's Karlstr., ging dann (als Stabsarzt mit den deutschen Truppen in Belgien) freiwillig an die Front, obwohl er Frau und minderjährige Kinder zurücklassen musste. Meine [...] Mutter war zudem ganz gebrochen, da sie ihren ältesten Sohn Oskar fürs Vaterland verloren hatte.*<sup>14</sup> Die glänzende Vermögenslage beider Ehepartner sowie der berufliche Status als praktizierender Arzt sichern der Familie lange Jahre einen gehobenen Lebensstil, in welchem bürgerlich-konservative Wertvorstellungen mit Bildung an herausragender Stelle gepflegt werden. Ganz selbstverständlich besucht neben den Jungen auch Elisabeth die Universität und beendet ihr Medizinstudium 1922 mit der Approbation in Freiburg.

Levis fachliches Können wird einmal von keinem geringeren als von Maxim Gorki gewürdigt. Der berühmte russische Schriftsteller hält sich im Sommer und Herbst 1923 in Günterstal auf, um sich im Reizklima des Schwarzwaldes wegen seiner TB behandeln zu lassen. Am 7. August schreibt er in einem Brief an eine Frau Andreeva: *Gnädige Frau, ich bin fast gesund geworden; nur in der linken Lunge pfeift es noch ein bisschen. Ich habe einen guten Arzt. Er behandelt mich gratis, was mir eigentlich peinlich ist. Ich muss ihm etwas als Geschenk bringen.*

Dass es sich hier um Josef Levi handelt und wie das Geschenk aussehen soll, klärt eine Textstelle in Gorkis Archiv; dort ist der Entwurf eines Textes überliefert, den der Schriftsteller als Kerngedanken eines Autogramms als Präsent für seinen Arzt verwenden wird: *Dem Arzt Levi für seine Autographenkollektion: Wenn man sich der Juden bedenkt, fühlt man sich blamiert [...]. Sicherlich habe ich nicht vergessen, dass die Menschen einander viele verschiedene Ekels machen. Aber den Antisemitismus halte ich unter anderen für den ekelhaftesten davon. M. Gorkij 31.X.23 Günterstal.*<sup>15</sup> Ein schönes Geschenk für einen gebildeten Menschen – doch eine bittere Wahrheit, die wie vorausahnend sein späteres Schicksal vorwegnimmt.

10 Jahre später sieht sich Josef Levi in einer Reihe von Ärzten und Zahnärzten genannt, die „Der Alemanne“ unter der Überschrift *Boykottiert folgende Freiburger Juden!* an den Pranger stellt.<sup>16</sup> Neben Medizinern nennt das „Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens“ auch andere Berufsgruppen und verlangt von seinen Lesern, unverzüglich alle geschäftlichen Beziehungen mit ihnen abzubrechen. Bei vielen Menschen fällt die Aufforderung, sich nicht mehr von jüdischen Ärzten behandeln zu lassen, schnell auf fruchtbaren Boden. Auch Dr. Levi wird Opfer dieser Verfolgungsstrategie.

Zwar hatte sich ab Anfang der 1930er-Jahre sein Einkommen merklich verringert, da er mit 68 Jahren bereit war, sich beruflich etwas zurückzunehmen. Jetzt aber muss er erkennen, dass die Patienten ihrerseits immer mehr ausbleiben. Die Boykottaktion, welche beabsichtigte, breite Bevölkerungsschichten propagandistisch auf nachfolgende Schritte einzustimmen, hat ihr erstes Ziel erreicht und die Reichsregierung ist unverzüglich zu weiteren repressiven Maßnahmen entschlossen. Um sich vollends der jüdischen Ärzteschaft zu entledigen, bedient sie sich schon 1933 eines wirkungsvollen Instrumentes: Sie entzieht den ungeliebten Ärzten die Kassenzulassung. Da vorerst noch gewisse Ausnahmestimmungen gelten, erhält Levi – im

<sup>14</sup> StAF, F 196/1-4872.

<sup>15</sup> KLAUS HOCKENJOS: „Interessant ist hier die Vegetation“, in: Badische Zeitung vom 28. Dezember 2011. Weitergehende Informationen verdanke ich der Korrespondenz mit Herrn Hockenjos. Vgl. dessen Beitrag „Maxim Gorki im Schwarzwald“ in dieser Ausgabe des Schau-ins-Land.

<sup>16</sup> Der Alemanne vom 1. April 1933. Zu den Ereignissen in Freiburg siehe ANDREA BRUCHER-LEMBACH: ... wie Hunde auf ein Stück Brot. Die Arisierung und der Versuch der Wiedergutmachung in Freiburg (Alltag & Provinz 12), Bremgarten 2004, S. 27ff.

aktiven Dienst während des Weltkrieges tätig – einen vorläufigen Aufschub. Mit der Verordnung vom 17. Mai 1934 fallen dann auch die Sonderregelungen weg; das bedeutet, dass der jüdische Arzt auf den Besuch einer privaten Klientel angewiesen ist, um überhaupt noch Einkommen zu erzielen.<sup>17</sup>

Mit dem Ende des Jahres 1936 schließt Levi seine ärztliche Praxis in der Karlstr. 2. Die Erträge sind zu gering geworden. Es bleibt das bittere Gefühl, dass eine derart rigide Gesetzgebung nur vor dem Hintergrund einer Gesamtärzteschaft erfolgen konnte, die in ihrer Mehrheit gewillt war, die jüdischen Konkurrenten zu eliminieren und sich für diesen Zweck der NS-Ideologie andiente.

Auswanderung also? Bis Anfang 1939 ordnen sich Levis mit aller Kraft den Emigrationswünschen ihrer Kinder unter; deren Sicherheit hat absolute Priorität. Heinz, 1936 nach Palästina, und Ernst, 1939 (1936?) nach Kapstadt geflüchtet, werden mit hohen Summen bei ihrer Existenzfindung unterstützt. Für Elisabeth und ihren jüdischen Ehemann Dr. Felix Harry, die ab 1924 in Wiesbaden eine gemeinsame Praxis betreiben, springen Levis für einen längeren Zeitraum als großelterliche Betreuer der 8-jährigen Enkelin Lore (Harriet) ein, die nach Freiburg übersiedelt. Mutter Elisabeth muss in dieser Zeit alle Anstrengungen unternehmen, den in einem Wiesbadener Gefängnis inhaftierten Ehemann freizubekommen und die nötigen Papiere für alle zu einer Flucht in die USA zu besorgen. Glücklicherweise gelingt die Emigration im Februar 1939 von Le Havre aus nach New York.

An ihre Freiburger Zeit erinnert sich Harriet später: *Mein Großvater war sehr nett und liebevoll zu mir. Er tröstete mich, als ich weinte, weil ich nicht mehr zur Schule gehen konnte, denn meine Klassenkameraden warfen Steine nach mir und anderen Juden. Er ging mit mir spazieren, lehrte mich das Multiplizieren und gab mir Bücher, die ich zu Hause lesen konnte.*<sup>18</sup>

Emigration also jetzt, wo alle Angehörigen gerettet sind? Alle Vorbereitungen deuten auf dieses Ziel hin. Am 9.12.1938 verkaufen Levis ihr Haus Karlstr. 2 (Abb. 3) für 67.000 RM an zwei Privatleute aus Kirchzarten, 10 Tage später ihren anderen Immobilienbesitz Kandelstr. 24 an den Großschlächter Eugen Moll aus der Freiburger Turnseestr. 57. Beide Summen müssen einem Sperrkonto zugeführt werden, über welches der Inhaber nicht frei verfügen kann. Sie ziehen in eine kleine Wohnung in der Mozartstr. 14. Zwar hängen beide Verkäufe mit den gewaltigen Zahlungen zusammen, die allen Juden im Gefolge der Reichspogromnacht als „Judenvermögensabgabe“ (JVA) auferlegt werden, und obendrein all denjenigen, die den „Wunsch“ haben auszuwandern. Allein die JVA schlägt bei Levis mit 20.000 RM zu Buche. Aber zeitgleich mit diesem Betrag, der ab Jahresbeginn 1939 in 5 Raten fällig ist, konkretisieren sich Pläne, welche die eigene Emigration im Blick haben. Im Januar 1939 richtet Levi ein Bittschreiben an das Finanzamt Freiburg, ihm und seiner Ehefrau eine Unbedenklichkeitsbescheinigung für die Ausstellung eines Reisepasses zwecks Emigration nach Südafrika zu gewähren. Im März schreibt die Deutsche Bank Freiburg an das Finanzamt: *Wir teilen Ihnen höflich mit, dass wir auf dem Konto von Herrn Dr. Levi [...] einen Betrag von RM 20.000 für Reichsfluchtsteuer zu Ihren Gunsten gesperrt haben. Wir bitten Sie, hiervon Kenntnis zu nehmen. Heil Hitler!*<sup>19</sup> Wenige Tage später begleicht Levi diese „Steuerschuld“ in Höhe von 18.924,25 RM. Drei Wochen danach gibt der Steuerfahndungsbeamte Bärenwald den Ausreisewilligen endgültig grünes Licht: *Bei der Auswanderung sollen Möbel, Kleider, Leib- und*

<sup>17</sup> BRUCHER-LEMBACH (wie Anm. 16), S. 35. Zur Ausgrenzung der jüdischen Ärzte auf dem Verordnungsweg siehe SUSANNE BREISINGER: Die niedergelassenen jüdischen Ärzte in Freiburg 1933-1945. Eine Untersuchung zur nationalsozialistischen Berufs- und Standespolitik, Freiburg 2002, S. 8ff.

<sup>18</sup> Aus einem Brief der Enkelin Harriet Seymour an Susanne Breisinger vom 1. September 1994, StadtAF, M 2/127a Nr. 85/1.

<sup>19</sup> Wie Anm. 14.



Abb. 3 Das Wohnhaus der Familie Levi in der Karlstr. 2 (StadtAF, M 70 S 201/27 Nr. 506).

*Bettwäsche und Küchengeschirr mitgenommen werden. Nach Begleichung der Reichsfluchtsteuer, Sühneabgabe, Vermögenssteuer usw. [...] bestehen gegen die Erteilung einer Unbedenklichkeitsbescheinigung keine Bedenken.*<sup>20</sup>

Daraufhin erweitert das Badische Innenministerium die Gültigkeit der Reisepässe von Josef und Sophie Levi auf das Ausland. Schließlich: im Herbst 1939 wird ein Liftvan mit dem gesamten Hausrat zollamtlich gepackt und plombiert. Der Golddiskont für seinen Inhalt (eine Art Ausfuhrsteuer) fällt noch an; und zum Schluss werden Kosten von 3.000 RM für Transport und Lagermiete an die Firma Schenker beglichen. Alles scheint in günstigen Bahnen zu verlaufen.

Aber Levis verlieren den Wettlauf mit der Zeit. Unmittelbar mit dem Ausbruch des Krieges im September 1939 bricht das unabhängige, aber zum britischen Commonwealth gehörende Südafrika die Beziehungen zu Deutschland ab. An den Erhalt von Einreisevisen ist jetzt nicht

<sup>20</sup> Ebd.

mehr zu denken. Ebenso aussichtslos ist es, sich Hoffnungen auf ein anderes Emigrationsland zu machen; dafür hätten längst Vorleistungen erbracht werden müssen, und selbst dann blieben die Chancen einer Aufnahme minimal. Deutschland schließt seine Grenzen immer dichter nach außen ab. Noch resignieren Levis nicht. Allerdings wachsen ihre Bedenken, ob das Wagnis Auswanderung in eine ferne, fremde Heimat angesichts ihres fortgeschrittenen Alters noch gelingen werde. Vermutlich trifft auch zu, wie es Enkelin Harriet später einschätzen wird: *Meine Großeltern fühlten sich zu müde (weary) um zu emigrieren.*<sup>21</sup>

## Rechtlosigkeit und Ausplünderung

Von der Ausweisung nach Gurs im Oktober 1940 war nahezu die gesamte jüdische Bevölkerung Badens und der Saarpfalz betroffen. Nur unter bestimmten Voraussetzungen war es möglich, sich diesem Schicksal zu entziehen. So bot das Zusammenleben in einer „privilegierten Mischehe“ immerhin noch so lange Schutz, als die Ehe nicht geschieden oder durch den Tod des nichtjüdischen Partners beendet wurde – es sei denn, es waren christlich erzogene Kinder vorhanden. Auch blieben nicht transportfähige Menschen und diejenigen zurück, auf deren Arbeitskraft man bei besonderen Diensten wie in Krankenhäusern oder industriellen Betrieben angewiesen war. Um einen Überblick über die noch verbliebenen Juden zu bekommen, ordnete die Staatspolizeileitstelle Karlsruhe über das Badische Innenministerium an, eine zentrale „Judenkartei“ zu erstellen. „Die Gestapo legte nach Abschluss der Deportation großen Wert auf die Feststellung, dass ein erneutes Anwachsen der jüdischen Bevölkerung in Baden zu verhindern sei. Ein Zugang von Juden, die glaubten, nach dem Ende des Abtransports in Baden nun von weiteren Drangsalierungen sicher zu sein, dürfe nicht geduldet werden. Juden, die während der Deportation im Ausland verweilten, solle die Rückwanderung unbedingt verwehrt werden.“<sup>22</sup> Schon einige Tage später lag dieses „Verzeichnis der am 1.2.1941 in Baden noch verweilenden Juden (Volljuden und in Mischehe lebenden Juden)“ vor. Es umfasste ca. 820 Personen. Nach Städten mitsamt deren näherem Umland geordnet, sollte es jede Veränderung des aktuellen Standes registrieren und kontrollieren. Damit wurde es zur Grundlage für die folgenden Deportationen.<sup>23</sup>

Am 1. Februar 1941 wohnten im Raum Freiburg noch 125 Juden. 73 Personen lebten in Mischehe, während 52 durch keinen „arischen“ Partner (wenigstens vorläufig) geschützt waren. Indes wurden die Lebensbedingungen für beide Gruppen gleichermaßen immer unerträglicher. Mit der Intensivierung des Krieges gingen Entrechtung und Unterdrückung durch eine Flut von Gesetzen und Erlassen ungehindert weiter; sie erreichten mit der „Polizeiverordnung über das Tragen des Judenstern“ vom 1. September 1941 einen beschämenden Höhepunkt: *Juden [...] die das 6. Lebensjahr vollendet haben, ist es verboten, sich in der Öffentlichkeit ohne einen Judenstern zu zeigen [...] Der Judenstern besteht aus einem handtellergroßen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbem Stoff mit schwarzer Aufschrift „Jude“. Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstückes fest aufgenäht zu tragen.*<sup>24</sup> Sein Emp-

<sup>21</sup> Wie Anm. 18.

<sup>22</sup> MICHAEL STOLLE: Die Geheime Staatspolizei in Baden. Personal, Organisation, Wirkung und Nachwirken einer regionalen Verfolgungsbehörde im Dritten Reich (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 6), Konstanz 2001, S. 244.

<sup>23</sup> StadtAF, Judendokumentation. Zum Umkreis Freiburgs zählen noch die jüdischen Bewohner von Kirchzarten, Kenzingen, Burg-Höfen, Emmendingen, Buchenbach, Breisach, Bollschweil, Sulzburg und Todmoos.

<sup>24</sup> Zitiert nach JOSEF WERNER: Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten

fang musste schriftlich quittiert werden. Ab Oktober 1941 wurde jegliche Auswanderung überhaupt und das Verlassen des Wohnorts ohne behördliche Genehmigung verboten. Zu Beginn 1942 mussten alle Juden ihre Pelz- und Wollsachen an die Wehrmacht abgeben; Zeitungen durften nicht mehr abonniert werden, die Nutzung öffentlicher Einrichtungen wie Verkehrsmittel oder Fernsprecher wurde ihnen untersagt. Mitte 1942 waren alle optischen und elektrischen Geräte, Fahrräder und Schreibmaschinen abzuliefern. Weitere Erlasse folgten: die Maschinerie der Entrechtung ließ sich durch die Deportationen nicht unterbrechen.<sup>25</sup>

Mit derselben unerbittlichen Konsequenz wie bei der Ausgrenzung bemächtigte sich der NS-Staat der materiellen Güter der jüdischen Bevölkerung. In einem über mehrere Jahre dauernden Prozess erfuhren die Betroffenen eine sukzessive Ausplünderung ihrer gesamten Vermögenswerte.

Bei der ersten Phase 1936 bis zum Ausbruch des Krieges hatten die Maßnahmen darauf abgezielt, die berufliche Existenz der Gewerbetreibenden zu vernichten und die finanziellen Lebensgrundlagen aller jüdischen Bürger zu erschüttern. Die wesentlichen Instrumente für diese Eingriffe hießen „Arisierung“, „Judenvermögensabgabe“ und „Reichsfluchtsteuer“.

Mit dem Beginn der Deportationen Ende 1940 fielen dann weitere Schranken auf dem Weg zur völligen Enteignung. Bei der Ausweisung nach Gurs war in der Frage, was mit dem zurückgelassenen Besitz geschehen solle, noch eine gewisse Zurückhaltung der Behörden zu beobachten. In Freiburg oblag seine „Verwaltung und Verwertung“ zunächst der örtlichen Polizeidirektion, später dem Finanzamt Freiburg „Abteilung jüdisches Vermögen“. Dieses koordinierte die Termine für die Versteigerungen aller zurückgelassenen Haushalte; deren Erlöse wie auch Bargeld und Bankguthaben flossen auf sogenannte „Anderkonten“, welche den Namen der ehemaligen Besitzer noch beibehielten aber gesperrt waren. Über Monate hinweg und in rascher Folge wurden nun diese Aktionen durch die Gerichtsvollzieher durchgeführt; die Tageszeitungen veröffentlichten vorab die Termine, der Andrang war riesig. Erst die 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz von 25. November 1941 entzog dann allen im Ausland lebenden Juden die Staatsbürgerschaft und damit verknüpfte ihr ganzes Vermögen, welches „dem Reich verfiel“.<sup>26</sup> Beide Bestimmungen galten auch für diejenigen Betroffenen, welche in die Ghettos und Konzentrationslager der besetzten Gebiete verschleppt worden waren.

Ein Erlass vom November 1941 engte schließlich die Verfügungsgewalt über das private Eigentum völlig ein. Er zielte auf die Praxis der „Schenkungen“ ab und unterband diesen Weg, mit welchem die wenigen noch verbliebenen jüdischen Bewohner in letzter Stunde versuchten, wenigstens Teile ihres Besitzes vor dem drohenden Zugriff des Staates zu retten. Einigen aus unserer Freiburger Gruppe ist dies noch rechtzeitig und erfolgreich gelungen: Anna Reiss schenkte 70.000 RM an ihre engsten Angehörigen, musste allerdings in ein Sperrdepot von zwei Jahren einwilligen; Rosa Sinauer verkaufte ihr Haus Erbprinzenstr. 8 an zwei mit ihr befreundete Damen, erließ ihnen aber den Kaufpreis für eigenes ewiges Wohnrecht. Marie Noether schenkte ihren gesamten Hausrat aus der Urachstr. 53, darunter ein komplettes Biedermeierzimmer, an ihre langjährige Pflegerin Luise K.; im Schenkungsvertrag wurde vereinbart, dass sie an allen Gegenständen nur noch ein Besitzrecht ausübe, welches bei einer „Abwanderung“ endet.<sup>27</sup>

Die hier beschriebenen Größenordnungen täuschen jedoch über die „normale“ Lebenssitua-

---

Reich (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs 9), Karlsruhe 1988, S. 364.

<sup>25</sup> Ebd., S. 364ff. Ebenso THILO PFLUGFELDER: Verfolgungsmaßnahmen gegen Juden in Baden während des „Dritten Reichs“, hg. von der Landeszentrale für Politische Bildung, Stuttgart [ca. 1980], S. 40ff.

<sup>26</sup> Reichsgesetzblatt I 1941, S. 723: „§ 3. (1) Das Vermögen des Juden, der die deutsche Staatsangehörigkeit auf Grund dieser Verordnung verliert, verfällt mit dem Verlust der Staatsangehörigkeit dem Reich.“

<sup>27</sup> StAF, F 196/1-03019 (Anna Reiss), -06087 (Rosa Sinauer) und -04909 (Marie Noether).

tion hinweg. Der wirklichen Dimension entspricht eher der Anlass einer Postkarte, welche Frau Frieda Hauser, „arische“ Ehefrau des jüdischen Professors Ludwig Hauser, am 17. Oktober 1942 an das Freiburger Finanzamt sendet: *Ich erhielt von Fräulein Reiss, früher wohnhaft Schlageterstr. 26, die Zusage, eine Kartoffelkiste zu bekommen. Ich habe dieselbe dieser Tage dort abgeholt.*<sup>28</sup>

Ida Reiss gehört auch zum Personenkreis unserer Gruppe. Längst hat niemand mehr ein geregeltes Arbeitseinkommen. Viele leben in außerordentlich prekären Verhältnissen von ihrem Vermögen oder mit Hilfe einer kleinen Unterstützung durch Verwandte oder die Jüdische Gemeinde. Aus finanziellen Gründen und im Zuge der Reduzierung auf das Lebensnotwendigste hat Adolf Besag Teile seiner Wohnungseinrichtung verkauft. Eine Frau Luise L., Erwinstr. 12, gibt nach dem Krieg zu Protokoll: *Ich habe von einem Juden namens Besag ein Herrenzimmer für RM 700 gekauft, weil er mich bat, das Zimmer ihm abzunehmen. Dieses Herrenzimmer wurde durch einen Bombenangriff in der Herrenstr. zerstört.*<sup>29</sup>

Fast die Hälfte von ihnen hat gezwungenermaßen ihre ursprüngliche Freiburger Adresse verlassen und lebt nun konzentriert auf engstem Raum: das Ehepaar Besag und Rosa Sinauer in der Erbprinzenstr. 8, Laura Bloch und die Geschwister Jakob und Minna Maier in der Niemensstr. 9, in den beiden „Judenhäusern“ Ludwigstr. 32 Jette Judas, Regine Bloch, Sofie Braun, Lina Fleischmann, Anna Reiss und die Eigentümerin Hedwig Weil sowie Ida Reiss, Bernhardine Süssmann und das Ehepaar Levi in der Schlageterstr. 26. Das bedeutet natürlich eine erneute Ghettoisierung, verbunden mit dem beklemmenden Gefühl der Isolation. Viel bedrückender jedoch ist die Angst vor der eigenen Deportation.

Am 1. Dezember 1941 waren bereits 1.000 jüdische Einwohner württembergischer Gemeinden aus ihrer Heimat „evakuiert“ worden und von Stuttgart aus in Richtung Riga einem ungewissen Schicksal entgegengefahren. Ein weiterer Deportationszug hatte Stuttgart am 26. April 1942 in das ostpolnische Izbica verlassen; in ihm befanden sich 76 jüdische Bürger aus Baden, darunter vier Freiburger. Margarete Wagner gehörte zu ihnen. Nur wenige Tage zuvor war ihr die Benachrichtigung über den unmittelbaren Abtransport zugestellt worden; durch den Tod ihres Mannes hatte sie den Schutz des „arischen“ Ehegatten verloren. Ihre Mutter Rosa Sinauer, bei der sie im elterlichen Haus Erbprinzenstr. 8 wohnte, hatte die Deportation mit ansehen müssen – nie mehr war ein Lebenszeichen der Tochter gekommen. Und jetzt wurde sie selbst mit fast identischen Worten zur Teilnahme an dem in wenigen Tagen von Karlsruhe ausgehenden „Abwanderungstransport“ aufgefordert.

In den Briefen des Ehepaares Levi an ihre Tochter in den USA geht es vorrangig um die Probleme der aktuellen Lebensbewältigung. Es kennzeichnet sie besonders, dass immer noch Hoffnung und Lebensmut durchblicken; und man gewinnt den Eindruck, dass dies nicht nur in beruhigender Absicht an die Adresse Elisabeths geschieht. Dabei erweisen sich alle Bemühungen, Emigrationspapiere zu erhalten, endgültig als enttäuschend und aussichtslos. Hierzu folgender Brief vom 21. April 1941: *In Berlin ist Dr. H[omburger; jüdischer Rechtsanwalt und Freund der Familie] bei der Schiffahrtsgesellschaft gesagt worden, bis in den Herbst hinein seien alle Schiffsplätze bei der American Export für solche Amerikaner, die sich in Europa aufhalten und nach USA heimfahren wollen, reserviert. Vor Ende dieses Jahres oder Anfang*

<sup>28</sup> Originaldokument im Besitz des Verfassers. In den Akten des Staatsarchivs Freiburg zur Wiedergutmachung und Restitution befinden sich viele Originaldokumente, die in Bezug zu dem zurückgelassenen Eigentum von Ida Reiss, Schlageterstr. 26, stehen. Dabei wird in erschreckender Weise offenkundig, in welcher schamloser Weise man sich, quer durch alle Bevölkerungsschichten, in einer Schnäppchenjagd an dem zur Schau gestellten und von der Gestapo vorher geplünderten Wohnungsinventar bereichert hat. StAF, F 196/1-06077 (Ida Reiss).

<sup>29</sup> Wie Anm. 3 (Adolf Besag).

nächstes würden für uns keine Plätze mehr zu haben sein. Mit viel Mühe und dem Hinweis darauf, dass wir schon so alt seien und zu befürchten sei, dass wir unsere Kinder nicht mehr erreichen könnten, hat er es durchgesetzt, das sie wenigstens nach Lissabon kabelten, ob durch Zufall doch noch für uns Plätze zu haben seien zu einem früheren Termin; ebenso hat er an das Consulat nach Stuttgart geschrieben, sie möchten doch endlich mitteilen, ob Euer Affidavit of Surety genügt. Ihr seht also, wie schwierig und umständlich alles vonstatten geht.

Und am 23. September 1941: *Ich fürchte, dass es mit unserer Auswanderung nichts werden wird, da ein amerikanischer Consul im neutralen Ausland die Visa zu erteilen hätte. Die Erlaubnis dazu wird wohl kaum zu bekommen sein. Auf unseren Umzug ist mir etwas bange. Ich bin überhaupt wegen allem, was uns widerfahren, sehr bedrückt.*<sup>30</sup>

## Dramatische Augusttage

Bereits einen Tag nach Erhalt des Einschreibebriefes vom 15. August bekamen Adolf und Pauline Besag den angekündigten Besuch aus Karlsruhe. Es waren die Herren Fleischhauer und Alexander, von Karl Eisemann nach Freiburg entsandt. In seiner Eigenschaft als Leiter der Bezirksstelle Baden-Pfalz der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland war dieser für die organisatorische Durchführung der von Baden ausgehenden Transporte verantwortlich. „Die Gestapo übersandte dieser Stelle die Liste der von der ‚Abwanderung‘ Betroffenen einschließlich der für den Transport erforderlichen Anweisungen. Eisemanns Behörde hatte daraufhin die Opfer zu unterrichten und am Tag der vorgesehenen ‚Abreise‘, wie der Transportbeginn von der Bezirksstelle arglos oder in bewusster Zurückhaltung bezeichnet wurde, für die Verpflegung und ordnungsgemäße Abwicklung zu sorgen.“<sup>31</sup>

Sigmund Alexander und Herbert Fleischhauer zählten zum Kreis der wenigen jüdischen Mitarbeiter Eisemanns, die jetzt alle Betroffenen zu besuchen hatten. Dabei trafen sie zunächst auf die schockartige Bestürzung, unter der noch alle angesichts ihrer unmittelbaren Ausweisung standen; sodann galt es, die zahlreichen Modalitäten, von welchen im Brief im Zusammenhang mit der Deportation die Rede war, zu interpretieren; und schließlich – wichtigster Punkt – musste über Vermögenswerte entschieden werden, die als zukünftige Existenzgrundlage der „Abreisenden“ eingesetzt werden sollten.

Erklärungsbedürftig war zunächst der Passus I des Rundschreibens, wonach *Ihr gesamtes Vermögen [...] beschlagnahmt [ist]*.<sup>32</sup> Ein solcher Zugriff auf das Eigentum erfolgte bisher nur, wenn ein Jude mit Wohnsitz im Ausland ausgebürgert wurde. Da das Protektorat, und mithin Theresienstadt, aber nicht als Ausland galt, erklärte ein Erlass vom 30. Juni 1942 global, „daß die Juden, die man nach Theresienstadt ‚abzuschieben‘ gedachte, per definitionem volks- und staatsfeindlichen Bestrebungen anhängen“ und eine Beschlagnahme staatspolizeilich rechtens sei.<sup>33</sup>

<sup>30</sup> Briefe von Josef und Sophie Levi an Elisabeth Harry in den USA, Nachlass Breisinger (wie Anm. 18).

<sup>31</sup> STOLLE (wie Anm. 22), S. 384.

<sup>32</sup> Wie Anm. 1.

<sup>33</sup> MICHAEL ZIMMERMANN: Die Gestapo und die regionale Organisation der Judendeportationen. Das Beispiel der Stapo-Leitstelle Düsseldorf, in: Die Gestapo – Mythos und Realität, hg. von GERHARD PAUL und KLAUS-MICHAEL MALLMANN, Darmstadt 1995, S. 357-372, hier S. 370.

Damit war jegliche Verfügung über die eigenen Vermögenswerte unterbunden – mit einer einzigen Ausnahme: wenn sie zugunsten der RJD im Zusammenhang mit dem Abschluss eines sogenannten „Heimeinkaufsvertrages“ („H“) getroffen wurde (Abb. 4). Da allerdings ein solcher Vertragsabschluss für alle „Abwanderer“ obligatorisch und bei „flüssigem Vermögenswert“ von mindestens 1.000 RM vorgeschrieben war, konnte von einer freien Entscheidung nicht die Rede sein.

Die Frage, welchen Gegenwert die Zahlenden für ihre Investition erhalten würden, wie also das zukünftige „Heim“ beschaffen sei, stand natürlich im Mittelpunkt der von den Mitarbeitern geforderten Erklärungen. Im Rundschreiben war nur die diffuse Formel einer „Gemeinschaftsunterbringung“ in einem „Vorzugslager“ zu erfahren; und der RJD oblag mit dem Geld der Eintreffenden die Finanzierung dieser Institution. S. Alexander präsentierte dem Ehepaar Besag daraufhin einen für sie vorgefertigten Entwurf des „H“ und wies besonders auf die Gewährung von pensionsartiger Leistung und Krankenversorgung hin. Seine Argumentation folgte darüber hinaus der infamen Logik, in die er durch seine Auftraggeber hineingezwungen wurde: „Da den alten Leuten die Zusicherung gegeben wurde, dass sie durch diese Einkaufsverträge und durch eventuell zusätzliche Spenden Aussicht auf lebenslängliche angemessene Verpflegung und Unterkunft im Altersghetto erlangten, und da sie andererseits wussten, dass ihr Eigentum dem Reich zufalle, sobald sie deportiert worden seien, überschrieben sie bereitwillig den größten Teil ihres Vermögens an die RV.“<sup>34</sup>

Im Falle Besags einigte man sich schnell: Alle verfügbaren Geldmittel im Werte von 2.600 RM wurden als Grundlage des „Einkaufsvertrages“ angesetzt. Dazu gehörten das Barvermögen bei der Dresdner Bank, ein Effektd Depot mit hypothekarischen Pfandbriefen und eine Aufwertungspolice, die alle in den Besitz der RJD übergingen. Um die Einkaufssumme von 59.700 RM zu erreichen, wurde die Beamtenpension Adolf Besags über einen längeren Zeitraum kapitalisiert eingerechnet. Außerdem überschrieb er ihr als Spende den Rückkaufwert einer Lebensversicherung in Höhe von 419 RM, um weniger bemittelten Juden die Möglichkeit einer dauerhaften Heimstatt zu erleichtern.

In Ausführung ihres Auftrages suchten Alexander und Fleischhauer in den nächsten Tagen alle betroffenen Freiburger Juden auf. Dabei bekamen sie Einblick in die sehr breite Spanne ihrer in dieser Stadt noch verfügbaren materiellen Werte. Ungeachtet dieser Unterschiede waren es ernste, oft verzweifelte Gespräche in banger Erwartung einer ungewissen Zukunft. Das galt für beide Seiten; denn auch diejenigen, welche eigentlich „mit Rat und Tat zur Seite stehen“ sollten, waren sich bewusst, nur Erfüllungsgehilfen eines Systems der Unterdrückung und Ausplünderung zu sein, das sie zwang, falsche Hoffnungen an alte Leute zu verkaufen.<sup>35</sup>

Erklärungsbedarf lag schließlich im Zusammenhang mit der Mitnahme und dem Zurücklassen aller nicht-geldlichen Eigentumsgegenstände vor. In einer 17-seitigen blauen „Vermögenserklärung“ als Anlage zum Rundschreiben wurde den Betroffenen zugemutet, alle nur erdenklichen Objekte an Besitz und Vermögen aufzulisten, sofern sie nicht auf die Zwangsreise mitgenommen oder der RJD überschrieben würden: von der Zahnbürste bis zum Sparvertrag, vom

<sup>34</sup> Dokumente über die Verfolgung (wie Anm. 2), S. 270.

<sup>35</sup> Es gibt eine umfangreiche Literatur über das Dilemma zwischen Verstrickung und Verantwortung, in welches die RJD angesichts der Deportationen geraten war: Dass es also nicht möglich war, sowohl die Vorgaben der Gestapo zu erfüllen als auch die Interessen der eigenen Mitglieder zu wahren. Siehe hierzu ESRIEL HILDESHEIMER: Jüdische Selbstverwaltung unter dem NS-Regime. Der Existenzkampf der Reichsvertretung und Reichsvereinigung der Juden in Deutschland (Veröffentlichung des Max Gruenewald Research and Development Funds), Tübingen 1994; BEATE MEYER: Das unausweichliche Dilemma: Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, die Deportationen und die untergetauchten Juden, in: Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945, hg. von BEATE KOSMALA und CLAUDIA SCHOPPMANN (Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit 5), Berlin 2002, S. 273-296.

118

HEIMEINKAUFsvertrag "H".

---

Zwischen der  
BEZIRKSSTELLE BADEN/PFALZ IN LIQUIDATION  
der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland

und  
Herrn/Frau/Fraulein/den Eheleuten

*Hedwig Sara Weil geb. Weil in Freiburg i. Br., Ludwigstr. 32*  
gesetzlich vertreten durch

wird folgender Heimeinkaufvertrag geschlossen.

1.

a) Herr/Frau/Fraulein/Die Eheleute *Hedwig Sara Weil*

erkennt/~~erkennen~~ folgendes an:

Die juedischen Alters- und Siechenheime haben eine grosse Zahl von Insassen, deren Unterhalt ganz oder teilweise aus juedischen Wohlfahrtsmitteln bestritten wird. Es liegt im Zuge der Entwicklung, dass ihr Anteil an der Gesamtzahl der Heiminsassen steigt. Um zu ermoglichen, dass auch kuenftig Minderbemittelte und Hilfsbeduerftige in den Heimen verbleiben bzw. in sie aufgenommen werden koennen, ist es Pflicht aller derjenigen Heiminsassen, die noch ueber hinreichende Mittel verfuegen, durch ihre Pflegegelder nicht nur die Kosten ihres eigenen Heimaufenthalts zu decken, sondern darueber hinaus zu dem Unterhalt ihrer beduerftigen Mitinsassen beizutragen.

b) Herr/Frau/Fraulein/Die Eheleute *Weil*

kauft/~~kaufen~~ sich vom *17/8/42* ab in das Heim mit einem Betrag von *41.400,-* RM (in Worten *vierundzwanzigtausend vierhundert* RM) ein.

2.

a) Der Einkaufsbetrag wird wie folgt bezahlt: *durch Uebertragung des Festgeld-Kontos über den 6500,- Reichsmark Depot bei der 35 216. (Königsplatz) von der Deutschen Bank in Freiburg i. Br.*

b) Der Einkaufsbetrag wird aus eigenen Mitteln bezahlt.

Der Einkaufsbetrag wird von dritter Seite, naemlich von Herrn/Frau/Fraulein  
gezahlt. Durch Mitunterzeichnung dieses Vertrages erkennt Herr/Frau/Fraulein  
seine Bestimmungen, insbesondere auch Ziffer 7, als verbindlich an.

3.

In das Heim koennen nur Gegenstaende nach Massgabe behoerdlicher Weisungen eingebracht werden.

4.

- a) Die Reichsvereinigung verpflichtet sich, dem/den Insassen auf Lebenszeit Heimunterkunft und Verpflegung zu gewaehren, die Waesche waschen zu lassen, ihn/sie erforderlichenfalls aerztlich und mit Arzneimitteln zu betreuen und fuer netwendigen Krankenhausaufenthalt zu sorgen.
- b) Die Reichsvereinigung behaelt sich das Recht der Unterbringung in einem anderen Heim bzw. in einer sonstigen Gemeinschaftswohnung auch ausserhalb des Altreichs vor.
- c) Aus einer Veraenderung der gegenwaertigen Unterbringungsform kann der Inasse/~~koennen die Inassen~~ keine Ansprueche herleiten.

5.

Bei Eintritt einer körperlichen oder geistigen Erkrankung des/der Insassen sowie eines sonstigen Zustandes, der das dauernde Verbleiben in dem Heim ausschliesst und seine/ihre Unterbringung in einem Siechen- oder Sonderheim oder in einer Pflegestelle geboten erscheinen laesst, ist die Reichsvereinigung berechtigt, die entsprechende Massnahme zu treffen.

6.

Die Reichsvereinigung ist berechtigt, den Einkaufsvertrag aus wichtigen Gruenden zu kuendigen. Als solche gelten insbesondere:

- a) wiederholter grober Verstoss gegen die Hausordnung trotz schriftlicher Abmahnung,
- b) eine Weigerung des/der Insassen, sich der Bestimmung des Aufenthalts in einem anderen Heim der Reichsvereinigung zu fuegen.

7.

- a) Der Einkaufsbetrag geht mit der Leistung in das Eigentum der Reichsvereinigung ueber.
- b) Beim Tode des/der Insassen oder bei vorzeitiger Aufloessung des Vertrags besteht keinerlei Rechtsanspruch auf Rueckzahlung dieses Betrags.

Freiburg/Bzg. den 18. August 1942.

Heinrich Lura. H. W. geb. H. W.

BEZIRKSSTELLE BADEN/PFALZ IN LIQUIDATION  
DER REICHSVEREINIGUNG DER JUDEN IN DEUTSCHLAND.

K. W. L. L.

Wohnzimmerbuffet bis zum Kohlevorrat. Gerade weil aber enge Vorschriften den Umfang des Gepäcks auf einen Gegenstand, Koffer oder Rucksack, eingrenzten, ein Merkblatt dagegen nahelegte, möglichst viele Dinge des täglichen Bedarfs mitzunehmen, waren Entscheidungen in diesem Bereich viel schwieriger zu treffen als bei finanziellen Fragen. Wusste man denn im Vorhinein, was am fernen und unbekanntem Ort am notwendigsten war? Und was war unverzichtbar im Blick auf ihre vom Alter her doch fragile Gesundheit? Schon im Rundschreiben hatte Karl Eisemann die Abreisenden auf dieses Problem hingewiesen und sie um Vorarbeit gebeten. *Die Fahrtteilnehmer erleichtern sich und unseren Mitarbeitern die Arbeit, wenn sie sich alsbald nach Empfang dieses Schreibens darüber schlüssig werden, welche Gegenstände sie mitnehmen.*<sup>36</sup> Sicherlich wurde gerade hier in banger Erwartung dem Ratschlag der Karlsruher Herren entgegengesehen. Dem Finanzamt Freiburg diente die „Vermögenserklärung“ indes als Grundlage aller Enteignungen sowie der sich in Kürze anschließenden Versteigerungen.

Am Morgen des 21. August 1942, einem Freitag, erschienen Beamte des Gestapo-Unterbezirks Freiburg in der Schlageterstr. 26. Josef und Sophie Levi wurde mitgeteilt, dass sie auf der Stelle verhaftet seien. Man bedrängte sie, in aller Eile ihr letztes Gepäck zusammenzuraffen und sich reisefertig zu machen, um rechtzeitig am Hauptbahnhof zu sein. Der fahrplanmäßige Zug nach Karlsruhe mit dem Sonderwagen für die jüdischen „Abwanderer“ fahre um 10.48 Uhr von Freiburg ab; zuvor müsse auf dem Bahnhofsgelände noch eine zeitaufwendige Gepäckkontrolle erfolgen (Abb. 5 und 6).

Die anderen jüdischen Bewohner im Haus, Ida Reiss und Bernhardine Süßmann, erfuhren dieselbe rüde Behandlung. Obwohl alle über den Verlauf dieses Tages informiert wurden, waren sie jetzt von der Unerbittlichkeit der Ereignisse wie betäubt. Während der gesamten Tage hatten sie schon in äußerster Anspannung gelebt. Am Anfang war Emil Homburger bereits einmal vorbeigekommen, als Rechtsanwalt wegen seiner jüdischen Herkunft mit Berufsverbot belegt, doch in „privilegierter Mischehe“ lebend; seine Anwesenheit als Berater, wo Abtretungsverträge im Zusammenhang mit dem „Heimeinkaufsvertrag“ geschlossen werden mussten, hatte noch zu Beginn der Woche für eine gewisse Beruhigung gesorgt. Dann war er darum bemüht, dass die Abmeldung der Betroffenen bei allen Ämtern (Finanzamt, Ernährungsamt etc.) korrekt und rechtzeitig vonstatten ging. Jetzt war er als Helfer herbeigeeilt, um überlebenswichtige Fragen mitzuentcheiden.<sup>37</sup> Auch Nathan Rosenberger traf am Hauptbahnhof ein; am 20.1.1941 war er von Eisemann mit der Funktion des Bevollmächtigten für den Bezirk Freiburg und Oberbaden betraut worden, der Aufgabe also, die Belange der Freiburger Jüdischen Gemeinde gegenüber den Behörden zu vertreten. Nun stand er selbst mit der gesamten Familie auf der Deportationsliste; doch ließ er es sich nicht nehmen, seinen Gemeindemitgliedern Trost und Mut zuzusprechen. Am gleichen Morgen war bei allen das gesamte Bettzeug, eine dreiteilige Matratze inbegriffen, abgeholt worden. Eine Transportfirma hatte den Auftrag bekommen, alle größeren Gepäckstücke einzusammeln und sie dem Deportationszug in Karlsruhe zuzuführen; bereits am Dienstag musste alles gekennzeichnet und transportbereit verpackt sein.

<sup>36</sup> Dokumente über die Verfolgung (wie Anm. 2), S. 341.

<sup>37</sup> Eisemann hatte im Vorfeld eine Liste mit zahlreichen Vorschlägen und Fragen zusammengestellt, über welche im Zusammenhang mit dem Abtransport nach Theresienstadt zu entscheiden war. Sie war den Mitarbeitern Alexander und Fleischhauer mitgegeben, aber auch an Dr. Homburger als Vertrauensmann bei der Freiburger Jüdischen Gemeinde versandt worden, ZEGJ, B1/19-333.

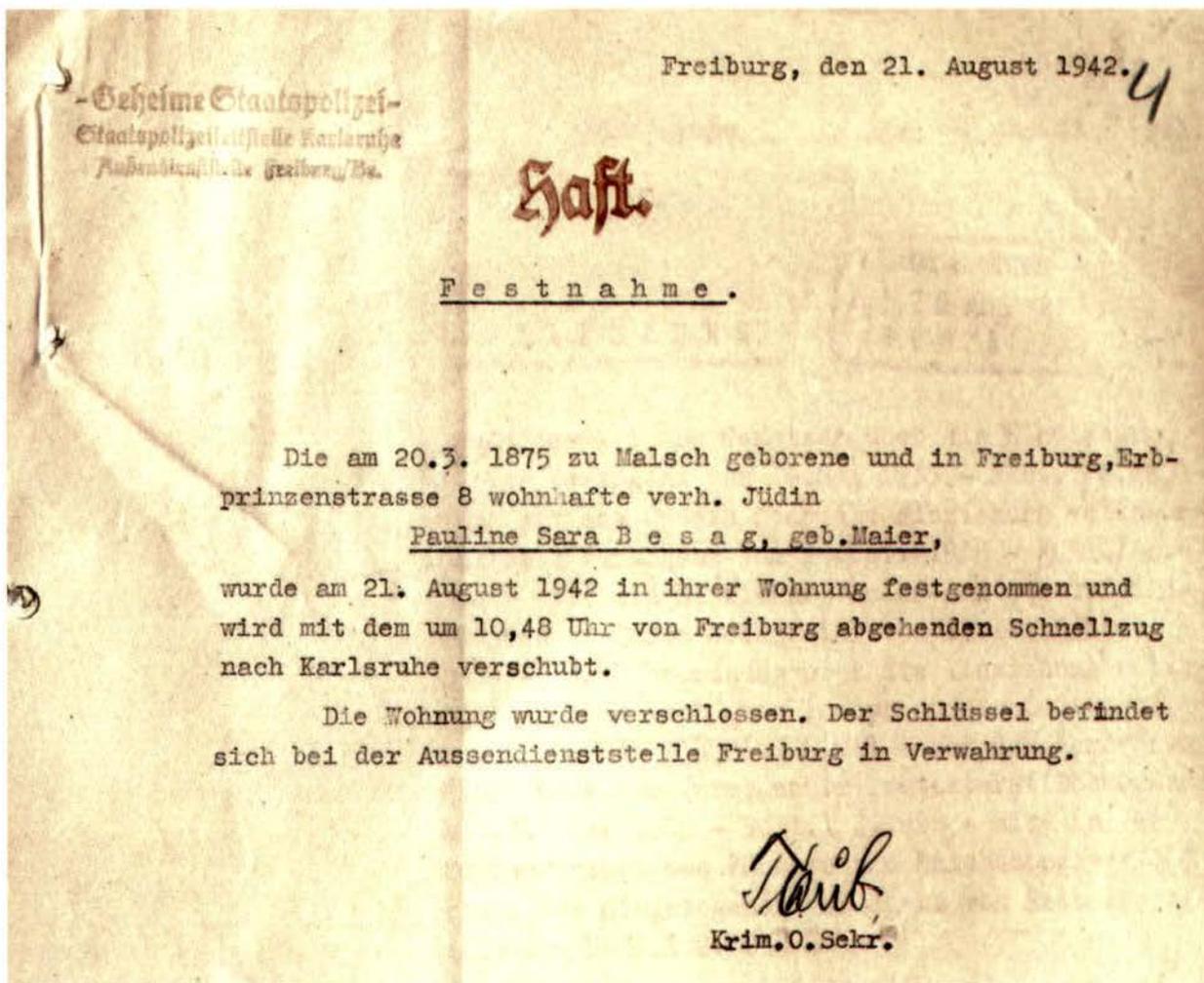


Abb. 5 Der Verlust der individuellen Freiheit (StAF, F 196/1-14956).

Die Abfahrt um 10.48 Uhr verlief „planmäßig“. Eine große Anzahl von Kräften der Ordnungs- und Sicherheitspolizei stand dafür bereit, dass der Transport von den Wohnungen zum Bahnhof ohne Zwischenfälle verlief. Obwohl sich dieser Vorgang – wie viele andere im Verlauf dieser Woche – in aller Öffentlichkeit abspielte, blieben Reaktionen bei der Bevölkerung aus; auch die lokale Presse vermeldete das Ereignis mit keinem Wort. Einige Beamte waren zum Begleitdienst im Sonderwagen eingeteilt. S. Alexander und H. Fleischhauer, die auch die Juden von Offenburg und Baden-Baden zu betreuen hatten, fuhren ebenso mit wie E. Homburger, auch er von Eisemann um diesen Hilfsdienst gebeten. In Offenburg dann der Zustieg von weiteren sechs jüdischen Personen. Auch sie hatten dieselbe rastlose Woche durchlebt und aufopferungsvolle Hilfe durch ihre Mitbewohnerin Jenny Wertheimer erfahren; als Vertrauensperson für die Offenburger Gemeinde hatte sie schon bei der Deportation nach Izbica im April 1942 alles Menschenmögliche getan.<sup>38</sup> In Karlsruhe wies man den Ankommenden einen Luftschutzkeller des Hauptbahnhofes zu, wo sie bis zum morgigen Weitertransport eingesperrt blieben. Im Laufe des Tages trafen noch zahlreiche jüdische Bewohner anderer Städte und Gemeinden ein, so 69 Personen aus Mannheim, 14 aus Karlsruhe, fünf aus Heidelberg usw.; Karlsruhe diente als Sammelstelle aller badischen Juden auf dem Weg nach Stuttgart, dem

<sup>38</sup> Dokumente über die Verfolgung (wie Anm. 2), S. 322f. Desgl. ZEGJ, B1/19-333.

Becheinigung:

339

Gemäß Verordnung über den Einsatz des jüd. Vermögens lieferte heute

Lotte Meyer, Freiburg i. Br. Goethestr. 73

folgende Edelmetallgegenstände ab:

2 Teilchen Bruchgold

SCHÄTZUNGSWERT RM 2.40 .

10%

- 24

RM 2.16 .

85.05  
2.16

87.21

Städt. Leihamt  
Freiburg im Breisgau

*W. Ludwig* . Leitung

27.439.

*Lotte Meyer*

Abb. 6 Auf dem Weg zur völligen Enteignung (StadtAF, D. Li. 247).

zentralen Ausgangspunkt der Deportation aus Baden und Württemberg nach Theresienstadt.<sup>39</sup> Dass dieser Ort das Ziel ihrer Fahrt und künftiger Wohnsitz sein würde, erfuhren viele Reisende von anderen, besser Informierten erst zu diesem Zeitpunkt. Mit dem Ortsnamen verbanden sie keinerlei Vorstellungen. Nach den bitteren Erfahrungen der letzten Tage misstrauten sie vielmehr jenen Behauptungen, welche ihnen diesen Ort schönfärberisch als Ideal einer kurortähnlichen Altersresidenz – wie Karlsbad und Marienbad – angepriesen hatten.

Gegen Abend wurden alle im Bahnhof Internierten von Gerichtsvollziehern aufgesucht. Diese händigten ihnen je einzeln eine „Zustellungsurkunde“ des Badischen Innenministeriums aus; darauf hatten sie per Unterschrift den Erhalt eines weiteren Dokumentes zu bestätigen, welches ihnen gleichzeitig übergeben wurde. Es handelte sich um eine „Verfügung“, der zufolge ihr gesamter Besitz als „volks- und staatsfeindliches Eigentum“ nicht nur beschlagnahmt, sondern auch eingezogen worden sei. Als Grundlage waren ein Gesetz von 1933 und eine Unzahl von Verordnungen folgender Jahre angeführt; damit war die Enteignung vollzogen.

Am Morgen des 22. August 1942 verließen 139 badische Juden Karlsruhe und ihre Heimat. Nach ihrer vermögensrechtlichen Enteignung im Stile einer Überrumpelung besaßen sie jetzt nur noch ihre bewegliche Habe und die vage Hoffnung auf eine ihnen versprochene und teuer finanzierte „Heimstätte“.

Aus der Gruppe der Freiburger war Rita Rosenberger mit 16 Jahren die bei weitem jüngste, Johanna Meyer mit 95 Jahren die älteste Teilnehmerin; 21 Frauen und Männer waren über 65,

<sup>39</sup> WERNER (wie Anm. 24); NORBERT GIOVANNINI/CLAUDIA RINK/FRANK MORAW: *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933-1945*, hg. vom Förderkreis Begabung, Heidelberg 2011.

das Durchschnittsalter betrug 68 Jahre. Ging man durch die Abteile des Zuges, sah man, dass ein ähnlicher Altersschnitt auch für die Juden der anderen Herkunftsorte galt.<sup>40</sup> Bei den „Endlösungsplänen“ der Nazis im Gefolge der Wannseekonferenz war Theresienstadt vor allem für diese Zielgruppe ausgewählt worden. Zunächst sollte es alten Juden sowie Veteranen und Prominenten als „Sterbelager“ dienen. Wichtiger war indes seine weitere Funktion als Durchgangs- und Sammellager im Sinne einer „Endlösung der Judenfrage“ durch die Weiterdeportation in den Osten. Um diese Zielsetzung zu verbergen, machten die Nazis einige Anstrengungen, diesen Ort propagandistisch als Vorzugshetto zu präsentieren; mit der Zulassung politischer Selbstverwaltung sowie kultureller Aktivitäten sollte das Bild einer lebendigen städtischen Einheit der Juden nach außen vermittelt werden.

Für die Bewältigung der Transportprobleme griff man auf bewährte Erfahrungen zurück. „Als das RSHA im Oktober 1941 nach einer längeren Vorbereitungszeit mit der systematischen Verschleppung der Juden aus dem ‚Großdeutschen Reich‘ (mit Österreich und dem ‚Protektorat‘) begann, bediente es sich zur Durchführung seiner Pläne in erster Linie der regionalen Dienststellen von Sicherheitspolizei und Ordnungspolizei, aber auch zahlreicher kommunaler Behörden. In logistischer Hinsicht wurde [...] ganz selbstverständlich die Mitwirkung von Reichsverkehrsministerium und Reichsbahn in Anspruch genommen. Andere Verkehrsträger kamen angesichts der vorgesehenen Menschenmengen und Transportweiten dafür nicht in Betracht; an der Leistungsfähigkeit der Eisenbahn bestand kein Zweifel.“<sup>41</sup> Mit Rücksicht auf den Transportraum, den die Wehrmacht im Sommer 1942 im Krieg gegen die Sowjetunion benötigte, begannen die Deportationen nach Theresienstadt mit einzelnen Waggons, welche fahrplanmäßigen Zügen angehängt wurden. „Ab August 1942 wurden aber auch Massentransporte mit jeweils über 1000 Menschen aus zahlreichen Städten im Reich nach Theresienstadt abgefahren;“ sie waren als „Sonderzüge für Umsiedler, Erntehelfer und Juden“ gekennzeichnet.<sup>42</sup> So legte eine Fahrplankonferenz in Frankfurt/Main Anfang August ein für 12 Wochen vorgesehenes Transportprogramm fest; darin stellte sie für den 22. August 1942 dem Reichssicherheitshauptamt einen Sonderzug zur Verfügung. Er konnte 1.000 Menschen befördern; mit der Nr. „DA 305“ gekennzeichnet, war er in direkter Verbindung zwischen Karlsruhe und Theresienstadt eingeplant.<sup>43</sup>

Stundenlanges Warten auf dem Inneren Nordbahnhof in Stuttgart. Erst am späten Abend, im Schutz der Dunkelheit, stieß die endlose Kolonne der vielen Hundert württembergischen Juden zu ihnen und besetzte die Abteile des aus 20 Personenwagen bestehenden Zuges. Ein beschwerlicher Marsch von der Höhe des Stuttgarter Killesbergs herunter lag hinter ihnen. Dort waren die meisten bereits seit Tagen interniert gewesen, nachdem Polizeikräfte sie in 13 Gemeinden verhaftet und verschleppt hatten. Der Killesberg, vielbesuchter Volkspark und 1939 Austragungsort der Reichsgartenschau, hatte für einige Tage geschlossen, da er zum Sammelpunkt für die anstehende Deportation umfunktioniert werden musste.<sup>44</sup>

<sup>40</sup> Dokumente über die Verfolgung (wie Anm. 2), S. 313.

<sup>41</sup> ALFRED B. GOTTWALDT/DIANA SCHULLE: „Juden ist die Benutzung von Speisewagen untersagt“. Die antijüdische Politik des Reichsverkehrsministeriums zwischen 1933 und 1945 (Schriftenreihe des Centrum Judaicum / Stiftung Neue Synagoge Berlin 6), Berlin 2007, S. 79.

<sup>42</sup> Ebd., S. 82.

<sup>43</sup> Sonderzüge in den Tod. Die Deportationen mit der Deutschen Reichsbahn, Begleitdokumentation der Deutschen Bahn AG zur gleichnamigen Wanderausstellung, hg. von ANDREAS ENGWERT und SUSANNE KILL, Köln 2009, S. 64ff.; ALFRED B. GOTTWALDT/DIANA SCHULLE: Die „Juden deportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie, Wiesbaden 2005, S. 266ff.

<sup>44</sup> Detailliert ROLAND MÜLLER: Das Sammellager im „Volkspark“. Die 3. Reichsgartenschau Stuttgart 1939 und die Deportation der württembergischen Juden 1941/1942, in: Gärten und Parks im Leben der jüdischen Bevölkerung nach 1933, hg. von HUBERTUS FISCHER und JOACHIM WOLSCHKE-BULMAHN (CGL-

## Im Lager überleben?

Waren schon die Umstände der vergangenen Woche deprimierend, so wurden die Ankommenden am Ziel ihrer nächtlichen Fahrt schließlich jeder Illusion beraubt. Ein beschwerlicher Weg von fast 3 km musste zwischen der Bahnstation Bauschowitz und dem Ort Theresienstadt zurückgelegt werden. Dann wurden die erschöpften Menschen mit rüdem Ton einer entwürdigenden Aufnahme-prozedur unterworfen und ihnen eine Unterkunft zugewiesen.<sup>45</sup> Der Anblick der vielen Tausend Bewohner und die Zwangseinquartierung in die völlig ungenügenden Räume der einst für militärische Zwecke ausgerichteten Festung waren die ersten Eindrücke von der neuen „Altersresidenz“. Sie widersprachen auf groteske Weise dem Bild, das wenige Tage zuvor bei Vertragsabschluss vorgegaukelt worden war.<sup>46</sup> Aber eine Rücksichtnahme auf menschliche Belange lag den Machthabern fern; die Lebensverhältnisse waren bewusst so beschaffen, dass für die betagten Insassen nur minimale Überlebenschancen bestanden. Denn: War man alters- oder krankheitsbedingt verhindert, durch Arbeit höhere Verpflegungszuteilungen zu erhalten, litt man unter einer ständigen Unterernährung. Sie führte in Verbindung mit der psychischen und physischen Belastung angesichts der unbeschreiblichen sanitären und hygienischen Bedingungen zu einer hohen Krankheitsrate. Diese stieg mit der alle Grenzen überschreitenden katastrophalen Auslastung des Lagers ab August 1942 drastisch an und konnte wegen der außerordentlich mangelhaften medizinischen Versorgung nicht vermindert werden. Für die vielen alten Menschen waren die „Lebensbedingungen [...] zu Sterbensbedingungen“ geworden.<sup>47</sup> Ihre Lebensenergie, durch jahrelange Belastungen geschwächt, war den neuen nie gekannten Herausforderungen nicht mehr gewachsen.

Wie erlebten die Freiburger Deportierten diese Situation? Für vier Personen wurde der Umstand, dass sie eine ihnen zugeteilte Arbeit ausführen konnten, zur lebensrettenden Chance. Adolf Besag, 65 Jahre alt: *Ich wurde im Lager durch einen Ingenieur als Desinfektor ausgebildet, habe Matratzen, Bettrollen, Gepäck, Kranke und Tote treppauf und treppab getragen und habe mich bei einer Arbeitszeit von täglich 10-12 Stunden schließlich kaputt geschafft.*<sup>48</sup> Martha Rosenberger, noch jung mit 51 Jahren, leistete zuerst Mithilfe in der Krankenpflege, um dann in die sogenannte „Raumwirtschaft“ überzuwechseln; das bedeutete eine Tätigkeit bei der Platzverteilung zwischen Neuankommenden und soeben Deportierten und Verstorbenen – Arbeiten, die oft morgens 4 oder 5 Uhr anfielen. Dazu gehörten auch Krankheitsmeldungen. Ihr Ehemann Nathan Rosenberger, 65, war eigenen Angaben zufolge als „Betriebsleiter der Schuhmacherwerkstätte“ eingesetzt, einem Handwerk, welches er gelernt und viele Jahre in Freiburg ausgeübt hatte. Rita Rosenberger hatte das Glück, in der Poststelle beschäftigt zu werden. Für alle galt, dass ihre Tätigkeit innerhalb der Lagerverwaltung die ständig drohende Gefahr, deportiert zu werden, wenn nicht ausschloss, so doch ein wenig abschwächen konnte.<sup>49</sup>

---

Studies 5), München 2008, S. 445-458. Ebenso: Der Killesberg unterm Hakenkreuz. Eine Dokumentation der Geschichtswerkstatt Stuttgart Nord, hg. von WOLFGANG HARDER und JOSEF KLEGRAF, Stuttgart 2012.

<sup>45</sup> Details zur Aufnahme-prozedur in MARC OPRACH: Nationalsozialistische Judenpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren. Entscheidungsabläufe und Radikalisierung (Schriftenreihe Studien zur Zeitgeschichte 54), Hamburg 2006, S. 129f.

<sup>46</sup> Im September 1942 erreichte die Überfüllung des Lagers mit fast 60.000 Gefangenen ihren Höhepunkt, Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt 1942-1945, hg. vom Institut Theresienstädter Initiative, Prag/Berlin 2000, S. 22f.

<sup>47</sup> HANS GÜNTHER ADLER: Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974. Zitat aus OPRACH (wie Anm. 45), S. 132.

<sup>48</sup> Wie Anm. 3 (Adolf Besag).

<sup>49</sup> Gespräch von Rita Froehlich, geb. Rosenberger, mit dem Autor am 2. Oktober und 23. November 2012.

Drei weitere Freiburger überstanden die Strapazen der 2½-jährigen Lagerhaft.<sup>50</sup> Für alle anderen ihrer 24 Leidensgenossen wurde die Fahrt nach Theresienstadt zu einer Fahrt in den Tod. 15 Personen verstarben infolge der schrecklichen Lagerbedingungen, allein sieben innerhalb des ersten Vierteljahres. Für die anderen neun bedeutete Theresienstadt nur eine Zwischenstation auf dem Weg zu ihrer Ermordung in den Vernichtungslagern Treblinka und Auschwitz. Es gibt keine Spur mehr von ihnen. Einzig Stolpersteine erinnern an ihr Leben in unserer Stadt (Abb. 7).<sup>51</sup>

Tragisch endeten auch die Lebenswege von vier der sechs Mitglieder unserer eingangs geschilderten Freiburger Familien. Johanna Meyer verstarb wenige Tage nach ihrer Ankunft im Lager, und Pauline Besag folgte ihr bereits Wochen später nach. Josef Levi, 78-jährig, wurde Opfer der katastrophalen Ernährungslage und starb am 24. Januar 1943. Lotte Meyer schließlich fand den Tod am 3. März 1943. Zwar blieben alle von weiterer Deportation in die Vernichtungslager verschont; aber die erbarmungslose Härte, die ihnen in Theresienstadt entgegen schlug, machte ihren Überlebenswillen zunichte.<sup>52</sup>

Sophie Levi, die den Hungertod ihres Ehegatten erleben musste, gibt in dieser verzweifelten Situation nicht auf. Den wichtigen inneren Halt vermitteln ihr die wenigen Kontakte mit den Kindern Elisabeth und Heinz, die beide emigriert sind und ihre Mutter im „Leben nach dem Lager“ bei sich haben wollen. So hält sie durch. Doch auch nach der Befreiung des Ghettos am 8. Mai 1945 durch die Rote Armee bleibt ihr Schicksal dramatisch. Im Oktober 1945 weisen die Amerikaner die 71-Jährige in ein Lager für Displaced Persons in Deggendorf, Nordbayern ein; dort erfährt sie die längst notwendige ärztliche Betreuung durch den Lagerarzt. Dann gelingt der entscheidende Kontakt zu ihrer Verwandtschaft in der Schweiz und die Ausreise nach Basel Ende März 1946. Auszüge aus einem Brief ihrer Nichte Lisa an Elisabeth in den USA vom 1. April 1946: *Es war eine ziemlich Freudenbotschaft für uns, als wir aus Kreuzlingen die Nachricht bekamen, daß Eure Mutter in die Schweiz eingereist sei und daß sie am nächsten Tag nach Basel käme [...] Sie traf dann auch programmgemäß hier ein [...] Wir finden sie in Anbetracht der Jahre, die sie hinter sich hatte, in ganz guter körperlicher Verfassung, vor allem auch geistig sehr rege und waren erstaunt über ihren guten Humor. In den ersten Tagen ihres Hierseins erledigte sie die nötigen Formalitäten – Anmeldung bei der Fremdenpolizei – und vor einer Woche ging sie mit Mutter Flora aufs amerikanische Konsulat ...*<sup>53</sup> Offenbar soll eine schnelle Einreise in die USA vorbereitet werden. Aber ihr Gesundheitszustand verschlechtert sich und zwingt zu einem mehrmonatigen Sanatoriumsaufenthalt in Basel. Schnell wird klar, dass an einen Flug in die USA wegen des äußerst labilen Zustandes der Patientin gar nicht zu denken ist. Darauf beschließt die Familie, dass Frau Levi zu Sohn Heinz nach Palästina ausreisen und dieser die Mutter in Basel abholen soll.

<sup>50</sup> Es waren Sophie Levi, Bernhardine Süssmann und Franz Fuchs.

<sup>51</sup> Sieben Personen wurden im September 1942 nach Treblinka und zwei im Mai und Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet, Theresienstädter Gedenkbuch (wie Anm. 46), S. 57f. und 651ff. Zu den Stolpersteinen in Freiburg siehe MARLIS MECKEL: Den Opfern ihre Namen zurückgeben. Stolpersteine in Freiburg, Freiburg 2006.

<sup>52</sup> Von dem aus Karlsruhe/Stuttgart ausgehenden Transport XIII/1 nach Theresienstadt, der 1.078 Personen umfasst hatte, konnten lediglich 49 Überlebende nach ihrer Befreiung im Mai 1945 das Lager verlassen, GOTTWALDT/SCHULLE (wie Anm. 43), S. 313f.

<sup>53</sup> Wie Anm. 13 (Sophie Levi).



Abb. 7 Stolperstein für Lotte Meyer in der Goethestr. 73, Freiburg (Foto: Peter Künzel).

Nun beginnt eine abenteuerliche, riskante und äußerst kostspielige Unternehmung, bedingt durch die brisanten politischen Verhältnisse im Nahen Osten. Im letzten Moment hat Heinz noch das Einreisevisum der Palästina-Mandatsregierung für seine Mutter erhalten. Nach unzähligen Formalitäten ist die kleine Gruppe ausreisebereit. Von Basel nach Marseille und mit dem Schiff nach Haifa übersteht Sophie Levi ihre letzte große Reise wohlbehalten und kann zu ihrem Sohn nach Nahariya übersiedeln. Dort verstirbt sie am 27. Januar 1948.

Unmittelbar nach der Befreiung des Lagers wurden Anstrengungen unternommen, die Überlebenden nach Hause zurückzuholen. Die Initiative in Freiburg ging von Personen aus, deren Angehörige in späteren Deportationen im April 1944 und Februar 1945 ebenfalls nach Theresienstadt verschleppt worden waren. Nach längerer Korrespondenz mit der Verwaltung der Stadt und dem französischen Gouvernement Militaire gelang es endlich, die Befreiten in mehreren Transporten zwischen dem 2. und 28. Juni 1945 heimzuführen. In der Folgezeit bemühte sich eine „Betreuungsstelle für KZ-Entlassene“ vor allem um jene Personen, welche als Opfer der ersten Deportation fast drei Jahre im Lager erdulden mussten und völlig mittellos zurückgekehrt waren. Zuwendungen für Unterhalt und Miete wurden gewährt, vor allem aber die seit langer Zeit entbehrte medizinische Betreuung.<sup>54</sup> Indessen konnten alle diese finanziellen Hilfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass angesichts der traumatischen Erlebnisse der letzten Jahre eine Rückkehr zur „Normalität“ nicht mehr möglich war.

<sup>54</sup> StadtAF, C5/2540.

Ein Versuch wurde indes gemacht: Am 22. August 1945 beauftragte Karl Eisemann, der in einem Karlsruher Versteck überlebt hatte, den Theresienstadt-Überlebenden Nathan Rosenberger mit der erneuten Übernahme der Leitung einer künftigen jüdischen Gemeinde in Freiburg. Sein Brief endete mit folgenden Worten: *Wir sind davon überzeugt, dass Sie auch in Zukunft Ihre Kraft uneigennützig in den Dienst der jüdischen Sache stellen. Lassen Sie sich auch durch Enttäuschungen nicht beirren. In den gegenwärtigen Zeiten ist man leicht der Kritik ausgesetzt.*<sup>55</sup> Beide Herren waren sich des tieferen Sinnes dieser Worte sicher sehr bewusst.

---

<sup>55</sup> StadtAF, C5/2470.



## Stadt- und Regionalgeschichte heute

### Die „Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau“ im Vergleich mit Schweizer Kantongeschichten

Von  
HEIKO HAUMANN

Rund zwanzig Jahre ist es nun her, seitdem die „Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau“ veröffentlicht wurde (Abb. 1).<sup>1</sup> Das ist ein guter Zeitpunkt, um zu überprüfen, ob sich die Konzeption bewährt hat. „Mit dem Ziel einer Gesellschaftsgeschichte der Stadt sollte im Mittelpunkt die Lebenswelt der Menschen stehen, die Darstellung der Verhältnisse, Vorgänge, Erfahrungen und Verhaltensweisen in ihren wechselseitigen Zusammenhängen.“ Immer wieder wurden exemplarisch Aspekte der Lebensgeschichte einzelner Menschen geschildert, manchmal über mehrere Kapitel hinweg, um die Beziehungsgeflechte von Individuum und gesellschaftlicher Struktur herauszuarbeiten und zugleich deutlich zu machen, dass Menschen die Geschichte prägen – „sie ‚machen‘ sie und sie erleiden sie“. In einer Gemeinschaftsaktion von zahlreichen „freien“ Autorinnen und Autoren sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Stadtarchivs Freiburg sollte mit unterschiedlichen Erkenntnisinteressen und Zugängen, Fragestellungen und Methoden, Sichtweisen und Stilmitteln die Vielgestaltigkeit der Stadtgeschichte dargestellt werden. Um „die bewegenden Kräfte der Geschichte zu erfassen“, war auch „auf Alternativen der gesellschaftlichen Entwicklung“, „auf das Mögliche, das nicht Wirklichkeit wurde, und auf Untergegangenes“ zu achten. Allen drei Bänden lag ein Grundschema zugrunde: Den ersten Teil des jeweiligen Bandes bildete ein chronologischer Durchgang durch die Epochen im behandelten Zeitraum. In mehreren Kapiteln wurde er von „Schlaglichtern“ ergänzt – kurzen, möglichst spannend erzählten Abschnitten zu interessanten Ereignissen und Persönlichkeiten. In einem zweiten Teil wurden Themen vorgestellt, die eine systematische, epochenübergreifende Betrachtung verdienten. Kontinuitäten, Brüche und grundlegende Veränderungen sollten hier besonders sichtbar werden. Nicht zuletzt war mit der Art der Darstellung beabsichtigt, die Leserinnen und Leser zur Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte anzuregen.<sup>2</sup> In den Rezensionen ist der grundsätzliche Ansatz der Freiburger Stadtgeschichte überwiegend positiv gewürdigt worden.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, 3 Bde., hg. im Auftrag der Stadt Freiburg i. Br. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1992-1996 (2., ergänzte Auflage 2001). – Für Unterstützung bei der Literaturbeschaffung danke ich Anna K. Liesch und Julia Richers.

<sup>2</sup> Nach dem Vorwort zum zuerst erschienenen Bd. 3, S. 15-18, Zitate S. 15f.

<sup>3</sup> Die Rezensionen sind, soweit sie bekannt wurden, gesammelt in: Stadtarchiv Freiburg, D.StA. XIII/57. Auf Detailkritik gehe ich nicht ein, weil hier keine Folgerungen für eine Neuauflage der drei Bände beabsichtigt sind. Als Beispiel für eine die derzeitige Diskussion weiterführende Besprechung siehe WERNER TRAPP: Was ist und zu welchem Ende betreibt man Stadtgeschichte? Kritische Überlegungen aus Anlass des Erscheinens des dritten Bandes der „Geschichte der Stadt Freiburg“, in: Allmende. Zeitschrift für Literatur 13 (1993), Nr. 38/39, S. 290-299. Vgl. auch Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20. März 1996 (GÜNTHER GILLESSEN) und Neue Zürcher Zeitung vom 18./19. Januar 1997 (MARTIN LEUENBERGER).

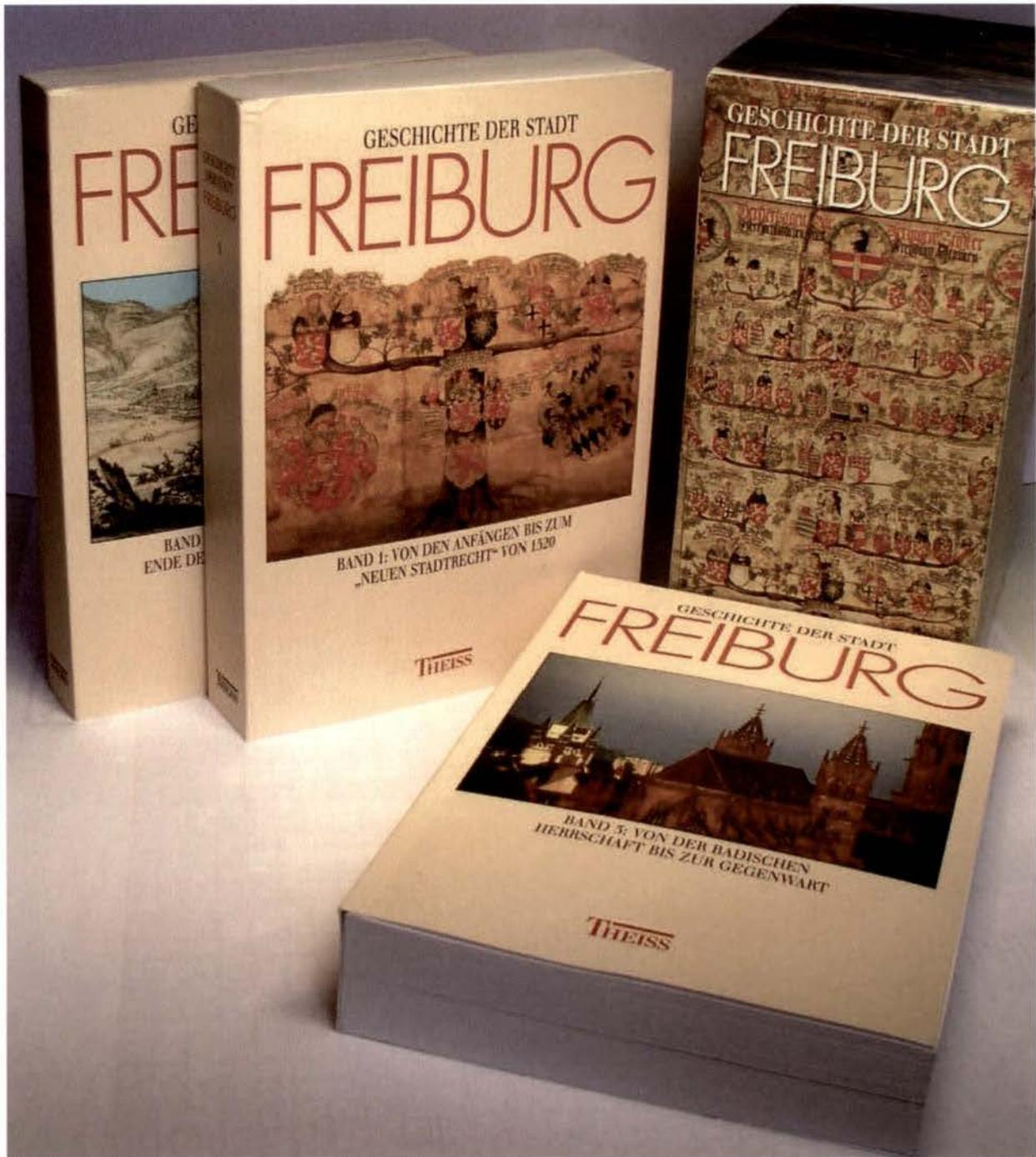


Abb. 1 Die in drei Bänden erschienene „Geschichte der Stadt Freiburg“, hier die ergänzte Auflage von 2001 (Stadtarchiv Freiburg, Foto: H.-P. Widmann).

Vielleicht ist ein Vergleich mit anderen Geschichten dieser Art sinnvoll, um einmal grundsätzlich zu überlegen, wie heute eine Stadt- oder Regionalgeschichte geschrieben werden könnte. Aufgrund meiner langjährigen beruflichen Tätigkeit an der Universität Basel habe ich die seit Anfang der 1990er-Jahre in der Schweiz erschienenen Kantonsgeschichten ausgewählt. Diese Aufgabe wird dadurch erleichtert, dass vor kurzem Beatrice Schumacher (Basel) einen „Blick auf die neuere Kantonsgeschichtsschreibung“ seit 1978 geworfen hat, sodass ich hier

nur einige Grundzüge knapp vorstellen muss.<sup>4</sup>

Ungefähr gleichzeitig wie unsere Stadtgeschichte wurden Kantonsgeschichten von Neuchâtel (Neuenburg), des Thurgaus, des Aargaus, von Bern und von Zürich veröffentlicht.<sup>5</sup> Die Neuenburger und Aargauer Geschichten verzichteten auf Fußnoten und haben einen umfangreichen Abbildungsanteil. Es soll ein breiter Leserkreis angesprochen werden. Die Autoren der Aargauer Geschichte haben weitgehend auf vorhandenen Forschungen aufgebaut und nur für die Zeit nach 1945 eigene Recherchen vorgenommen. In der Geschichte Neuenburgs werden hingegen – vor allem für die Zeit vor 1800 – neuere Forschungsergebnisse dargeboten. Im Mittelpunkt stehen hier politische Entwicklung, Wirtschaft und Sozialstruktur, Alltag und Kultur treten dahinter zurück. Die Thurgauer Kantonsgeschichte gliedert sich in einen „Chronologischen Bericht“ und zwei Bände zu „Sachgebieten“. Die Chronologie orientiert sich vollständig an der politischen Entwicklung. Streng voneinander getrennt sind die Sachgebiete, bei denen die Beiträge über Wirtschaft, öffentliches Leben und Kultur am umfangreichsten ausgefallen sind. Kultur bezieht sich im Wesentlichen auf die Hochkultur. Volksbräuche und Sagen werden thematisiert, aber einen kulturgeschichtlichen Blick auf das Alltagsleben und die Praxis der Menschen sucht man vergebens. Durch die gründliche Auswertung reichhaltiger Quellen und die sorgfältige Erarbeitung wichtiger Zusammenhänge ist das Werk dennoch weiterführend.

Eine Sonderrolle spielt die Berner Kantonsgeschichte. Zu drei durchweg politik- und ereignisgeschichtlich konzipierten Bänden ist ein vierter Band getreten, der – strukturgeschichtlich angelegt und auf neuen quantitativen Forschungen beruhend – Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt thematisiert und dabei auch das Datenmaterial ausführlich vorstellt. Einen Kontrapunkt setzt dagegen – ich greife hier zeitlich voraus – eine neue, fünfbändige Kantonsgeschichte, die fast unmittelbar nach Abschluss der soeben erwähnten in Angriff genommen wurde. Sie spiegelt – abgesehen von der großen Bedeutung, die die Abbildungen als eigene Quellen erhalten haben – die methodologische Entwicklung der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren wider. Den Leser erwartet keine geschlossene Darstellung, sondern eine Vielzahl von Beiträgen mit jeweils unterschiedlichen Perspektiven auf die Vergangenheit, ergänzt von vielen schlaglichtartigen Artikeln. Das macht die Lektüre spannend und abwechslungsreich. Manchmal steht man aber auch ratlos vor der Vielfalt, deren inneres Beziehungsnetz nicht immer deutlich wird.

Mit ähnlichem Ansatz, aber doch anders reflektierte die – wesentlich früher publizierte – Zürcher Kantonsgeschichte den Wandel in der Geschichtswissenschaft und setzte damit Maßstäbe. Die einzelnen Beiträge verfolgen unterschiedliche theoretische Zugänge, Gliederungsprinzipien und methodische Verfahren – von der Politik- zur Sozialgeschichte bis hin zur lebensweltlichen Orientierung. „Thematische Kästen“ erläutern Forschungsprobleme, gewähren Einblicke in einzelne Vorgänge und vertiefen Ausführungen im Haupttext. Bewusst wird auf eine einheitliche Darstellungsweise verzichtet, um der Erkenntnis Rechnung zu tragen, dass es keine einzig mögliche Perspektive auf Geschichte gibt. Immer wieder geht es um Menschen

<sup>4</sup> BEATRICE SCHUMACHER: Sozialgeschichte für alle? Ein Blick auf die neuere Kantonsgeschichtsschreibung, in: *traverse* 18 (2011), H. 1, S. 270-299.

<sup>5</sup> *Histoire du Pays de Neuchâtel*, 3 Bde., Neuchâtel 1989-1993; ALBERT SCHOOP u.a.: *Geschichte des Kantons Thurgau*, 3 Bde., Frauenfeld 1987-1994; CHRISTOPHE SEILER/ANDREAS STEIGMEIER: *Geschichte des Aargaus. Illustrierter Überblick von der Urzeit bis zur Gegenwart*, Aarau 1991; BEAT JUNKER: *Geschichte des Kantons Bern seit 1798*, 3 Bde., Bern 1982-1996; CHRISTIAN PFISTER: *Geschichte des Kantons Bern*, Bd. 4, Bern 1995; obwohl zeitlich vorgehend, hier angeschlossen: *Berner Zeiten*, 5 Bde., Bern 1999-2011; *Geschichte des Kantons Zürich*, 3 Bde., hg. von NIKLAUS FLÜELER und MARIANNE FLÜELER-GRAUWILER, Zürich 1994-1996. Zitate aus den erwähnten Kantonsgeschichten werden hier und im Folgenden mit der entsprechenden Band- und Seitenzahl unmittelbar im Text nachgewiesen.

und ihre Lebensformen. Allerdings führt das Ringen um Vermittlung der Komplexität und die Betonung der analytischen Betrachtung dazu, dass sich die Texte nicht unbedingt leicht lesen.

Ende der 1990er-Jahre erschien dann die Tessiner Kantongeschichte.<sup>6</sup> Die thematischen Beiträge, orientiert an Problemen der Tessiner Bevölkerung, lassen sich gut lesen und machen neugierig auf Vertiefungen. Im Mittelpunkt stehen politische Entwicklungen und territoriale Veränderungen. Das Alltagsleben kommt etwas kurz, dafür finden sich als „Ersatz“ viele Geschichten einzelner Personen. Strukturgeschichtliche Hintergründe werden kaum analysiert. Der Herausgeber der Kantongeschichte, Raffaello Ceschi, hat wenig später auch eine zusammenfassende Darstellung vorgelegt.<sup>7</sup> Sie orientiert sich zumeist an politischen und wirtschaftlichen Ereignissen, behandelt aber auch Themen wie Bildungs- und Gesundheitswesen oder Kinderarbeit. Flüssig erzählt, ermöglicht sie einen sinnvollen Einstieg in die Geschichte des Tessins.

Etwa um die gleiche Zeit wurde die Kantongeschichte von Graubünden herausgegeben.<sup>8</sup> Sie hat einen völlig anderen Charakter, ist nach Epochen gegliedert und folgt einem formal einheitlichen Raster der Texte. Das erleichtert die Übersichtlichkeit und geht nicht auf Kosten der Vielgestaltigkeit in den einzelnen Beiträgen. Diese bauen auf dem vorhandenen Forschungsstand auf und beruhen nur in Einzelfällen auf zusätzlicher Forschung. Die Darstellung reicht über die politische Ebene hinaus, sie soll „alle Lebensbereiche und Handlungsweisen der Menschen“ umfassen (I, 11). Zugleich ist nicht daran gedacht, ein geschlossenes Geschichtsbild zu vermitteln. Dieser Anspruch wird vor allem für die Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert eindrucksvoll umgesetzt. Politik-, Wirtschafts-, Sozial- und Alltagsgeschichte gehen meist sinnvoll ineinander über. Im dritten Band, der das 19. und 20. Jahrhundert umfasst, werden hingegen einzelne Themenbereiche in – durchaus sehr aufschlussreichen – Längsschnitten voneinander getrennt, sodass deren Verflechtung nicht immer sichtbar ist. Die Geschichte seit 1945 wird in einem eigenen Artikel gestreift. Hilfreich sind in jedem Band Kurzfassungen zu Beginn sowie knappe Ausführungen zum Forschungsstand am Schluss der einzelnen Artikel. Dies erleichtert die Orientierung. Im vierten Band sind neben Beiträgen zur Überlieferung und Geschichtsschreibung sowie nützlichen Übersichten, Listen und Tabellen 101 Quellen und Materialien abgedruckt, die die Zeit von der Antike bis zu den 1990er-Jahren abdecken. Eine mitgelieferte CD-ROM bietet zusätzliche 50 multimediale Quellen.

Wieder anders aufgebaut sind die beiden Bände, die Heidi Bossard-Borner als Beiträge zur Luzerner Kantongeschichte für das ausgehende 18. und das 19. Jahrhundert verfasst hat.<sup>9</sup> Im Mittelpunkt steht die politische Geschichte, ergänzt durch Ausführungen zur Kirchen-, Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Als Leser gewinnt man einen eindrucksvollen Einblick in die innere Entwicklung des Kantons. Die Lebenswelten der Menschen geraten allerdings weniger ins Blickfeld. Die Forschungsleistung kann insgesamt aber nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ebenso ist im Untersuchungszeitraum die Solothurner Kantongeschichte für das 19. Jahrhundert erschienen.<sup>10</sup> Der erste Teilband ist politik- und kirchengeschichtlich

<sup>6</sup> *Storia della Svizzera italiana*, 3 Bde., hg. von RAFFAELLO CESCHI, Bellinzona 1998-2000.

<sup>7</sup> RAFFAELLO CESCHI: *Geschichte des Kantons Tessin*, hg. von MAX MITTLER, Frauenfeld u.a. 2003.

<sup>8</sup> *Handbuch der Bündner Geschichte*, 4 Bde., hg. vom Verein für Bündner Kulturforschung, Chur 2000, 2005.

<sup>9</sup> HEIDI BOSSARD-BORNER: *Im Bann der Revolution. Der Kanton Luzern 1798-1831/50*, Luzern/Stuttgart 1998; DIES.: *Im Spannungsfeld von Politik und Religion. Der Kanton Luzern 1831 bis 1875*, Basel 2008. Angekündigt ist ein Band für das 20. Jahrhundert. Er soll von den „vier historischen Grundkategorien Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur“ ausgehen und von „synchronen Zeitfenstern zu besonderen Jahren“ der Kantongeschichte überlagert werden (siehe Website des Kantons Luzern).

<sup>10</sup> THOMAS WALLNER: *Geschichte des Kantons Solothurn 1831-1914. Verfassung, Politik, Kirche* (Solothurnische Geschichte 4.1), Solothurn 1992; ANDRÉ SCHLUCHTER: *Geschichte des Kantons Solothurn 1831-1914. Landschaft und Bevölkerung, Wirtschaft und Verkehr, Gesellschaft, Kultur* (Solothurnische Geschichte

orientiert, enthält aber immerhin ein Kapitel zur Geschichte der Frau und der Frauenbewegung. Im zweiten Teilband, reich bebildert, werden thematische Längsschnitte vorgelegt, die entsprechend der immer wieder aufgegriffenen strukturgeschichtlichen Kategorien unterteilt sind: Landschaft und Bevölkerung, Wirtschaft und Verkehr, Gesellschaft, Kultur. Wenn dabei die Entstehung der Arbeiterbewegung im Kapitel „Wirtschaft und Verkehr“, die Lebensbereiche Arbeit und Alltag hingegen im Kapitel „Gesellschaft“ behandelt werden, zeigt sich erneut, dass bei einer derartigen Gliederung innere Zusammenhänge verloren gehen und mühsam wieder hergestellt werden müssen. Unter Kultur wird im Wesentlichen die Hochkultur verstanden. Diese Bemerkungen mindern aber nicht den Respekt vor dem Gesamtwerk.

Einen großen Wurf stellt die Geschichte des Kantons Basel-Landschaft dar, die nach 14-jähriger Arbeit in sechs Bänden erschienen ist.<sup>11</sup> Das Werk bietet auf der Grundlage intensiver Forschungen eine vielfältige, teilweise neue Sicht auf die Vergangenheit. Aufgrund der günstigen Rahmenbedingungen im Kanton konnten die Autorinnen und Autoren noch zahlreiche wissenschaftliche Monografien verfassen, die die Themen der Geschichte weiter vertiefen. Im Großen und Ganzen wurde der Anspruch eingelöst, höchste wissenschaftliche Qualität mit einer guten Lesbarkeit zu verbinden, „damit der Text auch einer Nichthistorikerin und einem Nichthistoriker bekömmlich sei“ (I, 12). Schwerpunkte der Beiträge sind die Geschichte der dörflichen Gemeinschaft, der Alltag der Menschen in seiner Wechselwirkung mit den politischen Entscheidungen sowie die Überwindung der männerzentrierten Geschichtsschreibung durch Fragen nach Lebenszusammenhängen, Handlungs- und Erfahrungsräumen von Frauen. Dieser Ansatz einer Geschichte „von unten“ wurde in ein Grundgerüst von vier Handlungsbereichen eingeordnet: Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Politik. Nähe und Distanz sind die beiden Pole, die die Arbeit geprägt haben, gerade auch, wenn das Leben, die Erfahrungen, Empfindungen und Verhaltensformen der historischen Akteure wahrgenommen und dargestellt werden. Der Titel des Werkes „Nah dran, weit weg“ ist somit Programm und Selbstreflexion zugleich. Ähnlich wie in unserer Stadtgeschichte, allerdings grafisch anders gestaltet, werden gesondert vom Haupttext Geschichten aus der Geschichte erzählt, die neugierig machen sollen – ebenso wie das reiche Bildmaterial, das als eigenständige Quelle verstanden wird. Daneben stehen Längsschnitte: Im ersten, dritten und sechsten Band wird jeweils ein Thema über die Jahrhunderte verfolgt und durch die Sichtweisen von Kunstschaffenden ergänzt. Manchmal fallen Koordinierungsmängel auf, einige wichtige Themen hätten ausführlicher behandelt werden können – etwa die Geschichte der Arbeiterbewegung –, und die Leserinnen und Leser können in den einzelnen Bänden nachvollziehen, wie sich während der langen Bearbeitungsdauer ein Wandel der theoretischen Zugänge von eher sozialwissenschaftlich-strukturgeschichtlichen zu kulturwissenschaftlichen Perspektiven vollzogen hat. Nicht zuletzt macht gerade diese Dynamik der Betrachtungsweise, die den Umgang mit der Vergangenheit nicht als abgeschlossenen Prozess versteht, die Lektüre spannend.

Berührungspunkte mit unserer Stadtgeschichte hat auch die dreibändige Schaffhauser Kantongeschichte, die das 19. und 20. Jahrhundert behandelt.<sup>12</sup> Das gilt insbesondere für die zahlreich geschilderten, teilweise mit Selbstzeugnissen vertieften Lebensgeschichten und die Ein-

---

4.2), Solothurn 2011. Eine Fortführung für das 20. Jahrhundert ist beschlossen. Vorgesehen sind thematische Längsschnitte nach den Bereichen „Landschaft und Bevölkerung“, „Wirtschaft und Verkehr“, „Gesellschaft“, „Politik und Staat“, „Kirche, Religion, Frömmigkeit“, „Kultur“.

<sup>11</sup> Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft, 6 Bde. (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Basel-Landschaft 73,1-73,6), Liestal 2001. Vgl. meine ausführliche Besprechung in: Basler Stadtbuch 122 (2001), S. 190-193. Eine Neuauflage ist als Internetversion erschienen: [www.baselbietergeschichte.ch](http://www.baselbietergeschichte.ch).

<sup>12</sup> Schaffhauser Kantongeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, 3 Bde., hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen, Schaffhausen 2001-2002.

beziehung des Alltags der Menschen, aber auch für die Quellennähe und Forschungsorientierung. 25 Autorinnen und Autoren haben mit unterschiedlichen methodischen Ansätzen 14 Themenbereiche untersucht. Ein einleitender Überblick über die zwei Jahrhunderte liefert, ausgehend von Fallbeispielen, das Gerüst. Zahlreiche Abbildungen und grafisch abgesetzte „Kästen“ machen neugierig und vertiefen den Haupttext. Die Vielfalt der Aspekte ist beeindruckend. In einigen Beiträgen kann allerdings die Verbindung von der Struktur- und Sozialgeschichte zu den individuellen Geschichten nicht immer überzeugen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es ist nicht recht einsichtig, warum Leben und Arbeiten der Bauern sowohl im ersten Band (Kapitel „Landwirtschaft“) als auch im dritten Band (Kapitel „Alltag“), wengleich mit anderen Blickrichtungen, behandelt werden. Das macht die Lektüre manchmal schwierig. Entschädigt wird der Leser durch den Reichtum an neuen Erkenntnissen.

Von Strukturen geht ebenfalls die Geschichte des Kantons Sankt Gallen aus, die mit neun Bänden die bislang umfangreichste ist.<sup>13</sup> Auffällig ist die Ausstattung: Um den Text, der im Zentrum steht, sind Bilder und Randbemerkungen gruppiert – der Lesefluss wird nicht gestört, und zugleich regen die Bilder zur eigenständigen Interpretation an. Das Werk ist nach Epochen aufgebaut, die jeweils durch längere Übersichts Kapitel mit ähnlichen, den klassischen Bereichen Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kultur zugeordneten Gliederungsprinzipien eingeleitet werden. Hinzu treten kürzere Kapitel, die exemplarisch verschiedene Themen, darunter vergleichende Lokalstudien, behandeln. Dieser Aufbau lässt eine einheitliche Darstellungsform erwarten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Es finden sich fesselnd erzählte Kapitel, die über die Lebenswelten von Menschen zur Analyse der Gesellschaft vorstoßen, neben Kapiteln, in denen die Menschen fast völlig hinter den Strukturen verschwinden. Deutlich wird der Pluralismus der geschichtswissenschaftlichen Ansätze. Sinnvollerweise beschränkt sich das Werk nicht auf das Kantonsgebiet, sondern bezieht die Vernetzung im gesamten Bodenseeraum, teilweise auch darüber hinaus, ein.

Wesentlich kürzer fällt die vierbändige Geschichte des Kantons Wallis aus.<sup>14</sup> Sie ist großzügig ausgestattet: einspaltig gesetzt, weiter Zeilenabstand, große Schrift, viele Abbildungen, die jeweils ins Zentrum der Seite eingefügt sind. Zugang und Darstellungsform sind von den Autorinnen und Autoren wiederum recht unterschiedlich gewählt. Der strukturgeschichtliche Ansatz ist stark spürbar, auch wenn immer wieder dem Alltagsleben der Menschen Aufmerksamkeit gewidmet wird. Durchgängig werden Bezüge zur Gegenwart hergestellt – auch dies ist ein Versuch, die Geschichte den Leserinnen und Lesern nahe zu bringen.

Zuletzt erschienen und wiederum recht umfangreich ist die siebenbändige Geschichte des Kantons Schwyz.<sup>15</sup> Leserfreundlich ausgestattet, gliedert sie sich nach Epochen. Drei Bände

<sup>13</sup> Sankt-Galler Geschichte 2003, 9 Bde., hg. von SILVIO BUCHER, St. Gallen 2003. Das Werk erschien zum Jubiläum der Kantonsgründung 1803. – Nicht behandelt wird wegen eines völlig anderen Charakters: CHRISTOPH H. BRUNNER: Glarner Geschichte in Geschichten, hg. von Regierung und Landrat des Kantons Glarus, Glarus 2004. Gut ausgewählte Texte sind nach verschiedenen Kategorien zusammengestellt und werden knapp kommentiert. So entsteht durchaus ein interessantes Bild des Kantons, aber das Buch erhebt nicht den Anspruch einer analytischen Gesamtdarstellung. Ähnlich verhält es sich mit: Zug erkunden. Bildessays und historische Beiträge zu 16 Zuger Schauplätzen. Jubiläumsband Zug 650 Jahre eidgenössisch, hg. vom Staatsarchiv Zug, Zug 2002. Eine Kantonsgeschichte ist in Planung (siehe Website des Kantons Zug).

<sup>14</sup> Histoire du Valais, 4 Bde., hg. von der Société d'histoire du Valais romand (Annales valaisannes 2000/2001), o.O. 2002.

<sup>15</sup> Die Geschichte des Kantons Schwyz, 7 Bde., hg. vom Historischen Verein des Kantons Schwyz, Zürich 2012. In Arbeit befindet sich die Geschichte des Kantons Nidwalden, die ebenfalls einen chronologischen Durchgang mit Themen gemäß den Kategorien Staat, Politik und Verfassung, Wirtschaft und Gesellschaft sowie Kultur, Lebensformen und Lebenswelten verbinden will (siehe Website des Kantons Nidwalden). Geplant ist eine Geschichte des Kantons Uri, für die seit 2012 eine Projektstudie vorliegt (siehe Website

sind in chronologischer Abfolge der Zeit bis 1712 gewidmet, die folgenden drei der Periode von 1712 bis 2010, jetzt aber nach Bereichen unterteilt: Politik und Verfassung, Wirtschaft und Gesellschaft, Kultur und Lebenswelten. In „Kästen“ werden ausgewählte Themen dargestellt. Der siebente Band enthält Materialien. Die Bände sind quellennah verfasst und können mit vielen Klischees aufräumen. Eindrucksvoll gewähren sie zahlreiche neue Einblicke in Entwicklungen und Verhältnisse, gerade auch in die Unterschiede in den verschiedenen Regionen des Kantons. Die klassisch strukturgeschichtliche Trennung der verschiedenen Bereiche, hier auf die Spitze getrieben durch die Aufteilung auf einzelne Bände, kann letztlich hingegen nicht überzeugen, da sie deren Verflechtung nicht hinreichend sichtbar macht.

Für den Kanton Basel-Stadt liegen aus neuerer Zeit lediglich verhältnismäßig kurze Überblickswerke vor. Sie beruhen teilweise durchaus auf eigener Forschung oder sind aus Vorlesungen am Historischen Seminar der Universität hervorgegangen. Für ein größeres Publikum geschrieben und ansprechend ausgestattet, wollen sie trotzdem kein Ersatz für eine umfassend erarbeitete Gesamtdarstellung sein.<sup>16</sup> Mehrere Anläufe zu einer „großen“ Kantonsgeschichte sind gescheitert. Ende 2011 hat sich nun ein „Verein Basler Geschichte“ gegründet, der einen erneuten Versuch wagen will. Da hier intensiv konzeptionell diskutiert wird, darf man auf das Ergebnis gespannt sein.<sup>17</sup>

Welche Folgerungen lassen sich aus diesen Kantonsgeschichten ziehen? In der Entwicklung wird sichtbar, wie sie voneinander gelernt haben, ohne dass daraus ein einheitlicher Zugang gefolgt wäre. Durchgängig ist das Bestreben spürbar, den heutigen Leserinnen und Lesern die Geschichte des jeweiligen Kantons anschaulich nahe zu bringen. Das wird bereits in der Ausstattung der Bände sichtbar, in der abwechslungsreichen grafischen Gestaltung der Texte, in einer reichhaltigen Bildauswahl, in unterschiedlichen Textsorten, die neugierig machen sollen. Bei den theoretisch-methodischen Ansätzen ist keine geradlinige Entwicklung erkennbar, auch wenn die strukturgeschichtliche Aufteilung in kategoriale Bereiche sehr häufig eingesetzt wird. Manchmal wechselt der Zugang pluralistisch selbst innerhalb des jeweiligen Werkes. Das muss kein Nachteil sein, jeder Ansatz hat seine Berechtigung und seinen Wert. Manchmal allerdings führt die Vielzahl von unverbunden nebeneinander stehenden Beiträgen zu einer „Zersplitterung der Geschichte“, die Verwirrung zurücklässt.<sup>18</sup> Hingegen überzeugt es, wenn durch den Pluralismus deutlich wird, dass die betreffende Region oder Stadt nicht einfach e i n Ort,

---

des Kantons Uri).

<sup>16</sup> Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, hg. von GEORG KREIS und BEAT VON WARTBURG, Basel 2000; Basel 1501, Redaktion: MARIA-LETIZIA BOSCARDIN (Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel 179), Basel 2001; PETER HABICHT: Basel – mittendrin am Rande, Basel 2008; HANS BERNER/CLAUDIUS SIEBER-LEHMANN/HERMANN WICHERS: Kleine Geschichte der Stadt Basel, Leinfelden-Echterdingen 2008, <sup>2</sup>2012.

<sup>17</sup> Vgl. die Website des Vereins: [www.baslergeschichte.ch](http://www.baslergeschichte.ch). Zum Zusammenhang vgl. OSWALD INGLIN/ISABEL KOELLREUTER: Braucht Basel eine neue Geschichte? Debatten zur Kantonsgeschichte in der baselstädtischen Politik, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 111 (2011), S. 205-212; Werkplatz Basler Geschichte. Arbeitsfelder, Vermittlungswege und Präsentationsformen von Stadtgeschichte (Schwerpunktthema), in: ebd. 112 (2012), S. 5-168. In die Vorbereitungen einer neuen Stadt-, Kantons- oder gar Regionalgeschichte kann auch das Projekt „Lebendige Geschichte“ einfließen, das vor einigen Jahren am Historischen Seminar (jetzt Departement Geschichte) der Universität Basel gestartet wurde und Erinnerungen aus der Bevölkerung an ihren Alltag einbeziehen will. Siehe hierzu im Internet: <http://dg.philhist.unibas.ch/forschung/projekte/projektseiten/lebendige-geschichte/>. Einen weiterführenden Zugang zur Stadtgeschichte stellt ebenfalls dar: Orte der Erinnerung, hg. von HEIKO HAUMANN, ERIK PETRY und JULIA RICHERS, Basel <sup>2</sup>2008 (als Ergänzung: Bilder der Erinnerung. Geschichte und Geschichten der Grenzregion Basel 1933-1945, Filme von ALEX HAGMANN in Zusammenarbeit mit HEIKO HAUMANN und ERIK PETRY von der Universität Basel sowie dem Verein „Archimob“, Basel 2010).

<sup>18</sup> URS HAFNER: Moderne Zeiten [Rezension des 5. Bandes der Berner Kantonsgeschichte], in: NZZ vom 3. August 2011.

ein Raum ist, sondern aus vielen unterschiedlichen Elementen besteht.<sup>19</sup> Aus meiner Sicht gelingt der Anspruch, die Forschung voranzutreiben und zugleich Geschichte optimal zu vermitteln, dann am besten, wenn vom Menschen und seiner Lebenswelt ausgehend die gesellschaftlichen Strukturen erschlossen werden. Auf diese Weise kommt am ehesten die Verflechtung der verschiedensten Bereiche und Ebenen in den Blick – auch der wissenschaftlichen: von der Strukturgeschichte bis zur Historischen Anthropologie.<sup>20</sup> Zugleich kann so an den Erfahrungshorizonten der Leserinnen und Leser angeknüpft werden.

Diesen Ansatz könnten die Verfasser künftige Orts-, Stadt- und Regionalgeschichten aufgreifen und weiterentwickeln.<sup>21</sup> In neueren Arbeiten wird dafür plädiert, bei der Verbindung von Mikro- und Makroebene die globalhistorische Perspektive nicht zu vergessen, etwa die Internationalisierung städtischer Unternehmen, der Kommunikation oder der Migration. Das liegt in Grenzstädten wie Basel und auch Freiburg besonders nahe, dürfte aber überall möglich sein.<sup>22</sup> Dazu gehört auch die vergleichende Einbindung in die Gesamtentwicklung der europäischen Städte und Regionen. Sie stellen keine isolierten oder autonomen Inseln dar. Das ist allerdings leichter gesagt als getan, denn es gibt keinen einheitlichen europäischen Typus.<sup>23</sup> Durch die vergleichende Betrachtung dieser Unterschiedlichkeiten würde jedoch die Besonderheit der jeweiligen Stadt und Region hervortreten. Von Prozessen in der jüngsten Vergangenheit ausgehend wäre weiterhin das Verhältnis zwischen Stadt und Land, insgesamt die räumliche Gliederung zu untersuchen.<sup>24</sup> Wie entstehen Raumvorstellungen? Wie werden sie geprägt? Wie wird „Raum“ produziert? Der Ort, die Stadt, die Region ist als ein kultureller Raum mit vielen Bestandteilen und Beziehungen zu verstehen. Dabei wird von einer normativen Sicht auf urbanes und ländliches Lebensgefühl abgesehen. Hingegen ist die Alltagswelt zu verfolgen, wie sich Denken und Handeln Einzelner ausbilden, im Wechselverhältnis mit den jeweiligen Strukturen stehen und im Raum niederschlagen. Das schließt Ideen, Pläne, Träume, Hoffnungen, also den „Möglichkeitsraum“ ein, so wie es auch um Handlungsalternativen geht, die nicht verwirklicht werden konnten. Das Mögliche ist auch eine Form von Wirklichkeit, an der angeknüpft werden kann. Zusammen mit den topografischen Gegebenheiten und realen Vorgängen sowie nicht zuletzt den sinnlichen Erfahrungen kann so der „Charakter“ eines

<sup>19</sup> So beispielhaft: Kreuzlingen. Kinder, Konsum und Karrieren 1874-2000, hg. von MICHAEL BÜRGI, MONICA RÜTHERS und ASTRID WÜTHRICH, Kreuzlingen 2001. Schlüssig wirkt hier auch das Konzept, Chronologie und thematische, lebensweltlich orientierte Längsschnitte (Milieus, Einkaufsgewohnheiten, Kinderalltag) sowie Schlaglichter zu verbinden.

<sup>20</sup> Hier können die Überlegungen zur *Histoire croisée* aufgegriffen werden, vgl. MICHAEL WERNER/BÉNÉDICTE ZIMMERMANN: Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 607-636.

<sup>21</sup> Dazu SCHUMACHER (wie Anm. 4), S. 296f. Zum früheren Stand nach wie vor lesenswert: Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven, hg. von FRITZ MAYRHOFER (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 12), Linz 1993.

<sup>22</sup> Vgl. Region und Grenze. Die Bedeutung der Grenze für die Geschichte Südbadens in der Zwischenkriegszeit, hg. von Markus Eisen und Robert Neisen für den Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg (Alltag & Provinz 15), Freiburg 2013.

<sup>23</sup> Vgl. HEIKO HAUMANN: Die russische Stadt in der Geschichte, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 27 (1979), S. 481-497.

<sup>24</sup> FRIEDRICH LENGGER: Die europäische Stadt in der Moderne – eine Herausforderung für Sozialgeschichte, Stadtgeschichte und Stadtsoziologie, in: Unterwegs in Europa. Beiträge zu einer vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte, hg. von CHRISTINA BENNINGHAUS u.a., Frankfurt a.M./New York 2008, S. 357-376. Einen Überblick über die „Perspektiven historischer Stadtforschung“ vermitteln auch die Beiträge in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 33 (2002), H. 1, S. 54-101, sowie ebd. 42 (2012), H. 2, S. 5-105. Hier und im Folgenden vgl. HEIKO HAUMANN: Chancen und Probleme der Alltags- und Regionalgeschichte. Das Beispiel der Grenzregion Oberrhein, in: DERS.: Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung, Wien/Köln/Weimar 2012, S. 49-69 (auch in: Region und Grenze [wie Anm. 22], S. 28-48).

Raumes fassbar werden.<sup>25</sup> Mit anderen Worten: Es geht nicht um eine Aneinanderreihung einer Vielzahl von Aspekten, in denen sich der Leser verliert, sondern darum, dass sich in der Vielfalt das Besondere, auch die Atmosphäre und die Ausstrahlung des Ortes, der Stadt oder der Region herauschälen.<sup>26</sup>

Dafür sorgt auch der einheitliche Ausgangspunkt: der Mensch als Akteur in der Geschichte, seine Lebenswelt und kulturelle Praxis. Dieser ist wichtig, um nicht wieder in die schematischen Schubladen „Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Verfassung, Kultur, Alltag“ zu verfallen. Beispielsweise kann ein Kapitel mit der Beschreibung einer Lebenswelt, einer Biografie oder einem besonderen Ereignis beginnen, um daraus dann strukturelle Elemente zu entfalten, die mit den vorgestellten Akteuren in Wechselbeziehung stehen. Auf diese Weise können auch besser als durch abgehobene Beschreibungen die Vielfalt des menschlichen Zusammenlebens, Migrationsvorgänge, Milieus, Lebensstile, Gewohnheiten, Konflikte, gewaltsame Auseinandersetzungen, insgesamt Ordnungen und Unordnungen analysiert werden.<sup>27</sup> Sinnvoll erscheinen dabei Forschungen mit dem „ethnografischen Blick“ – immer in historischen Zusammenhängen – auf kulturelle Topografien wie Bilder, Erinnerungen, Identifikationen, Mythen, Topoi und andere räumlich gebundene kulturelle Produkte, auf Kneipen, nachbarschaftliche Beziehungen, Straßenkultur, Elends- wie Oberschichtviertel, Jugendcliquen, Gefängnisse, psychiatrische Anstalten, Verkehrsmittel und ähnliche Erfahrungsräume, um das „außergewöhnliche Normale“ im Leben der Menschen „von innen“ kennen zu lernen.<sup>28</sup>

Über die Abwägung von Denk- und Handlungsweisen der Akteure wird es schließlich auch leichter möglich, sich schwierigen Zusammenhängen der eigenen Geschichte zu stellen.<sup>29</sup> Um einzelne Fallanalysen und Themen miteinander zu verbinden, haben sich Darstellungen von Stadtpaziergängen und „Orten der Erinnerung“ bewährt.<sup>30</sup> Mit dem Akteur als Ausgangs- und Mittelpunkt kann der Leser nicht zuletzt einen Bezug zu sich selber schaffen. Dabei geht es nicht darum, über eine lokale Sinnggebung die nationale Identität zu vermitteln, wie es früher

<sup>25</sup> Vgl. ROLF LINDNER: *Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum*, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen*, Bd. 3, hg. von FRIEDRICH JAEGER und JÖRN RÜSEN, Stuttgart/Weimar 2004, S. 385-398, Zitate S. 388 und 395. Lindner regt auch an, Klang- und Geruchslandschaften, insgesamt die sinnlichen Erfahrungen, in die Betrachtung einzubeziehen (S. 393-395). Zur „Kategorie Möglichkeit“ siehe ERNST BLOCH: *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1985, S. 235-242; vgl. WALTER BENJAMIN: *Über den Begriff der Geschichte*, in: DERS.: *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, hg. von ROLF TIEDEMANN und HERMANN SCHWEPPEHÄUSER, Frankfurt a.M. 1974, S. 691-704.

<sup>26</sup> Dazu gehört, unterschiedliche Erinnerungen und Identifikationsperspektiven herauszuarbeiten, vgl. RUDOLF JAWORSKI: *Die Städte Ostmitteleuropas als Speicher des kollektiven Gedächtnisses*, in: *Imaginationen des Urbanen. Konzeption, Reflexion und Fiktion von Stadt in Mittel- und Osteuropa*, hg. von ARNOLD BARTETZKY u. a., Berlin 2009, S. 19-31, insb. S. 25-29.

<sup>27</sup> Vgl. die Forderungen bei LINGER (wie Anm. 24), S. 366-376.

<sup>28</sup> Dazu ROLF LINDNER: *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*, Frankfurt a.M./New York 2004; DERS.: *Perspektiven der Stadtethnologie*, in: *Historische Anthropologie* 5 (1997), H. 2, S. 319-328. Vgl. auch das Themenheft „Überleben in der Großstadt“, in: ebd. 18 (2010), H. 3. Als Beispiel für die Betrachtung eines psychiatrischen Falles im Zusammenhang der Stadtgeschichte: *Paranoia City. Der Fall Ernst B. Selbstzeugnis und Akten aus der Psychiatrie um 1900*, hg. von STEFAN NELLEN, MARTIN SCHAFFNER und MARTIN STINGELIN, Basel 2007. Mustergültig zur Analyse kultureller Topografien: JULIA RICHERS: *Jüdisches Budapest. Kulturelle Topographien einer Stadtgemeinde im 19. Jahrhundert (Lebenswelten osteuropäischer Juden 12)*, Köln/Weimar/Wien 2009. Zum „außergewöhnlich Normalen“ siehe EDUARDO GRENDI: *Micro-analisi e storia sociale*, in: *Quaderni Storici* 35 (1977), S. 506-520, hier S. 512.

<sup>29</sup> Vgl. MONICA RÜTHERS: *Gehört ein Gattenmord in die Geschichte eines Bergdorfes? Probleme und Chancen der modernen Ortsgeschichtsschreibung*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 55 (2005), S. 401-418.

<sup>30</sup> Ein jüngst erschienenenes Beispiel: *Marburg rauf und runter. Stadtpaziergänge durch Geschichte und Gegenwart*, hg. vom Rosa-Luxemburg-Club Marburg, Marburg 2013. Vgl. auch: *Orte der Erinnerung* (Anm. 17).

oft angestrebt wurde. Stattdessen kann im Nachvollzug der historischen Entwicklung die eigene Position bestimmt werden, die dann auch die Reflexion über das Handeln in der Gegenwart erleichtert.<sup>31</sup> Insgesamt beinhaltet die lebensweltliche Orientierung eine Kommunikation zwischen den Historikern und den Menschen, über die sie arbeiten, sowie den späteren Lesern.<sup>32</sup> Über diese verschiedenen Ebenen und Perspektiven – der Betroffenen, der Forschenden, der Rezipienten, des Mikro- und Makro-Bereiches, der Erfahrungs- und Strukturgeschichte, der Ereignis- und der Sozialgeschichte – nähern wir uns einer „integrierten Geschichte“.<sup>33</sup> Dabei stellt das „Zusammentreffen von Individuum und geschichtlicher Bewegung“ den „Integrationspunkt“ dar.<sup>34</sup> Deutlich muss schließlich werden, dass wir es immer mit Fragmenten zu tun haben: bei den Quellen, bei der Unabgeschlossenheit der Geschichte und bei den Interpretationen der Historikerinnen und Historiker. Das schärft den kritischen Blick der Leserschaft, regt zur eigenen Urteilsbildung an und zugleich zur eigenen vertiefenden Weiterforschung.

---

<sup>31</sup> RÜTHERS (wie Anm. 29), S. 407-409.

<sup>32</sup> Vgl. HAUMANN, Chancen (wie Anm. 24), insb. S. 64-68 (auch zu methodischen Verfahren).

<sup>33</sup> SAUL FRIEDLÄNDER: Den Holocaust beschreiben. Auf dem Weg zu einer integrierten Geschichte, Göttingen 2007.

<sup>34</sup> OLAF HÄHNER: Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert (Europäische Hochschulschriften), Frankfurt a.M. u.a. 1999, S. 262, vgl. S. 256 und 258.

# Buchbesprechungen

## *Landes- und regionalgeschichtliche Literatur*

ANNETTE BORCHARDT-WENZEL: Kleine Geschichte Badens, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2011, 200 S., zahlr. S/W-Abb.

Im Blick auf „900 Jahre Baden“ im Jahr 2012 erscheint dieses Büchlein auch ein Jahr danach erfreulich lesenswert. Dabei ist von Bedeutung, dass neben rein historischen Fakten gleichwertig Aspekte der Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte eine wichtige Rolle spielen. Sowohl die Sprache als auch der Schreibstil richten sich bewusst an den historisch interessierten neugierigen Nichtwissenschaftler, ebenso der inhaltliche Aufbau.

Die Konzeption des Buches basiert auf sieben großen Abschnitten: „Bevor es Baden gab“ (16 S.), „Die Markgrafschaft Baden“ (40 S.), „Das Großherzogtum Baden“ (54 S.), „Freistaat Baden“ (10 S.), „Baden in der Zeit des Nationalsozialismus“ (13 S.), „Württemberg-Baden und Südbaden“ (7 S.) und „Baden im Südweststaat“ (20 S.).

Diese sieben Teile sind in fast 200 (!) Kleinkapitel gegliedert, welche in der Regel nicht mehr als eine Seite umfassen. Dadurch entsteht ein Eindruck, der einem Nachschlagewerk bzw. einem Lexikon entsprechen könnte. Für den Leser kann das erleichternd wirken, denn ihm bietet sich jederzeit die Möglichkeit, bestimmte ihn interessierende Themen gezielt auszuwählen.

Positiv gesehen werden kann die Vertiefung vieler Themen durch Ergänzungen bzw. beispielhafte Erläuterungen durch einen anderen Schrifttyp und eine bildhafte Abgrenzung.

Ebenso tragen die zahlreichen Abbildungen – knapp 40 – zur Visualisierung und zur Auflockerung der Kapitel bei. Eine Fundgrube stellt der umfangreiche Anhang dar, der von der Zeittafel über die Großherzöge, die Staatsoberhäupter Badens von 1918 bis heute, ausführliche Orts- und Personenregister, überschaubare Literaturliste bis zu praktischen Internetadressen reicht.

Eine nachhaltige Wirkung erreichen die Kapitel, die sich mit Themen außerhalb der politischen Geschichte befassen, wie z.B. „Vom Rheingold wird niemand reich“, „Der Regelverstoß der Badischen Staatsbahnen“, „Äne Burda: Königin der Mode“ usw. Im Verlauf der gesamten Zeitreise von der Ur- und Frühgeschichte bis zum Jahr 2011 ergänzen solche „Bonbons“ immer wieder die reinen Fakten der politischen Geschichte.

Als Nachteil empfunden wird das Fehlen zusätzlicher Karten, die unbedingt erforderlich scheinen um Verortungen, Lagebeziehungen und Größenvergleiche nachzuvollziehen. In vielen Kapiteln werden Gebietsanteile, Residenzen, Vogteien und Klöster aufgeführt, deren Lokalisation Schwierigkeiten bereiten kann. Obwohl im Vorwort das Buch als „ein Unternehmen, das viel Mut zur Lücke fordert“ dargestellt wird, sollte auf eine räumlich-geografische Visualisierung nicht verzichtet werden. Besonders, wenn „das Buch ohnehin nicht für die Fachwelt, sondern einfach für Menschen, die neugierig sind auf die Geschichte des Landesteils“ (Vorwort der Autorin), geschrieben wurde. Dieser Aspekt wird besonders deutlich durch das Zitieren des Badnerlieds am Schluss des Textteils sichtbar.

Die Tatsache, dass auf Fußnoten und Hinweise auf benützte Literatur grundsätzlich verzichtet wird, erleichtert und begünstigt den Lesefluss, bietet aber keinerlei Möglichkeit, selbständig interessierende Themen zu vertiefen.

Friedrich Schöpflin

Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich, hg. von ERICK BECK u.a. (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 18), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2012, 429 S., zahlr. S/W-Abb.

Der Sammelband zur Burgenforschung basiert auf einer Tagung, die 2009 in Bollschweil stattfand und von der Abteilung Landesgeschichte der Albert-Ludwigs-Universität sowie dem Historischen Institut der TU Dortmund veranstaltet wurde. Die Initiatoren und Mitwirkenden stammen zum großen Teil aus dem Umfeld des Forschungsprojektes „Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau“. Aus diesem Projekt wurden schon drei von vier Bänden des Breisgauer Burgenbuches vorgelegt. Viele der Beiträger des Sammelbandes sind bekannte Kenner der Landesgeschichte und als Breisgauer Burgenfachleute ausgewiesen.

Im einführenden Beitrag breitet Alfons Zettler die aktuellen Aspekte der Burgenforschung vor dem Leser in vier großen Komplexen und insgesamt 25 weit gefächerten Beiträgen aus. Entsprechend der Ausrichtung der Reihe und des Burgenprojektes wurde auch im Tagungsband großer Wert auf ein breites Spektrum aus Archäologie und Geschichte von der Antike bis ins Mittelalter, sowie Landesgeschichte und vergleichende internationale Forschungen gelegt. Dazu kommen zahlreiche Abbildungen, Lagepläne und Skizzen, die ein anschauliches, lebendiges und spannungsreiches Bild der aktuellen Forschungen vermitteln.

Der erste Komplex des Sammelbandes widmet sich den Grundlagen, Anfängen, Wurzeln, Rückgriffen und Adaptionen des mittelalterlichen Burgenbaues. Dabei spielen die Kontinuitäten, Brüche, Recycling von antiken Baustoffen, Orte und Formen im mittelalterlichen Burgenbau sowie Motive und Strukturen die Hauptrolle. Ohne Antworten auf alle Fragen geben zu können oder zu wollen, versuchen die verschiedenen Herangehensweisen den zeitlichen Lücken und ihren Wechselwirkungen zwischen den antiken Bauwerken und den hochmittelalterlichen Höhenburgen mit Schwerpunkten an der Mosel, im Elsass, am Oberrhein und in Großbritannien nachzugehen.

Der daran anschließende Themenkreis zeigt in exemplarischen und daher auch sehr heterogenen Aufsätzen die gegenseitig aufeinander einwirkenden und voneinander abhängigen Entwicklungen von Herrschaft und Burgenbau vom frühen bis zum späten Mittelalter. Die topografischen Schwerpunkte liegen zwar eindeutig auf dem Oberrhein zwischen Basel und Straßburg, berücksichtigen jedoch sehr unterschiedliche Aspekte der Interessen aus geistlich-bischöflicher, fürstlicher, königlicher, (nieder-) adeliger und patrizischer Perspektive und wollen Modell für Forschungen in anderen Regionen sein.

Burgenarchäologischen und bauforschenden Aspekten mit ihren Auswirkungen bis zur heutigen Nutzung und den denkmalpflegerischen Interessen an den Burgen am Hochrhein, im Breisgau und beispielhaft in Italien gehen sechs weitere Beiträge nach.

Fragen zu architektonischen Einflüssen auf den Burgenbau, ikonologische und rezeptionsgeschichtliche Sichtweisen, die auch die Burgenromantik in dem facettenreichen, spannenden und äußerst aktuellen Band nicht unberührt lassen, bilden den Abschluss. Auch diese Beiträge zeigen, wie viel Potential in einer lebendigen Burgenforschung noch immer erschlossen werden kann. Der gelungene und abwechslungsreiche Sammelband zum Phänomen Burgen und Herrschaft greift weit über den Breisgau hinaus und beinhaltet weitaus mehr als der (etwas zu tiefstapelnde und räumlich zu einengende) Titel vermuten lässt.

Dieter Speck

Feldpost eines Badischen Leib-Grenadiers 1914-1917, hg. von SUSANNE ASORONYE, Vianova Verlag, Königsbach-Stein 2012, 388 S., Farb- und S/W-Abb.

Vor einiger Zeit erhielt die Herausgeberin von ihrer Großmutter eine Schachtel voll mit deren Erinnerungen. Darin enthalten waren die Feldpostbriefe ihres Großonkels Hermann Föllner aus dem Ersten Weltkrieg an seine Eltern.

Der Grenadier Hermann Föllner, geb. am 4.7.1894 in Königsbach, einem kleinen Dorf im Landkreis Karlsruhe, starb am 22.7.1917 bei Mangiennes an den Folgen einer Verwundung im Lazarett. Er machte unter anderem die verlustreichen Schlachten an der Somme und bei Verdun mit, er erlebte die Schrecken des Gas- und des Stellungskriegs. Der Leser erfährt von den alltäglichen Grau-

samkeiten in den Schützengräben, von schlechter Witterung, Schlamm, Ratten, Läusen, Hunger und dem immer währenden Schanzen. Es fällt auf, dass Hermann Föllner die Gräueltaten des Krieges, in dem rund zehn Millionen Menschen getötet und Abermillionen verletzt wurden, verschwiegen, was wahrscheinlich den Vorschriften der Zensur geschuldet war. Neben der Kameradschaft, den Sorgen um Verpflegung und Geld, sorgte er sich um die Eltern zu Hause.

Susanne Asoronye geht es in dem Buch jedoch nicht alleine um die Edition der 360 Feldpostbriefe. Jede Seite zielt mehrere Reproduktionen von Bildern, Karten, Postkarten, Plakaten oder Militaria aus unterschiedlichen Beständen sowie diverse Erläuterungen. So gelingt es ihr in mühevoller Kleinarbeit den schweren Kriegsalltag, den Hermann Föllner nicht erwähnt oder erwähnen darf, hinreichend darzustellen und in einen größeren Kontext einzubetten. Es entsteht ein Abbild der damaligen Lebenswelt, wenn Asoronye die Heimat Hermanns mit einbezieht in ihre Darstellung, wie zum Beispiel die Aufgaben des Königsbacher Kriegs-Hilfsvereins. In einem Sonderteil beschäftigt sie sich mit den Schicksalen weiterer Königsbacher Kriegsteilnehmer.

Der Herausgeberin gelingt es, die erste Katastrophe des 20. Jahrhunderts, den Ersten Weltkrieg, an dessen Ende die politische Ordnung sowie die Werte und Mentalitäten völlig verändert waren, auf einer heimatgeschichtlichen und lebensweltlichen Ebene zu beschreiben. Die gewonnenen Erkenntnisse sind dabei regional unabhängig, da das Schicksal eines Hermann Föllner sich unzählige Male in diesem Krieg wiederholte.

Dargleff Jahnke

BARBARA HAMMES: Ritterlicher Fürst und Ritterschaft. Konkurrierende Vergegenwärtigung ritterlich-höfischer Tradition im Umkreis südwestdeutscher Fürstenhöfe 1350-1450 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 185), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2011, 406 S., 41 S/W-Abb.

Diese im Sonderforschungsbereich 434 unter der Leitung des Mediävisten Werner Rösener an der Justus-Liebig Universität Gießen entstandene und im Wintersemester 2008/2009 als Dissertation angenommene Forschungsarbeit versteht sich als Teil eines Forschungsprojektes über „Könige und Fürsten des Spätmittelalters und ihre Erinnerungskultur“. Chronologisch auf dem Rand des Spätmittelalters und geografisch auf die „Südwestdeutsche Ecke“ zwischen Heidelberg, Baden-Baden und Stuttgart bezogen, stellt die Autorin mit ihren Forschungsergebnissen die seit vielen Jahren in der Geschichtswissenschaft etablierte These von zwei „Ritterrenaissancen“ (Werner Paravicini) in Frage, „als ob jetzt Literatur in Wirklichkeit umschlüge“ (S. 1). In drei thematisch stark getrennten und verschiedenartigen Teilen führt die Verfasserin den Leser durch ein Jahrhundert (1350-1450), das eine kontinuierliche Vergegenwärtigung der ritterlich-höfischen Tradition pflegte, um „Ritterlichkeit“ als Bindeglied zwischen den herrschenden gesellschaftlichen Schichten zu nutzen. Der erste Teil (S. 11-151) ist auf die Medialität der Vergegenwärtigung ritterlich-höfischer Tradition am Fürstenhof fokussiert. Bezeichnend dafür ist die ständige Anwesenheit der ritterlichen Symbolik in der damaligen materiellen Kultur, so im Falle des Tafelgedecks des Grafen Eberhard III. von Württemberg (1364-ca. 1417), worauf typische Motive der ritterlich-höfischen Tradition abgebildet waren, wie Tier-, Menschen- und Wappendarstellungen. Der zweite Teil (S. 153-312) untersucht die zwiespältige Beziehung zwischen den zwei konkurrierenden Traditionen der Ritterschaft und der ritterlichen Fürsten, die am Hof um die ihre Vorherrschaft bangten. Eine wesentliche Rolle in dieser Auseinandersetzung spielte die Gründung der Hofgesellschaften, wie im Falle der 1444 vom Pfalzgrafen und Kurfürsten Ludwig IV. von der Pfalz (1424-1449) gegründeten „Pelikan-Gesellschaft“, die die Autorin als den Versuch, die Adelsgesellschaft wieder verstärkt auf den Fürstenhof zu beziehen, deutet. Der dritte und letzte Teil (S. 313-384) ist auf die Zuschreibung und Aberkennung von Ritterlichkeit zentriert. Hier werden Quellen wie die Limburger Chronik des Tilemann Elhen von Wolfhagen (um 1398) oder das Fechtbuch des Hans Talhoffer (1459) erläutert, um die soziale und machtpolitische Bedeutung bestimmter Bräuche wie dem Vollbringen ritterlicher Taten oder die Herausforderung zum Zweikampf zu verstehen. Fern von jeder Art von Anteilnahme an den in der Fürstentournee geltenden „werttragenden“ Ritualen, fasst die Autorin in einem bewussten Abstandnehmen in der Schlussbetrachtung (S. 385-388) die ihrer Meinung nach wesentliche Funktion und Rolle der ritterlich-höfischen Kultur zusammen: „Ritterlich-höfische Kultur war per se

Sublimierung von Gewaltanwendung durch ihre Inszenierung und dadurch Zivilisierung und Kontrolle der sozialen Gruppe am Hof, die sich vorrangig durch Gewaltanwendung definierte“ (S. 387). Ein Orts- und Personenregister (S. 389-406) schließen ein Buch ab, das eine Herausforderung nicht nur an die Geschichtskennntnisse, sondern auch an die verbreiteten Wahrnehmungen der Ritterschaft stellt.  
Marco Leonardi

HEIKO HAUMANN: Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung, Böhlau Verlag, Wien u.a. 2012, 533 S., Abb.

HEIKO HAUMANN: Schicksale. Menschen in der Geschichte. Ein Lesebuch, Böhlau Verlag, Wien u.a. 2012, 468 S., Abb.

Von Heiko Haumann, inzwischen emeritierter Professor für Osteuropäische und Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel, sind 2012 zwei Bände erschienen, die – nicht nur aus dem identischen Vorwort zu schließen – als Einheit zu sehen sind. In beiden ist das Individuum Mittelpunkt, über das Geschichte sichtbar und verstehbar gemacht wird. Bei „Lebenswelten und Geschichte“ (künftig L:) steht der theoretische Ansatz im Vordergrund der 25 Abhandlungen, um methodische Verfahren beim Umgang mit Erinnerungen, Selbstzeugnissen und Interviews zu erarbeiten. Erinnerungen habe man – wie jede Quelle – kritisch zu prüfen, da sie bereits beim Speichern im Gedächtnis des Betreffenden zur veränderbaren Erfahrung werden (L: S. 85 und 100). Haumann fordert eine „lebensweltlich orientierte Forschung“ (L: S. 137), die auch seine eher methodischen Erörterungen durch eingefügte „Lebensgeschichten“ zur interessanten Lektüre macht.

Im Band „Schicksale“ (künftig Sch:) befasst sich der Autor in 21 Beiträgen und 10 Miniaturen mit der Lebenswelt einzelner Menschen, ein mikrohistorischer Ansatz, der die lange in Deutschland vernachlässigte Alltagsgeschichte mit der Sozialgeschichte verbindet. Noch 1988 wurde Alltagsgeschichte hier als romantisierende Idylle der Heimat gesehen und nur wenige Historiker befassten sich mit der Lebenswelt eines „konkreten“ Menschen (L: S. 35ff.). Mit der „lebensweltlich orientierten Regionalgeschichte“ und der „oral history“ wurden später neue Wege gefunden, die Schicksale von Menschen zu erforschen und gleichzeitig die Individualgeschichte mit der Gesellschaftsgeschichte zu vereinen. Heute, 25 Jahre später, ist eine solche „integrierte Geschichte“ eine *conditio sine qua non*, die u.a. auch vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg e.V. vertreten wird (L: S. 68f.).

In diesen beiden Publikationen hat Heiko Haumann bereits veröffentlichte und einige wenige unveröffentlichte Aufsätze zusammengefasst, die aus seiner lebenslangen Beschäftigung mit der Lebenswelt und den Schicksalen von Menschen hervorgegangen sind. Der zeitliche Bogen reicht von 1977 bis etwa 2010. Die Abhandlungen selbst sind überwiegend im 19. und 20. Jahrhundert verankert, mit Ausnahme der „Lebensformen im mittelalterlichen Freiburg“ (Sch: S. 139ff.), die zuvor in Band 1 der „Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau“ veröffentlicht wurden.

In „Lebenswelten und Geschichte“ liegt der Schwerpunkt auf der Erforschung und Interpretation der Lebenswirklichkeit ostjüdischer Bevölkerung, ergänzt durch Aufsätze zu Juden in Freiburg, Gailingen und Basel. Entscheidende Phasen der russischen Geschichte werden durch Selbstzeugnisse konkreter Menschen nicht nur aufgelockert, sondern auch verdeutlicht. Haumanns Argumentation bei der Auswertung von Tagebüchern überzeugt und deckt den Handlungsspielraum und die Alternativen für den betroffenen Menschen auf (L: S. 106ff.). Nicht immer entspricht das Erinnernte und Erzählte jedoch dem Erlebten. Auch bei Fotografien ist der Hintergrund, die Geschichte bzw. Lebenswelt des/der Abgebildeten zu untersuchen, wie am Foto eines Paares, Ostzwangsarbeitern, demonstriert wird (L: S. 143; Abb. auch auf der Rückseite des Bandes „Schicksale“). Der Zusammenhang von Lebenswelt und Geschichte wird beeindruckend in der Abschiedsvorlesung Haumanns deutlich (L: S. 159ff.). Meisterhaft schildert er, wie sich politische und wirtschaftliche Veränderungen auf die innere und äußere Welt der Ostjuden auswirkten und wie deren Lebenswirklichkeit durch die Russische Revolution beeinflusst wurde. Untermalt im doppelten Sinn wird dieser Beitrag von ausführlich kommentierten Bildern Marc Chagalls, der auf Grund seiner russisch-jüdischen Herkunft die Zeiten des Umbruchs auf seinen Gemälden ergreifend darstellte.

Das Hauptinteresse Haumanns liegt nicht nur auf Umwälzungen, auf dramatischen Situationen. Er will vor allem die Handlungsspielräume und Alternativen der Menschen erkennen. So wurden die Lebenswelten russischer Bauern durch die bolschewistische Agrarpolitik zwar vernichtet (L: S. 202ff.), aber erst nach der Kollektivierung der Landwirtschaft war der Traum von einer neuen freien Gesellschaft und einer Bauern-Demokratie ausgeträumt. Terror, Zwang und Repressionen verhinderten jegliche Alternative und ließen den Betroffenen keinen Handlungsspielraum. Durch den mikrohistorischen Ansatz treten die Folgen der politischen Umwälzungen deutlicher zutage.

In diesem Band befinden sich die meisten Beiträge zur jüdischen Bevölkerung, ihrem Alltag, ihren Wertvorstellungen und Normen sowie ihrem Schicksal unter dem jeweiligen politischen Regime. Der Zwiespalt zwischen Anpassung und Suche nach neuen Wegen zeigt sich in der Bildung politisch-religiöser Gruppierungen wie dem Zionismus, dessen Anhänger später in Israel leichter zu einer neuen Identität fanden.

Im Lesebuch „Schicksale“ zeigt sich die Vielseitigkeit Haumanns erneut. Ob es sich um Hirtenbuben und Waldarbeiter im Elztal handelt, wo er seinen Wohnort hat, um politische Willkür in Russland oder um Lebenswege einzelner Juden – immer analysiert er das Geschehen, deckt Hintergründe auf und versucht, die Handlungsmöglichkeiten der Menschen herauszufiltern. Die von ihm geschilderten Schicksale fesseln den Leser, ob es um die Geschichte der deutsch-russischen Familie Dmitrewski (Sch: S. 242ff.) oder um das Entstehen einer bäuerlichen Arbeiterschaft im Zarenreich (Sch: S. 95) geht. Zwei ganz unterschiedliche Aufsätze seien herausgegriffen: „Hermann Diamanski“ und „Deutsch-französische Frontkämpfertreffen 1937-1938“. Minutiös schildert Haumann den Ablauf des Frontkämpfertreffens in Freiburg 1937, der die beabsichtigte und militärisch aufgelegene Inszenierung der Nazis vergegenwärtigt (Sch: S. 55). Die deutsche Bevölkerung wird ebenso indoktriniert wie die französische; beiden wollte man weismachen, dass die NSDAP nichts anderes als Frieden will. Auch der spätere Gegenbesuch in Besançon stand unter dem Motto Friede statt Krieg. Nach dem „Anschluss“ Österreichs überwogen jedoch bei den Franzosen „Unruhe und Mißtrauen“ in Bezug auf die deutsch-französische Versöhnung. Am 10. November 1938, dem Tag der ebenfalls inszenierten „Reichskristallnacht“, offenbarte dann Hitler der Presse, dass ihn die „Umstände“ gezwungen hätten, jahrzehntelang nur vom Frieden zu reden (Sch: S. 66). Die Wogen glätteten sich nochmals nach dem Münchner Abkommen, weitere Treffen wurden geplant. Als jedoch im Frühjahr 1939 die Rest-Tschechoslowakei von der deutschen Wehrmacht besetzt wurde, wussten auch die französischen Frontkämpfer-Verbände, dass es zum Krieg kommen würde. Sowohl die deutsche Bevölkerung als auch der spätere Kriegsgegner Frankreich wurden getäuscht und instrumentalisiert.

Wesentlich schwieriger ließ sich die Handlungsweise von Hermann Damianski durchschauen, dessen Selbstzeugnisse einen komplexen Umgang mit Erinnerung erforderten (Sch: S. 318ff.). Diese schillernde Persönlichkeit – er arbeitete als Spitzel für beide Seiten – setzte sich selbstlos für Juden und „Zigeuner“ ein, versorgte sie mit zusätzlichen Nahrungsmitteln und rettete einige vor der Gaskammer wie seinen Mithäftling Spindler. Wie schwierig es für den Historiker in diesem Fall war, aus Damianskis Erinnerungen dessen Lebenswirklichkeit herauszufiltern, zeigen die vielen Archive, in denen Heiko Haumann nach Spuren suchte, wie auch die zahllosen eingesehenen Dokumente und die Interviews mit Überlebenden. Erschwerend bei der Spurensuche erwiesen sich das Fehlen schriftlicher Lebenserinnerungen Damianskis sowie sein wohl vorhandener Gedächtnisverlust aufgrund der Haftbedingungen. Sein Lebensweg sei kurz skizziert. Er wurde 1909 in Danzig geboren und starb 1976 in Frankfurt. Nach Beendigung der Schule fuhr er zur See, war Mitglied der Kommunistischen Partei und musste deshalb in der NS-Zeit nach England emigrieren. Danach kämpfte er im Spanischen Bürgerkrieg, floh nach Belgien, Frankreich und schließlich wieder zurück nach Spanien, wo ihn die Gestapo aufgriff. Die Jahre von 1942-45 verbrachte er als Häftling in Auschwitz, bis er von den US-Truppen befreit wurde. 1947 begann er seine Laufbahn in Ostdeutschland, wechselte mehrfach den Beruf und musste schließlich 1953 nach Westdeutschland fliehen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt arbeitete er für den amerikanischen Geheimdienst. 1964 hielt es der DDR-Staatssicherheitsdienst für möglich, dass Damianski aufgrund seiner Vorzugsstellung in den Lagern bereits als Spitzel gegen andere Häftlinge tätig gewesen war.

Anhand dieser Lebensgeschichte empfiehlt Haumann, Selbstzeugnisse immer zu überprüfen, da

sich das individuelle Gedächtnis durch das kollektive Gedächtnis ständig verändert Man müsse Selbstzeugnisse in der jeweiligen Lebenswelt mit ihren biografischen Wendepunkten sehen, sie auch in die historischen Vorgänge einbetten, um zu Einsichten in die Denk- und Verhaltensweise des Betreffenden zu kommen. Denn „Selbstzeugnisse sind in der Regel Sinnkonstruktionen, mit denen sich die historischen Akteure Rechenschaft über ihr Leben geben“ (Sch: S. 340). Wer war nun Damianski wirklich, Lebensretter, Denunziant, Spitzel? Die Widersprüche ließen sich nicht auflösen; am Schluss ist der Leser ebenso verunsichert wie der Autor.

Beide Bände bieten eine Vielfalt an bestens recherchierten Themen, sind spannend geschrieben und versprechen dem Laien eine interessante Lektüre. Dem Historiker steht für die Weiterarbeit ein umfassender Literatur- und Anmerkungsapparat zur Verfügung. Zu Recht wird man sagen können, dass Heiko Haumann sowohl die Individualgeschichte als auch die Regionalgeschichte durch seine Forschungen vorangetrieben und in der Geschichtswissenschaft verankert hat. „Alltags- und Regionalgeschichte, so wie ich sie verstehe, bedeutet auf diese Weise die Untersuchung geschichtlicher Lebenswelten, die zugleich Kommunikation zwischen Historikern und den Menschen, über die sie arbeiten, sowie eine Kommunikation zwischen diesen und dem späteren Rezipienten beinhaltet“ (L: S. 64).

Ursula Huggle

KURT LUDWIG JOOS: Schwieriger Aufbau. Gymnasium und Schulorganisation des deutschen Südwestens in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 55), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2012, 822 S.

„...nach all der Unruhe, die die Schule, und insbesondere die höhere, erlitten hat in den letzten Jahrzehnten“, wäre „die beste Schulreform die Ruhe“. Das schrieb der Bischof von Mainz 1946 an Raymond Schmittlein, den *Directeur de l'éducation publique* bei der Militärregierung der französischen Zone. Kurt Ludwig Joos verwendet das Zitat in seiner Dokumentation der Lage und Entwicklung der Gymnasien nach dem Zweiten Weltkrieg im Bereich des späteren Südweststaats. Er bearbeitet drei Jahrzehnte Schulorganisation und Schulpolitik von 1945 bis in die 1960er-Jahre auf der Basis intensiven Aktenstudiums in Behörden und Archiven. Ergiebig und erhellend waren seine Besuche in den *Archives de l'occupation française en Allemagne et en Autriche*, die sich bis 2010 in Colmar befanden. Für die jüngere Vergangenheit kann er sich auf Insider-Wissen aus eigenem Miterleben und Mitgestalten als Beamter im Kultusministerium in Stuttgart stützen. Als Fundgrube erwiesen sich Schulfestschriften und Aufsätze zur Geschichte einzelner baden-württembergischer Schulen, die im Anhang aufgelistet sind. Freiburg ist vierfach vertreten mit Berthold-, Friedrichs-, Goethe- und Rotteck-Gymnasium.

Über 200 Seiten befassen sich allein mit dem Jahr 1945. Die ersten Bemühungen um den schulischen Neubeginn fielen in die Zeit, als die Abgrenzung der Zonen noch strittig und die Intentionen der Besatzungsmacht hinsichtlich der Bildungspolitik noch unbekannt waren. Amerikaner und Franzosen hatten jedoch während des Krieges detaillierte Pläne erstellt, denen sie Gewicht beimessen als Mittel zur Umerziehung des deutschen Volkes und Anleitung zur Demokratie. Auch die Verantwortlichen auf deutscher Seite sahen nach der sogenannten „Stunde Null“ ihre Aufgabe darin, zur Demokratie zurückzukehren, wie sie in der Weimarer Republik verwirklicht war, und den *status quo* von vor 1933 wieder herzustellen. Einvernehmen bestand in dem Wunsch, so schnell wie möglich mit dem Unterricht zu beginnen – kein leichtes Unterfangen, allein schon angesichts des drastischen Lehrermangels, der schon während der Kriegsjahre spürbar war und sich nun durch die Suspendierung der Parteiangehörigen verschärfte. Der bauliche Zustand der Schulen war desolat, viele waren durch Bombenangriffe zerstört. In Konstanz, das wegen der Nähe zur Schweizer Grenze als sicher vor Fliegerangriffen galt, waren sämtliche Gymnasien als Lazarett genutzt. Etlliche Schulgebäude wurden von den einmarschierenden Truppen belegt.

Im anschließenden Kapitel, das bis zum Jahreswechsel 1947/48 führt, wird deutlich, was die Siegermächte unter Re-Education verstanden: Sicherheitsgarantie die Franzosen, Massentherapie die Amerikaner, und es zeigte sich, wie die Praxis aussehen sollte: Einheitsschule, sechsjährige Grundschule, danach höhere Schule für alle, deren „akademischer Zweig“ gleichrangig mit den

eher praktischen Profilen, Hochschulbildung für die Lehrer aller Schularten, Vorrang für Französisch bzw. Englisch im Fremdsprachenunterricht, Latein und Griechisch keinesfalls grundständig – das waren Punkte, die ursprünglich in den Entwürfen beider Besatzungsmächte vorkamen. Der Kampf um das Gymnasium begann umgehend. Spannend gestaltete sich die Diskussion um das humanistische Gymnasium, das nicht erst 1933, sondern schon 1918 in die Defensive gedrängt worden war. Es hatte unter den deutschen Bildungspolitikern gewichtige Fürsprecher wie Leo Wohleb und Paul Fleig. Auch Georg Picht, der in den 1960er-Jahren eine prominente Rolle auf der bildungspolitischen Bühne spielte, sah 1946 in der „Nähe zum antiken Geist [...] einen Weg in die Zukunft“. Das Jahr 1948 brachte einen Schub von Veränderungen: Rückkehr der entnazifizierten Lehrer, Elternbeteiligung, Zulassung von Lehrerverbänden; die Währungsreform zwang auch die Alliierten zu sparsamerer Verwaltung; man fand Zeit, um der 1848er-Revolution zu gedenken; die Vorarbeiten zum Besatzungsstatut waren im Gange. Ausführlich berichtet Joos über Schmittleins engagierten aber erfolglosen Kampf um die Einstufung des Bildungssektors als alliiertes Vorbehaltsrecht. Im Kreis der Bildungschefs der vier Mächte war er inzwischen der Dienstälteste, fühlte sich in der Zone daheim und blieb bis 1951 mit seinem Mitarbeiterstab in Mainz, ab 1949 in neuer Funktion als Leiter der Kulturabteilung des französischen Hochkommissariats.

Mehr noch als die Gründung der Bundesrepublik 1949 bedeutete die Zusammenfassung der drei südwestdeutschen Länder 1952 zum Bundesland Baden-Württemberg eine Zäsur in der Schulpolitik. Die drei Länder hatten ihre eigene Prägung entwickelt und ihre eigene Verwaltung geschaffen. Eine wichtige Errungenschaft im französisch besetzten Gebiet war das Zentralabitur, Aufgabenstellung durch das Ministerium nach dem Vorbild des französischen Baccalauréats. Die Umsetzung dieser niveaustabilisierenden Maßnahme vollzog sich in Baden unter Staatspräsident Leo Wohleb, der dem Kultusbereich in Personalunion vorstand, in Württemberg-Hohenzollern unter dem Juristen Albert Sauer. Württemberg-Baden hatte in den sieben Jahren seit Kriegsende vier Leiter des Bildungsbereichs erlebt: Theodor Heuss, Wilhelm Simpfendörfer, Theodor Bäuerle und Gotthilf Schenkel. Dieser wurde der erste Kultusminister des neuen Landes; er hatte seinen Dienstsitz schon zuvor in Stuttgart gehabt und behielt seinen Mitarbeiterstab im Großen und Ganzen bei. Joos kommentiert: „Das frühere Württemberg-Baden war zahlenmäßig also überproportional vertreten.“ Ausführlich geht der Autor auf die Besetzung der Stelle des Ministerialdirektors ein: Schenkel behielt Lothar Christmann und übergang den engagierten Altbadener Paul Fleig, der an Wohlebs Seite das Freiburger Kultusministerium geleitet hatte und sich nun in den Wartestand versetzen ließ. Kurzzeitig hatte er auf Reaktivierung gehofft, als die CDU die Regierung übernahm und Gebhard Müller den Liberalen Reinhold Maier ablöste. An Stellen wie dieser stützt sich Joos auf Gespräche mit Zeitzeugen, manches Mal bis hin zu Mutmaßungen und Klatsch; unzweifelhaft hält er den Originalton fest, vermittelt das Zeitgefühl.

Eine Leitfigur in der vorliegenden Publikation ist der Freiburger Ministerialrat Albert Kieffer, der im Gegensatz zu Fleig in Stuttgart willkommen war und dort von 1952 bis 1966 die Abteilung Gymnasien leitete. Joos kennt dessen Wirken nicht nur aus Akten und der Literatur, sondern auch aus ausgiebigen Interviews, die er Ende der 1980er-Jahre führte. Frisch in Stuttgart angekommen, erfuhr Kieffer, wie sich der Minister die Vereinheitlichung der Schulmodelle vorstellte: durch Abschaffung des Zentralabiturs und der Oberstufenprüfung, zweier Errungenschaften der französischen Zone. Kieffer sollte umgehend die Vorlagen dazu erarbeiten. Das Zentralabitur, das sich bewährt hatte, konnte er retten, die Oberstufenprüfung, „mit der Fleig so große Hoffnungen verbunden hatte“ (S. 651), war er bereit aufzugeben. Dieser Hürde vor dem Übergang in die gymnasiale Oberstufe, die den großen Zustrom zu den Universitäten bremsen und die Entstehung eines akademischen Proletariats abwenden sollte, trauerten weder Lehrer, Schüler noch Eltern nach. Das Zentralabitur wurde schrittweise auch im ehemals amerikanisch besetzten Norden eingeführt, das Prüfungsverfahren unter Kieffers kompetenter Ägide ausgefeilt. Die Lehrpläne mussten nicht vereinheitlicht werden, da bislang nur Provisorien existierten. Kieffer war der unangefochtene Fachmann auch unter Schenkels Nachfolgern Wilhelm Simpfendörfer und Gerhard Storz.

Als Storz 1958 Paul Harro Piazzolo, einen Referendar Jahrgang 1926, als persönlichen Referenten einstellte, ahnte Kieffer nicht, dass dieser ihm einmal den Rang streitig machen sollte in der turbulenten Ära Hahn, als – aufgeschreckt von Pichts Warnung vor der Bildungskatastrophe – ein Bün-

del von Maßnahmen erarbeitet wurde, um die Zahl der Abiturienten zu steigern. „Student aufs Land“ war ein Beitrag Freiburger Studenten. Im Ministerium arbeitete ein hochrangig besetztes Planungsgremium, dem Ralf Dahrendorf angehörte. Mit den Entwicklungskonzepten, die die gut remunerierte Gruppierung erdacht hat, ließe sich eine eigene Quellenpublikation füllen. Joos definiert den Beginn der ersten Amtszeit Wilhelm Hahns als Ende der Nachkriegszeit. Gerade für diese Jahre zeichnet er ein höchst lebendiges Bild der Abteilung Gymnasien im Spannungsfeld zwischen erfahrenen Beamten und den Innovatoren vom Planungsstab.

Das Buch rangiert zu Recht in der Reihe der Quellenpublikationen. Es ist aus erlebter Nähe geschrieben, gibt wohl formuliert und in großer Offenheit Meinungen, Stimmungen, Strömungen bis hin zu Gemütsbewegungen wieder. Interessant ist, wie Joos über den standespolitischen Komplex der Studienräte spricht, die sich gemessen an der übrigen Akademikerschaft bezüglich Ansehen und Besoldung benachteiligt fühlten. Das Buch ist eine personengeschichtliche Fundgrube. Das Wiederfinden von Belegstellen für Vielgenannte ist jedoch schwierig. Bedauerlicherweise fehlt ein Sachregister. Will man zum Beispiel das Thema „Oberstufenprüfung“ verfolgen, hat man ein Problem. Ein Handicap bei der wissenschaftlichen Benutzung besteht darin, dass Joos Akten benutzt hat, die sich mittlerweile in einem der Staatsarchive befinden oder eventuell vernichtet wurden. Die Bildungspolitik in der französischen Zone tritt authentisch hervor, da aus den Originalquellen erarbeitet, die amerikanische bleibt blasser. Der Nordfranzose elsässischer Abkunft Raymond Schmittlein (Biografie S. 34-44) ist der meistzitierte Mann. Renate Liessem-Breinlinger

Kloster und Stadt am südlichen Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, hg. vom Geschichtsverein Markgräflerland (Das Markgräflerland 2/2011), Schopfheim 2011, 244 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Der zu besprechende Band ist mittlerweile der dritte in einer Reihe, die auf eine gemeinsam von der Stadt Neuenburg und der landesgeschichtlichen Abteilung des Historischen Seminars der Universität Freiburg veranstaltete Tagung zurückgehen. Nachdem im Jahr 2002 das Thema „Burgen, Märkte, kleine Städte. Mittelalterliche Herrschaftsbildung am südlichen Oberrhein“ und im Jahr 2006 „Kriege, Krisen, Katastrophen am Oberrhein vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit“ lautete, wurde die Reihe im Jahr 2010 unter der Überschrift „Kloster und Stadt am südlichen Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit“ fortgesetzt.

Der Band enthält 14 Tagungsbeiträge, die teilweise vielfach schwarz-weiß und farbig bebildert sind, ferner ein Autorenverzeichnis und die im „Markgräflerland“ üblichen Mitteilungen des gleichnamigen Geschichtsvereins, die indes unabhängig vom Tagungsband zu sehen sind.

Der Band beginnt mit einer Einführung ins Tagungsthema von Thomas Zotz, gefolgt von einem grundlegenden Aufsatz zu „Kloster und Stadt am südlichen Oberrhein“ von Sönke Lorenz, der als kleine Einführung in die Geschichte des Mönchtums in unserer Gegend gelten darf.

Das Spannungsfeld „Kloster und Stadt“ wird von verschiedenen Disziplinen ausgeleuchtet. Die Archäologen Armand Baeriswyl und Bertram Jenisch stellen Überlegungen zur Positionierung der Bettelordensklöster in den Städten bzw. zur Lage des Neuenburger Münsters vor. Einen der Schwerpunkte des Bandes bilden die Untersuchungen zu Frauenklöstern in verschiedenen oberrheinischen Städten, wobei Madlen Doerr zu den Freiburger Dominikanern und ihrem Verhältnis zu weiblichen religiösen Gemeinschaften handelt, Sigrid Hirbodian zur Einbindung und Absonderung geistlicher Frauen im mittelalterlichen Straßburg und Sabine Klapp zu Frauenstiften in Städten am Beispiel des Stifts St. Stephan, ebenfalls in Straßburg. Ein weiterer Schwerpunkt besteht in der Thematisierung der Stadt- bzw. Landsässigkeit von Klöstern und ihren Beziehungen zum jeweils anderen Rechtsbereich. Hierzu enthält der Band Aufsätze zu den Neuenburger Johannitern (Klaus Fink), den Isenheimer Antonitern und ihrem Verhältnis zur Stadt Straßburg (Elisabeth Clementz), der Klein-Basler Kartause (Elsanne Gilomen-Schenkel) und den Niederlassungen der Johanniter in Freiburg und Heitersheim und dem Verhältnis von deren Häusern (Thomas Zotz). Wie auch bei den Vorgängertagungen und deren danach ebenfalls im „Markgräflerland“ publizierten Beiträgen gilt auch im vorliegenden Band besondere Aufmerksamkeit der gastgebenden Stadt Neuenburg (Fink/Jenisch). Übergreifend befassen sich Dieter Speck in einem umfassenden Aufsatz mit den

„Jesuiten und der konfessionellen Polarisierung am Oberrhein“ und Tom Scott mit der „Rolle der Freiburger Klöster in der Wirtschaftskrise der Stadt“. Abschließend bilanziert Heinz Krieg, der gemeinsam mit Johannes Waldschütz für die Schriftleitung des Bandes verantwortlich zeichnet, die Tagung und Schlussdiskussion, wobei er einen nützlichen Überblick über die verschiedenen Aufsätze des Bandes liefert und diesen somit erschließt. Ein Register, das angesichts der Themenvielfalt hilfreich gewesen wäre, wird vermisst.

Nach drei gelungenen Neuenburger Tagungen und den hieraus hervorgegangen Tagungsbänden darf man wohl bereits von einer kleinen Tagungs- bzw. Publikationsreihe sprechen. Diese könnte bilanzierend unter die Überschrift „Städte, Herrschaft, Gesellschaft und Kultur“ gestellt werden. Auch der vorliegende Band liefert hierzu wertvolle Mosaiksteine, die das Gesamtbild der oberrheinischen Geschichte weiter komplettieren. Nach den schönen bisherigen Ergebnissen wäre es erfreulich, wenn die Tagungs- und Publikationsreihe fortgesetzt werden könnte. Boris Bigott

Neue Forschungen zur elsässischen Geschichte im Mittelalter, hg. von LAURENCE BUCHHOLZER-REMY u.a. (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 56), Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2012, 211 S., Farb- und S/W-Abb.

Die in diesem Band vorgestellten Arbeiten sind die Ergebnisse einer Tagung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg aus dem Jahr 2009. Teilgenommen haben neben Wissenschaftlern des historischen Seminars auch Forscher der Universitäten Mannheim, Trier, Mühlhausen und Straßburg. Die Aufsätze behandeln Themen aus dem Mittelalter, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Wegen des vorgegebenen Umfangs dieser Rezension kann nur stichpunktartig auf die Berichte eingegangen werden.

Odile Kammerer stellt zu Beginn einen Atlas zur Geschichte des Elsass im Mittelalter vor. Mit Hilfe des Internets erschließt sich interessierten Historikern so die Möglichkeit, aussagekräftige Daten besser zuzuordnen und auszuwerten.

Erik Beck widmet sich der Verwendung römischer architektonischer Relikte links des Rheins für die Religionsausübung im frühen Mittelalter. Während die meisten Überreste vernichtet wurden um „heidnische“ Traditionen zu unterbinden, nutzten die neuen Glaubensführer alte Denkmäler für den christlichen Glauben in oft skurrilster Weise. Erik Beck berichtet von einem römischen Sarkophag, der als Aufbewahrungsort der Gebeine einer christlichen Heiligen diente. Dorthinein legte man Kranke in der Hoffnung auf Genesung.

Tobie Walther nimmt sich des Investiturstreits zwischen Straßburger Bischöfen und der gregorianischen Reformpartei im 11. Jahrhundert an. Es ging dabei auch um den Handel mit geistlichen Ämtern, sowie den damals üblichen Usus, dass Priester Partnerinnen hatten.

Um das „Donationsbuch“ des Frauenwerks im Straßburger Münster geht es Marie-José Nohlen. Anhand von Spendenlisten kann die Sozialstruktur im 13. Jahrhundert besser erforscht werden. Während die sogenannten „Hohen Herren“ nichts gaben, weil der Münsterbau wenig prestigeträchtig war, spendeten die oberen und mittleren Schichten oft größere Geldbeträge. „Kleingeld“ steckten die Ärmern in Opferstöcke. Auch Sachleistungen wie Waffen, Kleider oder gar Pferde wanderten in die Aufbewahrungsstätten des Frauenvereins. Zweck all dieser Gaben war es vor allem, die Fegefeuerzeit für sich und bereits verstorbene Angehörige möglichst zu verkürzen.

Elisabeth Clementz befasst sich mit den sogenannten „Leprosen“ und den „Leprosorien“, also Anstalten, in denen vom Aussatz Befallene versorgt wurden. Die Krankheit erreichte, ursprünglich aus Indien kommend, in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts das Elsass und galt als Strafe Gottes – u.a. wegen des Geschlechtsverkehrs an verbotenen Tagen. Reiche Leprakranke waren in Häusern mit klosterähnlichen Hausordnungen untergebracht. Die Armen hingegen trieben sich meist auf den Straßen herum.

Während Sabine Klapp das Äbtissinnenamt in Frauenstiften anhand der Hohenburger Statuten von 1444 beschreibt, legt Gabriel Zeilinger einen Forschungsbericht über die allmähliche Urbanisierung des Elsasses im Mittelalter vor. Dies war, so der Autor, an eine Veränderung der sozialen, politischen und auch selbstbestimmten Verhältnisse der Einwohner gekoppelt.

Spionage am Oberrhein und im Elsass: Dieses Thema hat sich Bastian Walter vorgenommen. Er beschreibt die verschiedenen Methoden der Nachrichtengewinnung in den Burgunderkriegen (1468-1477). Zwar wurden auch Informationen von Kaufleuten, Wirten und Geistlichen über den Feind verwendet, aber in der Hauptsache lieferten professionelle Kundschafter Nachrichten im Auftrag ihrer Obrigkeit.

„Old Boys Networks“, so bezeichnet Sabine von Heusinger die Herrschaftsverhältnisse im Straßburger Rat während des 14. Jahrhunderts. Trotz heftiger Auseinandersetzungen zwischen „Edlen“, Bürgern und Zünften, die oftmals in grauslichen Gemetzeln endeten, blieb doch die Führungsclique weitgehend unter sich. Erst als die Pest viele von ihnen in der Mitte des 14. Jahrhunderts hinweggerafft hatte, so die Autorin, kamen neue Mitglieder in den Rat. Der Bericht macht auch deutlich, wie in dieser Zeit die Pogrome gegen die Juden in Straßburg verliefen. Dies geschah, obwohl Kaiser Karl IV. den Juden der Stadt einen Schutzbrief erteilt hatte. Zu verlockend war einfach die Möglichkeit, sich durch diese Morde lästiger Schulden zu entledigen. Fanatisierte christliche Sektierer, wie die Armliederbewegungen oder die Geißler taten ein Übriges, die Situation noch anzuhetzen.

Laurence Buchholzer-Remy und Olivier Richard schließlich befassen sich mit städtischen Eidbüchern im Spätmittelalter. Mit der Abschaffung der Gottesurteile und der Einführung von Eidesleistungen fand eine bedeutsame Wende zur säkularen Gesellschaft statt. Nicht nur Ratsmitglieder schworen einen Eid, sondern auch Handwerksfrauen, Hebammen, Schulmeisterinnen und sogar Hurenwirtinnen.

Insgesamt gesehen bietet das Buch einen interessanten Einblick in die mittelalterliche Welt, fernab von großen Schlachten und Genealogien. Detlef Vogel

Nicht nur Sieg und Niederlage. Sport im deutschen Südwesten im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von MARTIN FURTWÄNGLER, CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL und MARTIN EHLERS (Oberrheinische Studien 28), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2011, 258 S., zahlr. Abb.

Der Tagungsband widmet sich mit dem Sport im deutschen Südwesten einem Themenkomplex, der in der historischen Forschung noch immer vernachlässigt wird. In letzter Zeit finden sich Ansätze für ein zunehmendes Interesse, besonders das Institut für Sportgeschichte in Maulbronn, welches bei der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein kooperierte, verdient sich hierbei eine Vorreiterrolle.

Im reich bebilderten und aufwändig gearbeiteten Buch geht es dabei nicht, wie bereits der Titel andeutet, um die Erfolge südwestdeutscher Sportler, sondern um die Entwicklungslinien und Strukturen des Sports in der Region. Die Herausgeber wollten mit dem Band weitere Forschungen zum „Phänomen Sport“ anregen. Das erscheint durchaus gelungen, denn es werden die unterschiedlichsten Dimensionen in einer enormen Breite behandelt.

Der Raumbegriff des Südwestens wurde dabei weit gefasst und reicht vom Saarland bis Württemberg und Südbaden. Das Spektrum reicht thematisch vom Sportstättenbau (Karin Stober, Jürgen Lotterer), dem Beginn des Wintersports im Schwarzwald (Rüdiger Hitz), Pferderennsport (Martin Furtwängler), Motorsport (Martin Walter) und Fußball (Ernst Otto Bräunche) bis zur Geißel des modernen Sports, dem Doping (Michael Krüger und Marcel Reinold); zeitlich von der Turnerbewegung im 19. Jahrhundert über die Entwicklung des modernen, aus England stammenden Sports bis zu dessen aktueller Dopingproblematik.

In diesem Zeitraum durchdrang die Sportbewegung die unterschiedlichen Bevölkerungsschichten – beginnend beim Adel – und veränderte dabei die Gesellschaft; Sport wurde zum Massenphänomen. Dabei sind als Höhepunkte die Verbreitung des Fußballs und der Arbeitersport zu nennen. In der Zeit der Urbanisierung wurde das Bild der Stadt u.a. durch neu geschaffene Sportstätten und die dafür benötigte Infrastruktur nachhaltig verändert; aber auch die Natur – im Falle des Skisports – blieb nicht unberührt.

Der Sport wurde in seiner Geschichte immer instrumentalisiert, ob für politische, kriegerische, nationalistische oder konsumistische Zwecke. Auch wenn heutzutage besonders von Sportlern immer wieder das Bild des unpolitischen Sports bemüht wird, fällt hier die enge Vernetzung beider

Systeme auf. In Baden schlossen sich die Turner 1848/49 rasch der nationalen Bewegung an, wie es Lothar Wieser darlegt. Während der beiden Weltkriege, welche sich als Gipfelpunkte der nationalen sowie der nationalistischen Bewegungen begreifen lassen, wurde Sport zum Wehrsport, zur „Erüchtigung zum Krieg“, umfunktioniert. Das macht Konrad Krimm mit der biografischen Darstellung über den Skipionier Wilhelm Paulcke deutlich. In der Weimarer Republik verkam der Arbeitersport zum Agitationsmittel der sozialistischen und kommunistischen Parteien (Klaus J. Becker). Unter den Nationalsozialisten wurde der Sport zur Darstellung der „völkischen Überlegenheit“ benutzt. Bekanntestes Beispiel für das Unrecht an der jüdischen Bevölkerung im sportlichen Bereich ist der Fall Gretel Bergmann. Trotz aller Hindernisse, die ihr von den Nationalsozialisten in den Weg gelegt wurden, hatte sie sich für die Olympischen Spiele 1936 qualifiziert, wurde jedoch kurz vor deren Beginn aus der Mannschaft geworfen (Lorenz Pfeiffer, Martin Walter). Während der französischen Besatzungszeit ab 1945 sollte Sport zur Demokratisierung und Umerziehung der Deutschen dienen, weil er eine hohe Anziehungskraft für breite Bevölkerungsschichten besaß (Hans Ammerich).

Der Sammelband ist ein gelungener Einstieg für all diejenigen, welche sich näher mit einem der wichtigsten gesellschaftlichen Phänomene im Südwesten Deutschlands beschäftigen möchten. Er gibt darüber hinaus den Einblick in alltags- und sozialgeschichtliche Strukturen. Dargleff Jahnke

HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Klöster, Stifter, Dynastien. Studien zur Sozialgeschichte des Adels im Hochmittelalter, hg. zum 80. Geburtstag von Hansmartin Schwarzmaier im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg von KONRAD KRIMM und PETER RÜCKERT (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 190), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2012, 544 S., Farb- und S/W-Abb.

Anlässlich des 80. Geburtstags des Mediävisten, Landeshistorikers und Archivars Hansmartin Schwarzmaier gaben der Vorsitzende der „Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein“ Konrad Krimm und der Referatsleiter im Landesarchiv Baden-Württemberg Peter Rückert ein Buch zu Ehren des seit 1972 der „Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg“ aufs Engste verbundenen Jubilars heraus. Die in diesem Band gesammelten 22 Aufsätze spiegeln nicht nur die Ausrichtung eines Forscherlebens wider, sondern sind quasi Mosaiksteine der politischen Beziehungen zwischen dem Oberrhein und Reichsitalien im Hochmittelalter.

Das weite Themenspektrum einer mehr als vier Jahrzehnte langen wissenschaftlichen Tätigkeit wird in drei Teile gegliedert: Klöster und ihre Stifter; Dynastien: Staufer, Welfen, Zähringer und ihre Erben; Wege des Adels nach Italien. Was die drei Hauptkapitel verbindet, ist nicht nur die geografische Begrenzung des historischen Geschehens, sondern auch die typische Methodologie, die Schwarzmaier im Laufe seines Forscherlebens angewendet hat und im Vorwort von den Herausgebern so beschrieben wird: „Die einzelne Quelle wird sorgfältig vorgestellt und Schicht um Schicht geöffnet; nie bleibt der Blick auf ihr ruhen, es geht nie um den ‚Fund‘, sondern immer um das Verstehen des Ganzen“ (S. IX). Nicht zufällig eröffnet deshalb ein Aufsatz über die Forschungsmethoden des Jubilars den Band (S. 1-23): der ursprünglich am 28. November 1990 in Heidelberg als Antrittsvorlesung vorgetragene Beitrag, untersucht die allgemeinen Merkmale von Urkunden im Bereich des westlichen Europa im Hochmittelalter und die Zufälle ihrer Überlieferung und Aufbewahrung.

Die Aufsätze zu Klöster und ihre Stifter (S. 27-184) analysieren die Besiedlungsstrategien am Beispiel der Oberrheinregion anhand der Klöster Allerheiligen, Gottesau, Odenheim, Ottobeuren, Selz und Lorsch. Der zweite Abschnitt zu den Dynastien der Staufer, Welfen und Zähringer (S. 187-385) thematisiert die hochmittelalterliche Territorialpolitik im Südwesten des Reiches am Beispiel der Adelsgeschlechter der Staufer und ihres bekanntesten Vertreters, Kaiser Friedrichs I. „Barbarossa“ (ca. 1125-1190), der Welfen, namentlich der Uta, *ducissa de Scowenburg* und Gemahlin Welfs VI. (ca. 1120-ca. 1197), die entscheidend zur Gründung des Prämonstratenserklosters Allerheiligen im Schwarzwald beitrug, und der Zähringer, letztere durch den späteren päpstlichen Legaten in Frankreich und Deutschland (1220-ca. 1225), Konrad von Urach († 1227), repräsentiert.

Der dritte Teil der Aufsatzsammlung (S. 389-519) geht auf die gewählten Reiserouten des südwestdeutschen Adels ein, die diese wählen, um den nordöstlichen Teil der italienischen Halbinsel unter ihren Einfluss zu bringen. Bezeichnend dafür ist der Fall Bertolds IV. von Zähringen (ca. 1125-1186), der beim zweiten Italienzug Barbarossas (1158) die fränkischen und schwäbischen Truppen über den Großen St. Bernhard geführt hatte. Das von Schwarzmaier wiederbelebte westeuropäische Hochmittelalter findet seinen Niederschlag in dem Register (S. 521-541), das auf 20 Seiten insgesamt 1.512 Personen-, Orts- und Ländernamen aufführt und sowohl den Mediävisten als auch den Laienlesern als eine unerschöpfliche Fundgrube historischer Persönlichkeiten, bekannter und weniger bekannter Mönchsansiedlungen oder kleiner Gemeinden dienen kann.

Sicherlich hätte eine Erweiterung des Abkürzungsverzeichnisses (S. 543-544) um die in den Aufsätzen mehrmals verwendeten Abkürzungen der verschiedenen adeligen und kirchlichen Titel einem breiteren Leserkreis gedient, der sich von dem stets klaren und flüssigen Stil der Abhandlungen Schwarzmaiers angesprochen fühlen darf. Nach der Lektüre eines derart guten und lebendig geschriebenen Buches kann man dem im Geleitwort vom Vorsitzenden der „Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg“, Prof. Dr. Schindling, geäußerten Wunsch, dass dem 80-jährigen Jubilar „die Freude an eigener wissenschaftlicher Forschung, Schaffenskraft und Gesundheit noch lange beschieden sein möge“ (S. VII), nur beipflichten. Marco Leonardi

Stadtgedächtnis – Stadtgewissen – Stadtgeschichte! Angebote, Aufgaben und Leistungen der Stadtarchive in Baden-Württemberg, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Archive im Städtetag Baden-Württemberg, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2013, 191 S., zahlr. Farb-Abb.

„Das Stadtarchiv ist multifunktional sowohl Querschnittsdienststelle der Stadtverwaltung wie Serviceeinrichtung für Bürgerschaft und Forschung, es ist methodisches ‚Institut für Stadtgeschichte‘ sowie Bildungseinrichtung – im besten Sinne ein ‚Haus der Stadtgeschichte‘ (Einführung, S. 11). Damit ist ein sehr weites Feld abgesteckt, das die sechs Autorinnen und 25 Autoren denen nahebringen, die sich für die Bestände der Archive, die dort geleistete Arbeit und für Hilfen interessieren, die sie in ihnen finden können.

Kommunale Archive bergen vor allem wertvolles Schriftgut des jeweiligen Ortes. Oft gehören dazu kostbare, Jahrhunderte alte Urkunden; Pläne können wahre Leckerbissen für Technikhistoriker sein, Plakate und Flugblätter die Augen derer leuchten lassen, die politischen Streit veranschaulichen wollen. Weitere Quellen müssen nicht aus der kommunalen Verwaltungstätigkeit stammen: Fotos, Filme und Tondokumente; Unterlagen von Firmen, Parteien, Schulen und Verbänden; Zeitungen und Zeitschriften; private Nachlässe und vieles andere. Nicht zuletzt gehört zum Archiv eine eigene Bibliothek.

All das soll behütet und bei Bedarf vom Personal bereitgestellt werden; es kann eine (!) Planstelle umfassen, selten mehr als 15; ist eine große Ausstellung zu organisieren, kommen in der Regel weitere Projektkräfte dazu. Dem Stadtarchiv Freiburg gehörten im Mai 2013 neun Mitarbeiter an.

Zwei der aussagekräftigen, bestens reproduzierten Abbildungen konkretisieren das Archiv als „Stadtgewissen“, wie es im Titel heißt: Der Ausweis für Grigirij Jachtschuk, „Zivilarbeiter(in) aus Sowjetrußland“ (mit zwei Fingerabdrücken und Foto); und ein Eintrag aus einem Sterberegister: Akulina Semenowa, Ostarbeiterin, „bei einem feindlichen Luftangriff gefallen [...]. Todesursache: ‚Wurde am 22.2.1945 beim Terrorangriff auf Reutlingen tödlich verletzt‘.“

Zu den Spannungen im Berufsleben des Archivars gehört, dass er ständig zu entscheiden hat, was aufbewahrt werden muss und/oder verfilmt werden sollte, zu den erst teilweise gelösten Aufgaben, wie mit digitalisierten Dokumenten umzugehen ist. Eine wachsende Belastung bedeutet die Öffentlichkeitsarbeit: Beratung, auch von Lehrern und Schülern; Konzeption und Herausgabe einer Stadtgeschichte; Entwerfen von Stadtpunktetafeln; Leitung des örtlichen Geschichtsvereins; Pflege der Verbindungen zum Förderverein ...

Da und dort angedeuteter Kummer ist verständlich: Kommunalpolitiker erliegen nicht selten der Versuchung, einem effizient und lautlos arbeitenden Archiv weitere Aufträge aufzuhalsen: Mit einer öffentlichkeitswirksamen Aktion möchte diese Frau sich für die nächste Wahl profilieren, jener Mann sich noch vor Ende seines aktiven Dienstes ein Denkmal setzen.

Wer in einem Archiv zu arbeiten oder über Finanzmittel und Planstellen der Stadt zu entscheiden hat, wird die vielschichtigen, verständlich geschriebenen Beiträge des sorgfältig lektorierten Bandes mit Gewinn zur Kenntnis nehmen. Norbert Ohler

BERND WUNDER: Kleine Geschichte der Kriege und Festungen am Oberrhein 1630-1945 (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt), G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2013, 232 S., Abb.

Der Oberrheingraben als klassisches Durchzugsland von den Niederlanden über die Schweiz bis nach Italien und Spanien schon in römischer Zeit durch die Anlage von Handelsstraßen erschlossen, forderte geradezu kriegerische Aktionen heraus. Ob nun die Schlacht im Gallischen Krieg zwischen Caesar und dem Suevenfürsten Ariovist im Jahre 58 v. Chr. tatsächlich auf dem nächst Sennheim gelegenen Ochsenfelde stattgefunden hat, sei dahingestellt; die in späterer Zeit durch die vagabundierenden Söldnerhaufen der Armagnaken im Gefolge der Auseinandersetzungen zwischen Frankreich (Orléans), Österreich (Habsburg) und Burgund im 15. Jahrhundert oder marodierenden Engländer während des Hundertjährigen Krieges am Oberrhein entzündete Brandfackel sollte auch die folgenden Jahrhunderte nur selten erlöschen. Die folgenschwerste Kriegsfurie raste über diesen Landstrich jedoch im Dreißigjährigen Krieg, als der französische ‚allerchristlichste König‘, die Lage des Reiches ausnutzend, in einer Koalition mit den ketzerischen protestantischen Schweden zur Landnahme in Teilen des Elsass und der anschließenden Sicherung der noch ungefestigten neuen Grenze des Frankenreiches schritt. Dieses Bestreben nach einer *securitas perpetua* sollte Frankreichs politisches Hauptziel in den kommenden drei Jahrhunderten bleiben und entscheidende Bedeutung für das ostnachbarschaftliche Verhältnis erlangen. Die immer wiederkehrenden Unternehmungen und Versuche, ein Glacis jenseits des Rheines zu schaffen und freizuhalten – erinnert sei an die heute in der Kurpfalz im Gedächtnis noch präsenten ‚welschen‘ Kriegsgreuel der verbrannten Erde zu Ende des 17. Jahrhunderts – blieben freilich ohne länger anhaltenden politischen Erfolg. Um dieses Ziel dennoch zu erreichen, setzte Louis XIV. auf seinen Festungsbaumeister und Meister der Belagerungskunst Sébastien le Prestre de Vauban, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entlang der neuen Grenzen von Dünkirchen bis Belfort eine Perlenkette von Festungen errichtete bzw. erweiterte und modernisierte, deren apotropäische Wirkung einen potentiellen Angreifer von seinem Vorhaben abzuhalten in der Lage war. Letztlich hatte damit Frankreich die Grundlagen für sein Ziel, die Rheingrenze dauerhaft zu etablieren, erreicht. Die daraus auf deutscher Seite erwachsene „Erbfeindschaft“ freilich sollte das Verhältnis beider Staaten auf lange Dauer vergiften.

Die verlagsseitig schon lange angekündigte Kriegs- und Festungsgeschichte des Oberrheins des Konstanzer Emeritus für Neuere Geschichte Bernd Wunder beleuchtet ein nach Zeit und Raum begrenztes Thema der Kriegsgeschichte im Südwesten des Reiches. Sie setzt mit dem für die deutschen Länder verheerenden und schicksalhaften Dreißigjährigen Krieg, genauer mit dem Jahr 1635 als dem Kriegseintritt Frankreichs, ein und endet mit dem noch verheerenderen Weltkrieg 1945. Der Verfasser hat sich mit diesem *opus* ein großes Ziel gesteckt, „die Bereiche Krieg, Politik und Geographie miteinander zu verbinden“ (S. 8). Da bei dieser Sicht der Formationsgeschichte, Waffentechnik und der „Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Militärs für die Analyse des historischen Prozesses nur sekundäre Bedeutung“ (S. 8) zukommt, wie Wunder annimmt, werden diese Bereiche weitgehend ausgeklammert. Er entwickelt so eine vornehmlich politische Darstellung der militärischen Auseinandersetzungen in Südwestdeutschland, wobei der geografische Terminus „Oberrhein“ als das Gebiet zwischen den Bergketten der Vogesen, des Pfälzer Berglandes und des Saar-Nahe-Berglandes auf der einen und des Schwarzwaldes, Kraichgauses sowie Odenwaldes auf der anderen Seite entsprechend den militärisch möglichen Aktionsradien nach Osten (Württemberg, Bayern) wie Westen (Lothringen) sehr weit gefasst ist. Der hier dargestellte Zeitraum vom Dreißigjährigen Krieg bis zur neuesten Zeit beschreibt dabei nur eine Facette dieser schon in den davor liegenden Jahrhunderten zu kriegerischen Zwecken missbrauchten und geschundenen Region.

Wie ein roter Faden durchzieht diese Darstellung das Bestreben Frankreichs, seine Nordostgrenze auch unter massiven Verletzungen humanitärer Gesichtspunkte im Krieg zu sichern. War zwar die angestrebte Rheingrenze bereits durch den Vertrag von Rijswijk 1697 erreicht, so sollte es noch zweieinhalb Jahrhunderte dauern, bis dieser *cordon sanitaire* nach weiteren vernichtenden Kriegen

Bestand haben sollte und eine Verständigung beider Nationen erreicht werden konnte. Vor diesem langfristigen Ziel mögen die von Wunder angeführten anfänglichen Beweggründe Frankreichs, den Rivalen Habsburg aus den vorderösterreichischen Besitzungen zu verdrängen, marginal erscheinen. Diese Epoche schildert der Verfasser in acht Kapiteln mit den Schwerpunkten Heerwesen und Kriegführung sowie Festungsbau und Festungskrieg. Entsprechend dem Verlagsformat einer ‚Kleinen Geschichte‘ in der Reihe ‚Regionalgeschichte – fundiert und kompakt‘ fällt dieses ‚chronologische Nachschlagewerk‘ (S. 8) eher holzschnittartig aus, vornehmlich die vom Text abgetrennten Überblicke zu fachspezifischen Termini und Personen bieten wenig Weiterführendes bzw. wiederholen nur das bereits im Text Gesagte. Die über weite Strecken trockene Schilderung des ewig Gleichen („rückten vor“, „zogen sich zurück“ etc.) ist geeignet, den Leser zusehends zu ermüden und ennuyieren und bleibt weit hinter den heutigen Möglichkeiten moderner Militärgeschichte zurück. Das Festungswesen samt den Methoden des Festungskrieges wird nur oberflächlich gestreift, die beigegebenen Abbildungen sind wenig hilfreich ohne interpretatorische Handreichung, Lagekarten zur Verdeutlichung des Beschriebenen fehlen völlig. Literaturhinweise, eine Zeittafel und eine Auflistung der im Bereiche des Oberrheingrabens befindlichen Festungen nach chronologischen, nicht poliorketischen Gesichtspunkten beenden den Band. Für falsche Begrifflichkeiten wie e.g. „deutsche Kapitulation“ statt Kapitulation der deutschen Wehrmacht, operativ-taktische Fehlinterpretationen der Kämpfe um den Hartmannsweiler- und Lingekopf im Jahre 1915 oder Euphemismen, wonach sich die französische Sprache im Elsass nach 1945 ‚durchsetzte‘ und die Zerstörung der Pfalz aus deren ‚Unglück‘ resultiere, Glacis der Festung Philippsburg gewesen zu sein, hat der Autor in seinem Vorwort salvatorisch eingefügt, dass eine „abschließende Überprüfung der Daten und sonstigen Angaben“ (S. 8) aufgrund des Schließens der Konstanzer Universitätsbibliothek im Herbst 2010 wegen Asbestverseuchung nicht mehr möglich gewesen sei! Dass der Verfasser zudem glaubte, auf ein Orts- wie Personenregister verzichten zu können, konnte den Rezensenten nicht milder stimmen.

Karlheinz Deisenroth

### *Orts- und personengeschichtliche Literatur*

YVONNE FALLER/HEIKE MITTMANN/STEPHANIE ZUMBRINK: Freiburger Münster. Die Münsterbauhütte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Schriftenreihe Münsterbauverein 2), Rombach Verlag, Freiburg 2012, 112 S., 102 Abb.

Mit einem Band über die Skulpturen der Turmvorhalle hat der Freiburger Münsterbauverein in Zusammenarbeit mit dem Rombach Verlag eine neue Schriftenreihe begonnen, die inzwischen nach dem Erscheinen eines weiteren Bandes, der sich mit den Schlusssteinen des Münsters beschäftigt, bereits drei Bände umfasst. Weitere sind in Planung. Mit dieser Reihe und der 2013 schon im 20. Jahr erscheinenden Zeitschrift „Das Münsterblatt“ erfüllt der Verein eine seiner in der Satzung verankerten Aufgaben: die Unterstützung und Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Dokumentation und Publikation zum Freiburger Münster. Darüber hinaus knüpft er an die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sehr reichhaltige wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Münster an, die sich vor allem in der bald nach dem Ersten Weltkrieg eingestellten alten Zeitschrift des Vereins „Freiburger Münsterblätter“ niedergeschlagen hat. In den letzten Jahren sind mehrere wichtige Untersuchungen zur Architektur- und Baugeschichte des Münsters erschienen, etwa die Arbeit von Thomas Flum zum spätgotischen Chor Neubau des Münsters (2001) oder zuletzt die Untersuchung zu den Turmrissen des Münsters im Rahmen der von Johann Josef Böker und seinem Karlsruher Forschungsteam vorgelegten Bestandskataloge der mittelalterlichen Architekturzeichnungen zu deutschen Kirchenbauten. Einige der Ergebnisse sind – teils in Beiträgen der jeweiligen Autoren – in den 2011 erschienenen Band „Das Freiburger Münster“ eingeflossen. Er stellte fast zwei Jahrhunderte nach der Darstellung des Münsters und seiner Geschichte durch Heinrich Schreiber eine neue Gesamtdarstellung des Münsters als Querschnitt durch den aktuellen Forschungsstand dar.

Im Gegensatz zur Geschichte des Bauwerks selbst hatte die Geschichte der Bauhütte – also jener Menschen, die das Bauwerk geplant und ausgeführt haben – noch keine eigene Publikation erfahren. Zwar wurden das Thema und seine Einzelaspekte – Organisation, Finanzierung, Meister – natürlich im Zusammenhang mit der Planungs- und Baugeschichte immer wieder beleuchtet oder in Beiträgen zu Festschriften (etwa Hans Schadek in „100 Jahre Freiburger Münsterbauverein“ 1990), in der dreibändigen Stadtgeschichte (1992-96) oder in der genannten Gesamtdarstellung von 2011 besprochen, eine separate Darstellung fehlte bisher jedoch.

Diese Lücke füllt der im Umfang bescheidene aber umso inhaltsreichere Band der neuen Reihe auf hervorragende Weise. Drei ausgewiesene Kennerinnen der Materie und „Insider“ des heutigen Betriebs, die für den Münsterbauverein tätigen Kunsthistorikerinnen Heike Mittmann und Stephanie Zumbrink sowie Münsterbaumeisterin Yvonne Faller haben eine lebendige und vielschichtige Arbeit abgeliefert, die nichts zu wünschen übrig lässt. Ein historischer Überblick zur Baugeschichte bildet die Grundlage, es folgt eine Darstellung der Quellen, bei denen den erhaltenen Rissen zum Münsterturm erfreulich breiter Raum gelassen wird. Hier findet sich nicht nur deren Beschreibung und Einordnung, sondern auch eine kurze Darstellung der noch laufenden Diskussion in der Forschung zu Fragen der Datierung und möglichen Autorschaft Erwins von Steinbach.

Die weiteren Kapitel des Bandes widmen sich der Verwaltung der Bauhütte, der Finanzierung des Münsters, den Arbeitskräften – Baumeister, Steinmetzen und anderen Gewerken –, den Steinmetzzeichen und ihrer Bedeutung, den Hüttengebäuden, den Steinbrüchen. Der Beschreibung des mittelalterlichen Baubetriebs folgt die Darstellung der heutigen Arbeit der Münsterbauhütte. Hier wie überhaupt bleiben die Fortführung des Betriebs in die Gegenwart, die Unterschiede wie die Gemeinsamkeiten stets im Blick der Autorinnen. Die große Zahl und gute Auswahl der Bilder trägt wesentlich zum positiven Gesamteindruck bei. Die stets gut lesbaren Artikel sind durch eine angemessene Zahl von Anmerkungen erschlossen, die dem über die gebotene Information hinaus Interessierten die weiterführende Beschäftigung erleichtern, ebenso wie ein ausführliches Literaturverzeichnis. Das Buch „Die Münsterbauhütte“ war nicht zuletzt eine hervorragende Grundlage für die Arbeit an der großen Ausstellung „Baustelle Gotik. Das Freiburger Münster“, die vom Augustiner-museum Freiburg gemeinsam mit dem Münsterbauverein erarbeitet und Ende November eröffnet wurde, kurz vor dem 500-jährigen Jubiläum der Weihe von Hochchor und Hochaltar am 4. und 5. Dezember 1513.

Peter Kalchthaler

WERNER HEILAND-JUSTI: Das Graduale des Klosters Wonnental bei Kenzingen, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2012, 71 S., zahlr. Farb-Abb.

Gern vertieft man sich in die hervorragend reproduzierten Miniaturen des liturgischen Buches, das Chorgesänge für den ersten Teil der Messe enthält. Der Autor erläutert die dem Kirchenjahr folgende Gliederung, die Abbildungen, die Symbolik von Farben sowie leicht übersehene Einzelheiten, etwa die Warnung des auferstandenen Jesus an Maria Magdalena: Rühre mich nicht an! (S. 17). Dank der Transkription lateinischer Textteile kann der Leser sich in die Schrift einlesen. Auch wichtige Fragen müssen mangels eindeutiger Quellen unbeantwortet bleiben; so wurde das Graduale wohl um 1340-1360 geschaffen, wahrscheinlich in Wonnental.

Im Mittelpunkt des Buches steht eine Auswahl aus den 230 großen, reich verzierten Initialen; sie zeigen liebevoll gemalte Personen und Szenen aus der Heils- und Kirchengeschichte; manche dieser Anfangsbuchstaben wurden nachträglich eingeklebt. Mit einem Gespür für charakteristische Einzelheiten geht der Autor auch auf das ein, was auf den Blatträndern zu entdecken ist: Rankenwerk, Insekten, Fische, Vögel, jagdbares Wild (meist eindeutig männliche Tiere), Drachen, Mischwesen und Fabeltiere, nicht zuletzt Frauen und Männer (kniend) sowie Wappen (erschlossen als Quellen für die Geschichte des Breisgaus und benachbarter Regionen). Die Darstellung gewinnt an Tiefenschärfe durch Abbildungen aus dem ebenfalls berühmten Graduale aus Katharinenthal in der Schweiz und weitere Ergänzungen.

Die musikgeschichtliche Seite bleibt unberücksichtigt; dabei waren die Noten im vierlinigen System für Sängerinnen und Sänger nun einmal (fast) so wichtig wie die Texte. Nicht weiter schwer wiegen Verwechslungen (rechts und links, S. 14/15; Vigil und Fest) sowie die Schreibung

des Familiennamens Eco mit ‚cc‘. Textproben sind fehlerhaft transkribiert: *Puer natus est nobis* (nicht: *pro nobis*); *Suscepimus ... tuam* (nicht: *Susceptimus ... uam*) usf. Das Fronleichnamsfest ist dem „Sonntag nach Pfingsten“ zugewiesen (S. 21; richtig in Legende zu Abb. 8: „am Donnerstag nach Trinitatis“). Die Bildlegende zur Initiale mit dem Tod Mariens bleibt unklar, falsch ist der Text „Agathe auf dem Sterbebett“ (S. 33). Statt „Mariae Empfängnis, 24. März“ (S. 33) ist wohl Mariae Verkündigung gemeint, am 25. März. Wie ist zu verstehen „Der balzende Storch könnte zur ‚Heimsuchung‘ (Abb. 19) passen“ (S. 48; ähnlich S. 33)? Fragwürdig sind Aussagen zu Benedikt von Nursia sowie zur Wirtschaftstätigkeit der Zisterzienser.

Der künstlerische Reichtum des Graduale verdient es, weit bekannt gemacht zu werden. Den Lesern wäre gedient, wenn der angesehene Verlag den Textteil des Buches für eine etwaige Neuauflage gründlich überarbeiten ließe. Norbert Ohler

RENATE HEYBERGER: Aufgewachsen in Freiburg in den 40er und 50er Jahren, Wartberg Verlag, Gudensberg-Gleichen 2012, 63 S., zahlr. S/W-Abb.

Die 1954 geborene Autorin hat mit Kennerschaft gut reproduzierte historische Fotos ausgewählt; sie hat sie ergänzt um Texte, denen Interviews mit Zeitzeugen zu Grunde liegen, ferner um Chronikleisten sowie ‚Kästen‘ zu Themen wie Verfolgung und Deportation, Schwarzmarkt oder Toast Hawaii.

Die betrachteten Jahrzehnte werden beherrscht von dem Terrorangriff, der am 27. November 1944 an die 2.800 Leben gefordert hat (ein eigener ‚Kasten‘ ist der ‚Operation Tigerfish‘ gewidmet, so der Codename der Royal Air Force). Die Katastrophe hat schlagartig die Wohnungsnot verschärft und den im letzten Kriegsjahr zunehmend spürbaren Mangel an Nahrung, Kleidung, Heizmaterial und Hausrat verstärkt, unter dem die Menschen nach dem Krieg noch mehr zu leiden hatten. Fotos und Texte erinnern an das ‚Hamstern‘ und an großzügige Hilfen aus dem Ausland (Stichworte: CARE-Pakete, Quäker, Schweizer Spende). Im Rückblick werden härteste Gegensätze deutlich: Wenige Kilometer von der zerstörten Stadt entfernt lockte eine (fast) heile Welt in Günstal.

Der Band verdeutlicht auch ‚Elemente langer Dauer‘: Feste und Geschenke, Straßenbahnen, Studierende, Werbung. Wie selbstverständlich wurde damals noch körperlich gezüchtigt, worunter vor allem Jungen zu leiden hatten. Unübersehbar ist seit den 1950er-Jahren die Zuversicht, mit der die Freiburger an den Aufbau gingen. Bald konnten sie sich wieder modische Kleidung und eine eigene Wohnung leisten, Familienurlaub und sogar individuelle Auslandsreisen – dank der Motorisierung breiterer Kreise der Bevölkerung.

Für eine etwaige zweite Auflage sei angemerkt, dass der Regierungspräsident Anton Dichtel hieß (statt: Dichte); dass die Mensa im Kollegiengebäude I untergebracht war (nicht: KG II); dass eine Pfarrkirche Herz Jesu heißt (nicht: St. Jesu); dass die Universitätskirche 1954 wohl noch in Ruinen lag. Mehr Aufmerksamkeit hätten die Besatzungsstreitkräfte deshalb verdient, weil das Verhältnis zwischen Franzosen und Freiburgern sich schon bald entspannte.

Der ansprechend gestaltete Band weckt Erinnerungen und kann Gespräche in Gang setzen zwischen den in der Kriegs- und Nachkriegszeit Aufgewachsenen auf der einen, den Kindern und Enkeln auf der anderen Seite – etwa über Kinderspiele, die langen Zöpfe der Mädchen, die Lederhosen der Jungen, vor allem aber darüber, wie es möglich war, dass auch so viele Freiburger zwölf Jahre lang der verbrecherischen nationalsozialistischen Führung gefolgt sind. Norbert Ohler

Von Hirtenbuben und Waldarbeitern in Yach, hg. von der Ortschaftsverwaltung Yach und dem Heimat- und Landschaftspflegeverein Yach, Redaktion: HEIKO HAUMANN (Lebendige Geschichte in Yach 2), Verlag Regionalkultur, 2., erweiterte Auflage, Ubstadt-Weiher u.a. 2012, 96 S., zahlr. S/W-Abb.

Literatur, die sich jenseits der offenbar unverrückbaren, vom „Schwarzwaldmädel“ und der Filmindustrie der 1950er-Jahre geprägten Klischeebilder mit der Geschichte und Sozialgeschichte des Schwarzwaldes auseinandersetzt, ist nicht eben reich gesät. Das Heft „Von Hirtenbuben und Wald-

arbeitern in Yach“ gehört dazu. Es dokumentiert zwei Ausstellungen, die der Heimat- und Landschaftspflegeverein des Ortes im oberen Elztal unter sachkundiger Beteiligung von Prof. Dr. Heiko Haumann in den Jahren 1998 und 1999 veranstaltet hat, ergänzt um einen Anhang mit alten Bildern aus dem Dorf und von der Landwirtschaft, die zur 700-Jahrfeier 1993 gezeigt wurden.

Der erste Teil befasst sich mit dem Schicksal von Hütekindern, einem Thema, das zurzeit vor allem in der Schweiz hohe Wogen schlägt. Ohne zu beschönigen, aber auch ohne anzuklagen, werden der Alltag, die Lebensbedingungen und spärlichen Vergnügungen der Jugendlichen nachgezeichnet, die bis in die 1940er-Jahre hinein im Alter von etwa neun bis 14 Jahren von ihren Vätern oder sogar der Gemeinde gegen Kost und Logis auf größere Bauernhöfe zum Viehhüten und für vielerlei andere Arbeiten verdingt wurden. Das weitere Leben führte häufig in eine Stellung als Magd oder Knecht, Tagelöhner oder Arbeiter; ein außergewöhnlicher Aufstieg gelang dem Yacher Hütebub Michael Ketterer, der die gleichnamige Brauerei in Hornberg begründete. Damit wird ein Stück Sozialgeschichte beleuchtet, das noch gar nicht so lange vergangen ist.

Das gilt auch für den zweiten Teil über die Waldarbeiter. Der Waldwirtschaft kam in der Gemeinde von jeher große Bedeutung zu, zunächst zum Nutzen der Herrschaft, dann als Rücklage und Sparkasse der grundbesitzenden Bauern, heute zumeist als gleichwertiges Standbein neben der Landwirtschaft. Bis zu ihrer Mechanisierung vor etwa 50 Jahren und dem übrigens erst in neuester Zeit erfolgten Ausbau des Wegenetzes bedeutete Waldarbeit in den Höhenlagen härteste und schlecht bezahlte Arbeit. Grundlagen für die Broschüre sind Zeitzeugengespräche und Aufzeichnungen, dazu eine Vielzahl von Fotos, die überwiegend aus Privatbesitz stammen und daher kaum bekannt sind. Dass sie hier dokumentiert sind, ist dem Verein hoch anzurechnen; den manchmal etwas holprigen Stil, der nahe an der mündlichen Erzählung ist, nimmt man dafür gerne in Kauf. Das nun in zweiter Auflage erschienene Heft, das sich als Baustein zu dem mittlerweile realisierten „lebendigen Dorfmuseum“ in Yach versteht, lenkt den Blick auf die oftmals harten Lebensrealitäten „in der Yach“ und im Schwarzwald überhaupt. Clemens Joos

Lebensspuren. Kleindenkmale im Landkreis Lörrach, hg. vom Kreisarchiv Lörrach, Redaktion: YVONNE SACHS, JOHANNES STEFFAN und OLIVER UTHE (Schriftenreihe des Landkreises Lörrach 2), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2011, 128 S., zahlr. Farb-Abb.

Seine Lage im Rheinknie beschert dem Landkreis Lörrach zwei „nasse“ Außengrenzen zu Frankreich und der Schweiz. Bei Basel, wo die Schweiz mit Kleinbasel, Riehen und Bettingen auf das rechte Rheinufer ragt, markieren prächtige alte Grenzsteine eine bewegte Trennlinie mit schlauchförmigem Ende. Wenn hier neue Steine gesetzt werden, was an einer EU-Außengrenze vorkommen kann, geschieht das feierlich nach alter Tradition vor den Augen einer Zeugenschar. Ein solches Ereignis ist festgehalten in einer Publikation des (erst seit 2008 hauptamtlich besetzten) Kreisarchivs Lörrach. Unter dem Titel „Lebensspuren“ legen Kreisarchivar Oliver Uthe, seine Mitarbeiterin Yvonne Sachs und Johann Steffan von der Stabsstelle Tourismus eine erste Bilanz der Erfassung der Kleindenkmale vor, angelehnt an das landesweite Projekt, das die Denkmalpflegerin Martina Blaschka koordiniert.

Als diese im Februar 2010 nach Lörrach kam, hatte das Team aus dem Landratsamt schon über hundert Ehrenamtliche motiviert, die sich über die Vorgehensweise und die Formalien der Dokumentation informieren ließen. Auch die Bürgermeister waren gewonnen, die halfen, das Vorhaben auf der lokalen Ebene zu propagieren. Bald liefen die Rückmeldungen ein; zehn Themenfelder füllten sich mit Beispielen: „Recht und Revolution“ mit Zeugnissen der Ereignisse von 1848, die sich hier konzentrierten. Der Bogen spannt sich von Sühnekreuzen zum nie vollendeten Schlageter-Denkmal. „Religion und Glauben“ kann mit jungsteinzeitlichen Zeugnissen aufwarten: einem Menhir und dem Heidenstein bei Schwörstadt. „Krieg und Frieden“ reicht vom Denkmal für den Türkenlouis auf dem Tüllinger Berg bis zu Festungsrelikten aus den beiden Weltkriegen und den Spuren einer Peilanlage der Luftwaffe. Dem Einwand, Westwallbunker sprengten den Rahmen der Kleindenkmale, begegnet Oliver Uthe im Vorwort mit einem Plädoyer für großzügige Auslegung.

Die Gewährsleute trugen sprechende Zeugnisse aus der Arbeitswelt vergangener Zeiten zu den Themen „Landwirtschaft“, „Wald und Weinbau“, „Bewässerung“ sowie „Transport und Verkehr“

zusammen. Salmenwaage, Eichhäuschen, Viehwaage, Milchhüsli, Bienenstöcke, Eiskeller, Stollen-  
eingänge als Hinweise auf alten Bergbau sind Stichwörter, die erkennen lassen, dass die Pflege  
dieser kleinen Kulturdenkmale auch im Hinblick auf den Tourismus lohnt. Die Aktion „Klein-  
denkmale im Landkreis Lörrach“ brachte in kurzer Zeit eine erstaunliche Ausbeute, die hier in attraktivem Rahmen wohlgeordnet präsentiert wird. Die Qualität der Kommentare und der Bilddokumente fiel unterschiedlich aus, was nicht verwundern darf angesichts der zahlreichen Beiträge (40 Personen sind allein im Bildnachweis genannt) und der zügigen Veröffentlichung. Die Publikation versteht sich als Zwischenbilanz. Das gesamte, stets wachsende Material ist im Kreisarchiv einsehbar.  
Renate Liessem-Breinlinger

GUIDO LINKE: Freiburger Münster – Gotische Skulpturen der Turmvorhalle, hg. vom Freiburger Münsterbauverein (Schriftenreihe Münsterbauverein 1), Rombach Verlag, Freiburg 2011, 88 S., zahlr. Abb. und Pläne.

Der Freiburger Kunsthistoriker zählt 37 Großfiguren, 54 weitere Figuren in den Archivvolten, an die 100 kleine Figuren im Tympanon sowie 14 außen am Turm (S. 63). Von den insgesamt mehr als 200 figürlich und ornamental ausgeformten Bauelementen sind viele in gut reproduzierten Abbildungen zu betrachten.

Das Bild-, Programm' hat die Ausführenden vor gewaltige Herausforderungen gestellt, wohl in den Jahren um 1270. Da auch andere Fragen nicht eindeutig zu beantworten sind, sahen Kenner und Liebhaber sich wiederholt zu gewagten Spekulationen angeregt. Der Autor begnügt sich mit behutsamen Schlüssen und meint, der leitende Bildhauer habe sich von einem theologisch geschulten Berater Ideen geben lassen. „Dabei war das Gedankengut der christlichen Heilslehre mit den Mitteln der Kunst in eine anschaulich nachvollziehbare Form zu bringen“ (S. 15). Herausgekommen ist ein Sonderfall in der Geschichte der gotischen Plastik, ein Sonderfall von europäischem Rang.

Der Autor geht auf Stile und Werkstätten ein, erläutert Fachbegriffe wie „Trumeau“ und „Tympanon“ und weist thematische Zusammenhänge auf: Heiligenverehrung, Liturgie, Recht, Theologie, Wallfahrt. Er vergleicht in Freiburg gefundene Lösungen mit solchen in Straßburg und anderen Orten. Hinweise auf Veränderungen aus späteren Zeiten sind schon deshalb willkommen, weil bei Führungen nicht selten unberücksichtigt bleibt, was ergänzt wurde. Dazu gehören die in der Neuzeit vorgenommene Farbfassung (leuchtend seit der Restaurierung 1999-2004), die Erneuerung des Kopfes der Synagoge (ursprünglich hat sie ihn gewiss geneigt gehalten; Abb. S. 53). Erst seit dem 19. Jahrhundert gibt es die Taube auf der rechten Hand Marias in der Verkündigungsszene, die Malerpalette in der Hand einer der *Artes liberales* (eine Umdeutung oder Verfälschung) sowie den ‚Nasentrompeter‘.

Der Band eröffnet eine Schriftenreihe zu „interessanten Themen des Freiburger Münsters“ (Vorwort); deshalb seien Anregungen erlaubt: Bezüge auf die Bibel sollten möglichst nachgewiesen werden; ein (Mt 25,1-13), wie auf S. 39, stört den Lesefluss nicht. Unter den Abbildungen ist Platz für bis zu vier Textzeilen; doch statt ausführlicher Legenden findet man nur „Eva“, „Gott“ (S. 42 bzw. 51). Fortlaufend durchnummerierte Abbildungen erleichtern Verweise und ersparen dem Leser unnötiges Suchen. Genannte Autoritäten – etwa der Physiologus (S. 31) – sollten im Literaturverzeichnis erscheinen. Auf die Folgebände darf man gespannt sein.  
Norbert Ohler

HANS MERKLE: Carl Wilhelm – Markgraf von Baden-Durlach und Gründer der Stadt Karlsruhe (1679-1738). Eine Biografie, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2012, 239 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Im Vorgriff auf den 2015 bevorstehenden „300. Geburtstag“ der Stadt Karlsruhe ist eine Lebensbeschreibung ihres Stadtgründers, des Markgrafen Carl Wilhelm von Baden-Durlach, anzuzeigen. Nach frühen Lebensbildern von Johann Daniel Schöpflin (1766), Johann Christian Sachs (1773) sowie zuletzt einer biografischen Skizze von Hans Leopold Zollner (1990) legt Hans Merkle eine Arbeit mit dem Anspruch vor, die erste Biografie im eigentlichen Sinne über den Markgrafen zu

bieten; gipfelt doch der kurze Forschungsbericht Merkles in der Feststellung: „Nach einer Biografie sucht man vergebens“ (S. 9). Was den Umfang, die Ausführlichkeit der Darstellung und die zugrunde liegenden Quellenstudien angeht, wird die Veröffentlichung diesem Anspruch auch weitgehend gerecht.

Sehr detailliert beschreibt Merkle das Leben des 1679 geborenen Fürsten von seiner Herkunft und Kindheit über verschiedene Stationen seines Lebens bis zu seinem Tod *unter wiederholten tiefen Seüffzern* (S. 184) am 12. Mai 1738. Dabei sei die scheinbare Nebensächlichkeit der bewussten Reflexion von Namensschreibweisen (wieso wird der Name des Markgrafen mit „C“, derjenige seiner Stadtgründung mit „K“ geschrieben?) positiv hervorgehoben (Anm. 14, S. 195). Die chronologische Darstellung ist in die Kapitel „Erbprinzenjahre (1679-1709)“, „Noch herrscht Krieg (1709-1714)“, „Volle Kraft voraus (1714-1732)“, „Tiefschläge (1732-1738)“ und „Was bleibt?“ unterteilt. Anschaulich werden die Beschränkungen des kleinen Fürstentums beschrieben (dazu eine Landkarte, die die Markgrafschaft Baden-Durlach „im Umriss des heutigen Badens“ zeigt, S. 55): lebten doch „auf dem Territorium nur rund 47.000 Einwohner“ (S. 192) – ein Faktor, der die Handlungsspielräume des Fürsten stark einengte; außerdem wird als weiterer Faktor, der Carl Wilhelms Regierungszeit mitbestimmte, die fast permanente Verwicklung in kriegerische Auseinandersetzungen der mächtigen Nachbarn geschildert. In mehrfacher Hinsicht wird aber auch deutlich, dass die Leistungen seines heute bekannteren Enkels Carl Friedrich, der beachtliche 73 Jahre im Amt war, und auf den die territoriale Entwicklung Badens in mehreren Schritten seit 1771 zurück geführt wird, ohne die Vorarbeit des Großvaters nicht denkbar gewesen wäre. Abgesehen von der Darstellung der historischen Entwicklung enthält Merkles Arbeit verschiedene Kapitel und Abschnitte, die je nach Erkenntnisinteresse zum Beispiel für Themen wie das historische Phänomen der Huldigung (S. 58ff.), die Alchemie (S. 130ff.), den Gartenbau (u.a. S. 81, 101f. und 164f.) und für das Hofleben (S. 117ff.) von Interesse sind. Selbstverständlich wird ausführlich der Planung und Gründung der Stadt Karlsruhe gedacht (u.a. S. 94ff. und 123ff.). Und unvermeidlich bei der Persönlichkeit Carl Wilhelms: Seine Beziehung zu der Geliebten Eberhardine Luise von und zu Massenbach und seine Ausschweifungen mit jungen Hofsängerinnen werden ausführlich thematisiert. Bei der Lektüre fällt ein zuweilen abrupter Wechsel zwischen dem ansonsten sachlichen Ton und eingestreuten saloppen Formulierungen auf, zum Beispiel trifft man auf Spekulationen über „das Getuschel der Durlacher“, denen der Verfasser spekulativ Gedanken wie „Ledig. Ein Kind. Der Vater? Der Markgraf!? Die arme Markgräfin!“ unterstellt (S. 73).

Bei der Charakterisierung des Markgrafen darf eine Beschreibung nach der heutigen Astrologie als Wassermann auf der Basis von „Astroservice.com“ nicht fehlen (S. 14), und die Regelungen zur Absicherung seiner Dienerschaft werden als „eine Art Jobgarantie“ aufgefasst (S. 183). Auch anachronistische Kapitelüberschriften wie „Volle Kraft voraus“ (S. 94) oder „Eine Scheinehe? – nein danke“ (S. 90) gehören zum stilistischen Spektrum. Solche kleineren Einschränkungen schmälern allerdings nicht die positive Gesamteinschätzung der Arbeit. Der Anmerkungsapparat führt aus naheliegenden Gründen zahlreiche Quellenbelege aus den Beständen des Generallandesarchivs Karlsruhe auf. Die Darstellung wird ergänzt durch zahlreiche, zum Teil farbige Abbildungen, durch eine Stammtafel Carl Wilhelms, eine Zeittafel sowie ein Verzeichnis der „natürlichen“ Kinder Carl Wilhelms (d.h. der 33 außerehelichen Kinder des Markgrafen), ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister. Auch angesichts der guten Ausstattung des Hardcoverbandes ist der Preis als vergleichsweise günstig anzusehen.

Johannes Mangei

THORSTEN MIETZNER: Vom Leben auf kleinem Fuß. Zur Geschichte von Mietersheim in Baden, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2012, 368 S., 59 Abb.

„Man war arm, aber nicht verelendet“ in der kleinen Gemeinde Mietersheim. Kleinbauern und Tagelöhner lebten hier; Arbeiterbauern und Arbeiter wurden sie in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg dank der Industrie in der benachbarten Stadt Lahr. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg überschritt die Bevölkerungszahl die Tausendermarke. Thorsten Mietzner legt eine bemerkenswerte Ortsgeschichte vor auf reicher Quellen- und Literaturbasis, gut dokumentiert im wissenschaftlichen Apparat und schon von daher ein Leitfaden für Laienforscher in Sachen Ortsgeschichte. Vorbildlich

auch die Umsetzung überlieferter Zahlenangaben in Tabellen und Grafiken zur Bevölkerungsentwicklung und zu den Vermögensverhältnissen, aus denen der Autor eine soziale Schichtung herausfiltert, die sich durch das Heiratsverhalten bestätigt. Griffig auch seine grundsätzlichen Erklärungen zum Abgabewesen zwischen Mittelalter und Neuzeit neben der Auswertung detaillierter Mietersheimer Quellen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Klärend und nützlich ein knapper überörtlich gültiger Blick auf Herrschaft und Verfassung im Mittelalter.

Überörtlich dürfte auch das Interesse an seinen Ausführungen zum sogenannten „Heddo-Testament“ sein, einer Straßburger Urkunde zur Ausstattung des Klosters Ettenheimmünster von 762, die nicht im Original, sondern nur in Abschriften, denen Fälschungszutaten unterstellt werden, erhalten ist. 2012 wurde es viel zitiert, bot es doch mancher Gemeinde, darunter Mietersheim, Gelegenheit zu einer 1250-Jahrfeier. Mietzner winkt jedoch ab, Mietersheim stehe in einem „kontaminierten Umfeld“. Die älteste gesicherte schriftliche Erwähnung stammt aus dem 12. Jahrhundert. Aus der günstigen Topografie der kleinen Ortschaft am auslaufenden Hang über einer alten Fernstraße schließt Mietzner jedoch auf eine deutlich frühere Gründung.

Ralf Burgmaier, der das Kapitel über die Ur- und Frühgeschichte beisteuert, teilt diese Einschätzung. Durch Bodenfunde sind zwei mittelalterliche Ortskerne belegt, nicht weit vom Zentrum der heutigen Siedlung. Der Autor bewertet sie nicht als Wüstungen, sondern als Verlegung oder wandernden Dorfkern. Spätestens mit dem Bau der Jakobskapelle 1513 (Weihe 1514) sei die Ortskonstanz erreicht worden. Einen eigenen Pfarrer hatten die Mietersheimer nur vorübergehend, ausgerechnet im Dreißigjährigen Krieg, als in rekatholisierten Nachbardörfern Pastoren außer Dienst gesetzt wurden. Das Dorf gehörte davor wie danach zur Pfarrei Dinglingen.

Als Leitmotiv für die Zeit zwischen Mittelalter und Neuzeit präsentiert Mietzner die Lebensgeschichte der Barbara Teusch, einer Mietersheimerin, die mit ihrem ledig geborenen Kind dem aus Lahr gebürtigen Vater in ein Heerlager im Hohenzollerischen folgt, ihn dort ehelicht und fortan zu halten versucht, mit allen Mitteln, Zauberpraktiken nicht ausgeschlossen. Diese farbige Quelle entstand als Protokoll einer gerichtlichen Untersuchung der Frage, ob Barbara Teusch der Zauberei oder Hexerei schuldig sei. Ganz nebenbei lässt sie erkennen, wie geläufig den Mietersheimern Einkaufstouren nach Straßburg waren, zu Fuß zumeist, Männer- und Frauengruppen getrennt, ein Detail, das dem Autor auffiel.

Eine deutliche Zäsur setzt Mietzner mit dem Jahr 1800 zwischen den „beinahe statischen Zuständen des vormodernen Dorfes“ und dem „rasanten Wandel“ der Lebenswelt danach. Die schriftlichen Quellen für die nächsten 200 Jahre sprudeln nun überreich. Der Autor untersucht die Umsetzung der Reformen der neuen badischen Regierung, die an die Stelle der fürstlich nassauischen Herrschaft getreten war. Im Kapitel „Agrarreformen“ stellt er den langwierigen Vorgang der Ablösung der mannigfaltigen alten Abgaben dar, erklärt zum Beispiel das Berechnungsschema der Zehntablösung und liefert die örtlichen Zahlen dazu. Von 1838 bis 1846 dauerte es, bis die Mietersheimer die Ablösesumme bezahlt hatten. Parallel war eine 1815 eingeführte moderne Steuer auf Vermögen zu entrichten. Mietzner bedauert, dass die Quellen es nicht zulassen, bis herunter auf den einzelnen Hof nachrechnen zu können, vermutet aber, dass die Betroffenen mit den alten Abgaben besser fuhren als mit den modernen Steuern und Zinsen, die auf Kredite für die Ablösung zu entrichten waren.

Bevölkerungswachstum, Hungerkrise und Revolution 1848/49, Auswanderung, Aufkommen der neuen Klasse der Fabrikarbeiter, soziale Spaltung zwischen Besitzenden und Lohnabhängigen, Sonderrolle der Arbeiterbauern – das sind Stichwörter zu detaillierten Untersuchungen. Das Wahlverhalten spiegelt die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse: Schon im Kaiserreich wurde die SPD stärkste Partei. Mietzner spricht vom „roten Mietersheim“, das seine besten Zeiten vor 1933 und in der jungen Bundesrepublik erlebte, wobei zwischen Bürgermeisterwahlen und Parlamentswahlen nicht immer Gleichklang herrschte. Das Wirtschaftswunder nach dem Zweiten Weltkrieg bewirkte einen Modernisierungsschub. Eine Luftaufnahme aus den 60er-Jahren zeigt das Dorf mit neuen Wohngebieten, sanierten Straßen und einem Industriegebiet im Westen, aber immer noch mit der unverkennbaren Lage an der Straßengabelung und der intensiv bewirtschafteten Ackerflur am sanft abfallenden Hang. In gutem Zustand präsentierte sich Mietersheim 1972 bei der Eingemeindung in die Stadt Lahr. Diese sei schon immer Taktgeberin gewesen. Renate Liessem-Breinlinger

ROBERT NEISEN: Zwischen Fanatismus und Distanz – Lörrach und der Nationalsozialismus, hg. von der Stadt Lörrach, Stadtarchiv Lörrach, Bötzingen 2013, 280 S., zahlr. Abb.

Historische Veröffentlichungen werden häufig durch erregte politische Debatten angestoßen. So ist auch Robert Neisens Buch entstanden.

Zum Nationalsozialismus und zur Kriegszeit in Lörrach waren zwar bereits einige Veröffentlichungen erschienen, als Beispiele seien hier Hugo Ott (1983), Wolfgang Göckel (1990) und Markus Moehring (1989) genannt. Vor kurzem wurde im Lörracher Stadtarchiv eine ungewöhnliche Fotoserie entdeckt, die ein unbekannter Fotograf, vermutlich ein Polizist, über den Abtransport der Lörracher Juden im Oktober 1940 ins Lager Gurs gemacht hatte. Die Veröffentlichung durch A. Nachama und K. Hesse (2011) hatte große Aufmerksamkeit erregt.

Die Diskussion über den Nationalsozialismus in Lörrach zielte besonders auf die Person des NS-Bürgermeisters und Kreisleiters Reinhard Boos (1897-1979). Die Frage, ob sein Bild in die Galerie der Lörracher Stadtoberrhäupter aufgenommen werden sollte, erhitzte die Gemüter. Daraufhin beschloss der Gemeinderat, die NS-Zeit erneut gründlich aufzuarbeiten und erteilte Robert Neisen den Auftrag.

Somit war klar, dass die Persönlichkeit des umstrittenen Bürgermeisters im Mittelpunkt der Untersuchung stehen würde. Anhand der Quellen sollte geprüft werden, ob Boos wirklich jener vernünftige und menschliche Nationalsozialist gewesen war, als der er sich nach dem Krieg darstellte.

Wie jedoch der Titel zeigt, hat Neisen der Versuchung widerstanden, eine historische Biografie dieser umstrittenen Persönlichkeit zu schreiben. Ohne Zweifel wäre dies ein sehr reizvolles Thema gewesen. Die Verbindung zwischen politischer und privater Lebensgeschichte hätte ein aufschlussreiches Bild eines lokalen NS-Führers ergeben. Gerade die lokalen NS-Offiziellen, die für die Funktionsfähigkeit und Akzeptanz des nationalsozialistischen Systems vor Ort äußerst wichtig waren, haben bisher in ihrer biografischen Prägung nicht genügend das Interesse der Forschung gefunden, die sich bevorzugt auf die Größen des Systems konzentrierte.

Stattdessen beschreibt Neisen in einer breit angelegten Darstellung das Funktionieren des NS-Herrschaftssystems am Fallbeispiel Lörrach, einer kleinen Industriestadt mit rund 20.000 Einwohnern. Durch diesen Ansatz wird eine zu starke Fokussierung auf die Person des Bürgermeisters und Kreisleiters vermieden. Es wird auch deutlich, dass das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus in Lörrach nicht nur mit der Person des Bürgermeisters verknüpft war, sondern durch zahlreiche weitere Akteure bestimmt wurde.

Der Autor entwickelt seine Darstellung in chronologischer Abfolge in fünf ausführlichen Kapiteln. Dabei bringt er immer wieder knappe Verweise auf die allgemeine Geschichte, was besonders Lesern entgegenkommt, die keine vertieften Kenntnisse jener Epoche besitzen.

Das erste Kapitel umfasst den Zeitraum vor dem Ersten Weltkrieg bis zur Machtergreifung 1933. Hier entstand bereits die für die Industriestadt Lörrach typische Spaltung in eine zahlreiche, oft radikale Arbeiterschaft und verschiedene bürgerliche Gruppen, die im Zentrum und bei den Deutschnationalen verankert waren. Die Krisenzeiten der Weimarer Republik trafen Lörrach besonders hart und vertieften die Gräben zwischen den Gruppen. Aber die Ortsgruppe der NSDAP blieb lange Zeit bedeutungslos und konnte davon nicht profitieren. Erst ab 1930, als der energische Boos die Führung übernommen hatte, erfolgte ein schneller Aufschwung. 1932 erhielt sie die meisten Wählerstimmen (34,9 %) und überrundete die KPD (23,9 %).

Die Phase der Machtergreifung und Gleichschaltung (Kapitel 2) verlief ähnlich wie in anderen Städten. Boos wurde zuerst als Kommissar eingesetzt, bevor er durch „Wahl“ das Bürgermeisteramt übernahm und die Stadtverwaltung „säuberte“.

Im folgenden dritten Kapitel „Nationalsozialismus in der Praxis: Die Politik von Boos in den Jahren 1933-1941“ findet nun Boos' Kommunalpolitik eine breite Darstellung. Dabei musste er schnell die Erfahrung machen, dass sich die politische Praxis meist als mühevoll erwies und wenig Erfolge brachte. Die finanzielle und wirtschaftliche Lage der Stadt blieb weiterhin katastrophal und besserte sich nur langsam. Auch der Abbau der Arbeitslosigkeit blieb hinter dem Reichsdurch-

schnitt zurück. Sein hektischer Aktionismus und seine Radikalität mussten häufig von den vorgesetzten Behörden gebremst werden, denn das Regime legte offenbar Wert darauf, die Bevölkerung nicht zu vergraulen. Zudem herrschten unter Boos Korruption und Vetternwirtschaft, was bei der Bevölkerung nicht gut ankam. Auch sein persönliches Bild schwankt stark. Er war streitsüchtig und überzog seine Gegner mit Prozessen. Obwohl radikaler Antisemit, schützte er andererseits eine jüdische Mitbürgerin, eine Schulkameradin; ebenso scheint er selbst nicht aktiv an der Synagogenzerstörung teilgenommen zu haben.

Auf die Rolle der NSDAP-Ortsgruppe geht Neisen nicht explizit ein, doch an einzelnen Stellen tauchen auch die Leute neben Boos auf. Neben den Ausführungen zu ihrem Mitgliederprofil (S. 39) werden auch andere Belege gebracht, die zeigen (so z.B. S. 170, 171 und 183), dass es neben dem Bürgermeister auch einige andere NS-Persönlichkeiten gab, die sich als kleine „Boos“ aufführten. Offen bleibt auch das Verhältnis von Boos zu seiner Ortsgruppe. Wie standen die Parteimitglieder hinter ihrem Leiter?

In diesem umfangreichen Kapitel spricht der Autor weitere interessante Aspekte nationalsozialistischer Herrschaft an (Zwangsarbeiter, Verfolgung von Randgruppen, Verhältnis zur Schweiz usw.), die bisher weniger beachtet worden waren.

Im vierten Kapitel „Zustimmung, Verfolgung, Distanz: Die Volksgemeinschaft in Lörrach“ versucht sich der Autor an einem schwierigen Thema. Wie lässt sich die Haltung der Lörracher Bevölkerung, der „Volksgemeinschaft“, beschreiben und einschätzen? Neisen betont ihre Heterogenität – eine starke Arbeiterschaft, die ursprünglich der SPD und KPD angehört hatte, ein liberal-konservatives gehobenes Bürgertum – und kommt zur Einschätzung, dass das System zahlreiche innere Bruchlinien aufgewiesen habe und die Bevölkerung zunehmend auf innere Distanz gegangen sei. Für diese Einschätzung scheint dem Rezensenten jedoch die benutzte Materialgrundlage zu schmal. Die Vorgänge besonders am Kriegsende zeigen, dass in der Bevölkerung trotz Desillusionierung und Enttäuschung die Strukturen und Mentalitäten des Nationalsozialismus wirksam blieben und die Treue zur Führung nicht in Frage gestellt wurde. Diese Feststellung zu den Lörracher Verhältnissen würde sich weitgehend mit den Befunden decken, die der britische Historiker Kershaw in seinem neuen Buch über das Ende des „Dritten Reiches“ herausgearbeitet hat.

Hier ist anzumerken, dass in diesem Zusammenhang ein wichtiger Aspekt der NS-Herrschaft in Lörrach fehlt. Lörrach war auch Sitz einer Gestapo-Dienststelle – die brutale Ermordung mehrerer Fremdarbeiter und Häftlinge am Kriegsende wird ausführlich geschildert. Interessant wären hier die Lageberichte der Gestapo bzw. des SD zur Stimmung der Bevölkerung. Leider sind z.Z. nur einzelne bis 1935 bekannt, denn die Gestapo wie die NSDAP-Ortsgruppe hatten ihre Akten vor dem Einmarsch der Franzosen vernichtet. Wenn hier noch neue Quellenfunde auftauchen würden, könnte dies das Bild der Lörracher „Volksgemeinschaft“ möglicherweise präzisieren. Neben dem staatlichen Repressionsapparat blühte in der Stadt ein Denunziantentum, das der personell unterbesetzten Gestapo ihre Arbeit erleichterte.

Das letzte Kapitel schließt mit den Ereignissen in Lörrach während des Zweiten Weltkriegs. Nach einem Überblick über die zunehmenden Schwierigkeiten, die das Kriegsgeschehen auch für die Stadt brachte, geht Neisen auf die Ereignisse am Kriegsende ein. Hier widerlegt er die Legende, die kampflöse Übergabe der Stadt an die heranrückenden Franzosen, um sinnloses Blutvergießen zu vermeiden, sei Boos' Verdienst gewesen. Wie die Quellen zeigen, war er im Gegenteil entschlossen, mit einem Volkssturmaufgebot einen aussichtslosen Kampf zu führen. Erst als er nach kurzem, schwerem Kampf an der Lucke verletzt wurde, kapitulierte er.

Fazit: Ein gutes Buch! Ein wichtiges Buch, das die bisherigen Erkenntnisse erweitert und wissenschaftlich vertieft! Der Autor scheut nicht vor klaren Bewertungen zurück, dabei bleibt seine Darstellung immer ausgewogen und differenzierend; auch der Handlungsspielraum der Beteiligten wird beachtet. So wird ein beeindruckendes Bild der NS-Herrschaft in einer kleinen Stadt entworfen. Doch damit ist in Lörrach das Thema „Nationalsozialismus“ nicht abgeschlossen, sondern das Buch lässt weitere ertragreiche Forschungsfelder erkennen, die es noch zu bearbeiten gilt, z.B. wie die Entnazifizierung in der Stadt verlaufen ist.

Willy Schulze

WINFRIED STUDER: Historisches Schaufenster Neuenburg am Rhein, Sutton Verlag, Erfurt 2013, 94 S., 50 Abb.

Wie kaum eine andere Stadt im südlichen Oberrheingebiet blickt Neuenburg am Rhein auf eine bewegte, von vielen Naturkatastrophen und Kriegszerstörungen geprägte, tragische Geschichte zurück. Die im späten 12. Jahrhundert unter den Herzögen von Zähringen gegründete Stadt nahm dank ihrer verkehrsgünstigen Lage einen raschen wirtschaftlichen Aufschwung. Seit dem 15. Jahrhundert kam es in zunehmendem Maße zu Schäden durch Rheinhochwässer, was letztlich zur Erosion eines Drittels des Stadtgebietes führte. Die Stadt litt unter Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg und wurde schließlich im Spanischen Erbfolgekrieg 1704 völlig dem Erdboden gleichgemacht. Sie blieb danach zehn Jahre unbewohnt. Das wieder aufgebaute Neuenburg konnte nicht wieder an seine einstige Bedeutung anknüpfen. Schließlich kam es 1940 und 1944 zur erneuten vollständigen Zerstörung. Von der Vorkriegsbebauung sind im heutigen Stadtbild keine sichtbaren Reste erhalten.

Es ist schwierig eine derart heimgesuchte Stadt, von deren Geschichte es kaum sichtbare Relikte gibt, griffig vorzustellen. Winfried Studer unternimmt diesen Versuch dennoch in Form eines historischen Schaufensters. In 32 Kapiteln, meist zwei bis drei Seiten lang und mit ein bis zwei Bildern illustriert, zeichnet er wesentliche Epochen der Stadtgeschichte anschaulich nach. Meist geht er von historischen Versatzstücken, wie Bildwerken, historischen Karten oder Fotografien aus, um an ihnen einen Teilaspekt der Stadtgeschichte zu entwickeln.

Sein zeitlicher Bogen spannt sich dabei von der Gründung Ende des 12. Jahrhunderts bis zur archäologischen Untersuchung der Stadtmauer im Jahr 2012. Thematisch werden Aspekte der Herrschafts- und Kirchengeschichte, das Zunftwesen, das Brauchtum, der Weinbau und unvermeidlich die Kriegszerstörung und der Wiederaufbau behandelt. Dem Autor gelingt es dabei in leicht verständlicher Sprache dem Leser die Geschichte und Geschichten Neuenburgs nahe zu bringen. Dies ist nicht weiter erstaunlich, denn er ist als langjähriger Hauptamtsleiter der Stadt zugleich auch ehrenamtlicher Archivar und Museumsleiter ein profunder Kenner seiner Stadt. Der besseren Lesbarkeit ist geschuldet, dass er keine Zitate angibt. Für Leser, die sich erstmals mit Neuenburg beschäftigen, wäre hingegen eine kurze einführende Bibliografie mit weiterführender Literatur hilfreich gewesen. Dies schmälert allerdings nicht den Wert des lesenswerten Buches. Bertram Jenisch

Weihrauch & Pulverdampf. 850 Jahre Freiburger Stadtgeschichte im Quartier Unterlinden, hg. von BERTRAM JENISCH und PETER KALCHTHALER (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 64), Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Esslingen 2011, 95 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Der im Auftrag der Mitveranstalter erschienene Begleitband zu der vom 25.10. bis 30.12.2011 in der Meckel-Halle der Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau gezeigten Ausstellung „Weihrauch und Pulverdampf“ begleitet den Leser auf eine virtuelle Reise durch die fast 1.000-jährige Geschichte des Stadtquartiers Unterlinden. Der Grund für Ausstellung und Begleitband sind die am nordwestlichen Rand der Freiburger Altstadt zwischen November 2007 und September 2008 durchgeführten archäologischen Untersuchungen, anlässlich der Ersetzung des 1953 errichteten Gebäudes der „Badischen Kommunalen Landesbank“ durch einen Neubau. „Auf dem Baugelände fanden sich archäologische Relikte, die bis in die Zeit der Stadtgründung Freiburgs im 12. Jahrhundert zurückreichen, ferner Spuren des Predigerklosters mit seinen zahlreichen Umbauten. Am Rand der Grabung wurden Reste der Vauban'schen Festung Freiburgs erkannt und selbst Spuren der verheerenden Bombennacht am 27.11.1944 archäologisch untersucht.“ Deutlich erläutert dieser Ausschnitt aus dem vom Abteilungspräsidenten im Regierungspräsidium Stuttgart und Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege, Prof. Dr. Wolf, verfassten Vorwort den Zeitbogen der archäologischen Befunde, die die Grabungsarbeiten ans Licht gebracht haben. Die sechs Kapitel des Bandes stellen in chronologischer Reihenfolge die Ausgrabungsergebnisse dar. Die vom 2. bis 4. Kapitel (S. 23-68) zahlreich eingefügten Fotos und digitalen Rekonstruktionen ermöglichen es z.B. dem Leser, die einstige Gesamtanlage des Dominikanerklosters betrachten zu können oder einen Blick

auf die Innenansichten des Langhauses der Kirche in Richtung Westgiebel oder Lettner zu werfen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die am Computer entstandenen Bilder im Vergleich zu den im Laufe der elf Monate dauernden Grabungsarbeiten aufgetauchten archäologischen Befunde dominieren, vielmehr wird jedes Kapitel auch von Fotos aus dem Grabungsgelände begleitet. Bezeichnend dafür sind die Abbildung Nr. 28 (S. 33), die das Fundament des Lettners am Übergang vom Langhaus zum Chor zeigt, und die Abbildung Nr. 48 (S. 83), welches die Anfertigung eines dreidimensionalen Abgusses eines Teils des Bombenkellers durch das Restauratorenteam Riens/Hubert-Kühne wiedergibt; dieses Abbild erlaubt, die Schicht aus Brandschutt vom Teil eines einst an der Predigerstr. 6 gelegenen Kellers fast mit den eigenen Händen zu berühren. Der reiche Abbildungsteil des Bandes schließt mit einem Foto ab, das die symbolische Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart in dem „Quartier Unterlinden“ repräsentiert: das restaurierte Bronzerelief des Dominikaner Philosophen und Theologen Albertus Magnus (ca. 1205-1280), der von 1236 bis 1238 das Amt des Lesemeisters im Kloster in Unterlinden ausübte. Seine erhobenen Hände, die an die liturgische Gebetshaltung beim „Vater Unser“ erinnern, scheinen den göttlichen Segen für ein renoviertes Stadtviertel zu erbitten, das mit seinen Neubauten eine neue Seite in seiner 850-jährigen Geschichte schreiben will.

Marco Leonardi

ULRICH ZASIUS: „Geschichtbuch“ der Stadt Freiburg im Breisgau. Eine Sammlung exemplarischer Einzelfälle zur städtischen Politik, Rechts- und Verwaltungspraxis im Spätmittelalter, Bd. 1: Text, hg. von HANS SCHADEK (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 40/1), Stadtarchiv Freiburg, Freiburg 2012, 264 S., 23 Abb.

Neue Besen kehren gut. Diese Erfahrung konnten die Freiburger Stadtväter am Ende des 15. Jahrhunderts in vollem Umfang bestätigen. Denn kaum hatten sie den Stadtschreiber Ulrich Zasius aus dem aargauischen Baden in ihre eigene Stadt berufen, begann dieser mit Ordnungsarbeiten, die eine sorgfältigere Verwaltung in Gang setzen sollten. Unverzüglich organisierte er die Akten- und Buchführung seines Amtes um, indem er etwa neue Buchserien einführte. Dazu gehörte auch ein Band, auf dessen Pergamenteinband er den Titel einprägen ließ: „Geschichtbuch“.

Der langjährige Direktor des Stadtarchivs Freiburg, Hans Schadek, legt nun in einer überzeugenden Edition den vollständigen Text dieses wertvollen Zeugnisses zur Stadtgeschichte Freiburgs vor. Auf zwei Wegen führt er den Leser zur Handschrift hin:

1. 23 Schrifttafeln vermitteln eine Vorstellung der verschiedenen Schreiberhände, die von 1494 bis 1504 an dem Band gearbeitet haben: Ulrich Zasius selbst und sein bisher nicht identifizierbarer Gehilfe, der nach Diktat seines Vorgesetzten geschrieben hat; Jakob Mennel, 1496 Nachfolger im Stadtschreiberamt, sowie dessen Nachfolger Ulrich Wirtner (1500-1504) mit ihren jeweiligen Substituten. Etwa ein Drittel der Abbildungen zeigt die charakteristischen Schriftzüge, wie sie das „Geschichtbuch“ festgehalten hat. Die übrigen Abbildungen sind meist den städtischen Protokoll- und Statutenbüchern entnommen, in denen sich identifizierbare Einträge der „Geschichtbuch“-Schreiber befinden.

2. Im Vorspann des Inhaltsverzeichnisses bietet der Editor dem Leser eine hochwillkommene Hilfe, indem er sämtlichen Überschriften der 49 Berichte des Geschichtsbuches ein Kurzregest zu deren Inhalt beifügt. Das erleichtert die Lektüre außerordentlich, sodass man sich sehr rasch in den eigentlichen, über 250 Seiten langen Text der Handschrift einliest. Und es lohnt sich! Man gewinnt wirklich einen Einblick in das pralle Leben der Kommune um 1500. Hier seien nur einige Stichworte genannt: Konflikte und Regelungen mit den Zünften, mit den Klöstern in und um Freiburg, mit dem Klerus, mit der Vorderösterreichischen Herrschaft, mit benachbartem Adel oder mit Kommunen. Manches aus der Sammlung war auch schon durch frühere Publikationen bekannt, wie etwa die gewalttätige Auseinandersetzung mit den Ebringern nach der Kirchweihe 1495 oder der große Empfang, den die Stadt den Teilnehmern des Reichstags von 1497/98 bot, selbst die Speisefolge des Festessens wurde detailliert festgehalten.

In der Intention von Zasius sollte das neu angelegte Buch an wichtige Vorgänge des städtischen Lebens erinnern *zu einer ewigen gedachtnus, das man sich hienach wisse darnach zu richten*. Bewährte Verhaltensmuster konnten in Geschichte abgerufen werden. Mennel sah sich deshalb auch

veranlasst, *den mercklichen inhalt dis buches* durch ein alphabetisches Schlagwortregister zu erschließen.

Mit nahezu 1.100 Fußnoten kommentiert der Editor den Text durch kritischen Apparat, Sach- und Namensregister. Allerdings muss er bei den Namen häufig nur auf den kommenden Band 2 der Edition verweisen, worin die Ratsbiografien und einige weitere biografische Skizzen von Personen, die nicht dem Rat angehören, zusammengefasst werden sollen. Es wäre wünschenswert, dass dieser Band weniger lange auf sich warten ließe als der erste, über dessen editorische Mühen und Widrigkeiten H. Schadek beredt Auskunft gibt.

Eugen Hillenbrand



# Vereinschronik 2013

## Vorstand

Dr. CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL, 1. Vorsitzende  
RENATE LIESSEM-BREINLINGER, 2. Vorsitzende  
ANITA HAFNER, Schriftführerin  
JANNINE und DARGLEFF JAHNKE M.A., Kassenführer

## Ausschuss

Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, UWE FAHRER, Dr. KARL-ERNST FRIEDERICH,  
INGRID KÜHBACHER, PETER KÜHN, CLEMENS JOOS M.A., FRANK LÖBBECKE M.A.,  
Dr. UTE SCHERB, Prof. Dr. DIETER SPECK, Dr. THOMAS STEFFENS,  
Dr. HANS-PETER WIDMANN, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

## Veranstaltungen 2013

27. Januar Gedenkveranstaltung zum „Auschwitztag“. (Veranstaltung der Stadt Freiburg)
16. März Vortrag „Joß Fritz und der Bundschuh zu Lehen 1513“ von Prof. Dr. Dr. h.c. Horst Buszello. (Veranstaltung der Ortsverwaltung Freiburg-Lehen in Kooperation mit dem Breisgau-Geschichtsverein)
15. April Mitgliederversammlung mit Kurzvortrag über „Hermann Ganter“ von Renate Liessem-Breinlinger.
27. April Vormittagsexkursion nach Hartheim mit Besichtigung des historischen Gasthauses Salmen mit Schwanitz-Memoria und Besuch des Weinstetter Hofes auf Gemarkung Bremgarten mit Renate Liessem-Breinlinger, Edmund Weeger und Prof. Dr. Peter Volk. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut)
14. Mai Führung durch die Brauerei Ganter.
20. Juli Vormittagsexkursion nach Freiburg-St. Georgen und Besichtigung des Gasthauses „Stube“ mit Renate Liessem-Breinlinger, Gitta Reinhardt-Fehrenbach und Prof. Dr. Peter Volk. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut)
22. Juli Vortrag „Das Zeug trinkt hier niemand! Coca-Cola und der badische Wein. Ein Beitrag zur Amerikanisierung des Geschmacks“ von Dr. Peter Exner.

10. Oktober Vortrag „Lisbeth Bissier (1903-1989). Werkstattbericht zur Biografie einer Freiburger Künstlerin“ von Renate Liessem-Breinlinger. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Museum für Neue Kunst und dem Landesverein Badische Heimat)
18. November Vortrag „Großherzog Ludwig I. von Baden (1763-1830) – ‚Reaktionärer Reserveregent‘ oder eigentlicher ‚Gründer‘ des Badischen Staates?“ von Nikolaus von Gayling-Westphal M.A.
2. Dezember Vortrag „Die heilige Elisabeth in Freiburg im Breisgau“ von Prof. Dr. Werner Heiland-Justi.
12. Dezember Buchvorstellung „Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte im Mittelalter“, hg. von Jürgen Dendorfer, R. Johanna Regnath und Hans-Peter Widmann. (Veranstaltung in Kooperation mit der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut, dem Landesverein Badische Heimat, dem Münsterbauverein und dem Stadtarchiv)

Fortsetzung der Vortragsreihe „Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte im Mittelalter“

In Kooperation mit der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut Freiburg i.Br. e.V., dem Landesverein Badische Heimat e.V., dem Münsterbauverein Freiburg e.V. und dem Stadtarchiv Freiburg.

7. Januar Vortrag „21. September 1457 – Die Universität wird gegründet“ von Prof. Dr. Dieter Mertens.
21. Januar Vortrag „30. Juni 1372 – Die Freiburger Grafen regeln den Bergbau“ von Prof. Dr. Heiko Steuer.
4. Februar Vortrag „22. Februar 1424 – Die Juden werden aus der Stadt vertrieben“ von Dr. Heinrich Schwendemann.
18. Februar Vortrag „24. Oktober 1497 bis 6. September 1498 – Freiburg beherbergt den Reichstag“ von Dr. Ulrich P. Ecker.
4. März Vortrag „5. Dezember 1513 – Der neue Münsterchor wird geweiht“ von Dipl.-Ing. Yvonne Faller.

## Kassenbericht 2012

	EURO
1. Einnahmen	
Mitgliedsbeiträge . . . . .	12.120,00
Zuschüsse . . . . .	6.500,00
Verkauf Schau-ins-Land . . . . .	672,75
Spenden . . . . .	878,03
Exkursionen . . . . .	465,00
Sonstige Einnahmen . . . . .	188,52
Auflösung Rückstellungen . . . . .	<u>6.100,00</u>
Summe Einnahmen . . . . .	<u>26.924,30</u>
2. Ausgaben	
Jahrbuch 2011 . . . . .	17.299,69
Vorträge Honorare/Reisekosten . . . . .	699,15
Vorträge Miete/Nebenkosten . . . . .	1.577,93
Ausgaben Vereinsprogramm . . . . .	1.482,96
Exkursionen . . . . .	1.233,00
Geringfügige Wirtschaftsgüter GWG . . . . .	0,00
Sonstige Ausgaben . . . . .	1.895,59
Aufwandsentschädigungen . . . . .	2.875,00
Werkverträge . . . . .	2.000,00
Bildung Rückstellungen . . . . .	<u>4.000,00</u>
Summe Ausgaben . . . . .	<u>33.063,32</u>
3. Jahresergebnis aus dem Jahr 2012 . . . . .	<u>- 6.139,02</u>
4. Überschuss Vorjahre per 31.12.2011 . . . . .	<u>6.862,17</u>
5. Überschuss per 31.12.2012 . . . . .	<u>723,15</u>

## Mitgliederwesen

### *Mitglieder*

Stand 1. Oktober 2013:	821 (davon 112 Tauschpartner)
davon Sektion Bad Krozingen:	176
Sektion Hachbergerland:	44
Sektion Staufen:	63
Sektion Waldkirch:	24
Neuzugänge:	14
Austritt/Tod:	31

### *Mitgliedsbeitrag*

Hauptverein jährlich € 22,00 (Pensionäre/Rentner, Studenten/Schüler € 15,00).  
Sektionen Bad Krozingen, Hachbergerland (Emmendingen), Staufen und Waldkirch  
jährlich € 18,00.

### *Bankverbindung*

Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau 2028602 (BLZ 680 501 01)  
Abbuchungsermächtigung erwünscht.

### *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“*

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

### *Internet*

[www.breisgau-geschichtsverein.de](http://www.breisgau-geschichtsverein.de)



